~~...z — 3 Vol~~

~~3 Vol 1004,8~~

Biogr. 3216 s/(1

Sahlmann.

[Verf.: Christian Gottfried Stein]

<36628344000012

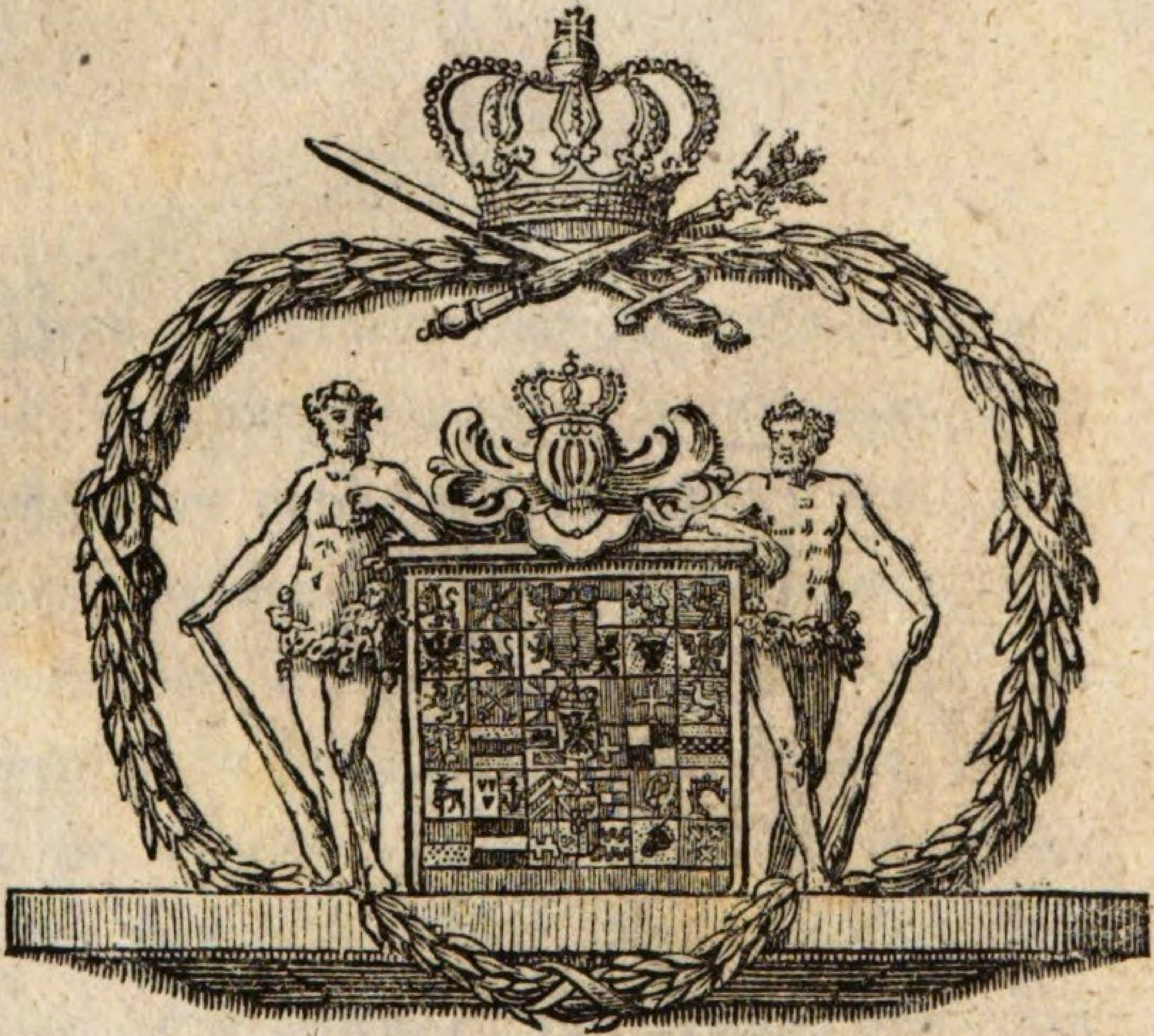
<36628344000012

FS Bayer. Staatsbibliothek

FRIEDERICH. II.

[Christian Gottfried Stein] Oa

Charakteristik
Friedrichs des Zweiten,
Königs von Preußen.



Erster Theil.

Berlin, 1798,
bei Johann Friedrich Unger

Sel 56/108

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Wenn eine Nazion auf die weise Regierung und die ausgezeichneten Handlungen ihrer Beherrscher aufmerksam ist, und das, was davon gesammelt wird, mit Begierde und Theilnahme lieset; so beweiset dies gewiß am sichersten die Liebe und die Zuneigung, welche sie für dieselben empfindet. Die Franzosen gaben uns davon schon längst vielfältige Beweise. Sie zeichneten eine Menge Anekdoten auf, nicht allein von den ehemaligen Regenten dieses Landes, sondern auch von ihren Feldherren, Ministern und Gelehrten. Und in der That haben diese Anekdoten bei einer sorgfältigen Prüfung oft größern Werth, als

die Resultate vieler historischer Folianten voll trockener, zeitungsmäßiger und gedehnter Erzählungen.

Auch Friedrich, der in jeder Sache so richtig sah, war hiervon überzeugt. Als einst von dem Herzoge von York die Rede war, sagte er (s. 2r Th. S. 189.): »Ich habe den Herzog oft in kleinen Dingen beobachtet, wo er gar nicht vermuthen konnte, daß ich auf ihn sah. In solchen Kleinigkeiten achtet der Mensch gar zu oft nicht auf sich selbst, und macht sich dann eben da weit mehr kund, als in großen Dingen, wo man sich immer zusammenfaßt, weil man weiß, daß man von andern Menschen beobachtet wird.«

Dies war auch der Fall bei Friedrich. Und in der That sind Züge, welche den Charakter eines der größten Könige, den je die Welt sah, bestimmen, der Aufmerksamkeit eines jeden werth, der seine Größe zu fühlen im Stande ist. Sechs und vierzig Jahre lang

war er der merkwürdigste Mann in Europa, und von einem solchen Manne ist auch der kleinste Zug des Aufbehaltens werth. Seine Zeitgenossen haben ihn geschätzt; aber noch die spätesten Nachkommen werden seine Thaten, die so viel Außerordentliches haben, bewundern, und vielleicht einige nur den Täuschungen der Vorwelt zuschreiben. Leicht kann man es sich daher denken, warum alles, was diesen erhabenen Monarchen betrifft, mit Begierde gelesen, ja warum selbst das, was nur einen geringen Schein von Wahrheit hat, ohne alle Untersuchung gern aufgenommen ward. Wer die ganze Regierungsperiode Friedrichs übersieht, wird darin beinahe alles das vereint antreffen, was in der Geschichte der berühmtesten Völker des Alterthums Jahrhunderte hindurch zerstreut angetroffen wird. Denn nie hat wol außer ihm ein König geherrscht, der durch Weisheit und Verstand sich allgemeine Schätzung erwarb, der von dem gesitteten Theile der Erde, ja selbst da, wo Verfeinerung noch immer stark mit Bar-

barei vermischt ist, überall verehrt und bewundert ward, dem selbst seine Feinde beschämt die Größe zugestanden! Man sieht, je mehr man ihn beobachtet, so viel Eigenschaften in ihm vereinigt, die sonst sich fast nie zusammenfinden; bei so vielem Heldenmuthe und bei so vielen Talenten zum Kriege, so unermüdetes Bestreben, alle Künste des Friedens und alle Wohlthaten desselben in seinen Staaten auszubreiten!

Schon bei Friedrichs Leben wurden viele Anekdoten von ihm erzählt, besonders in Berlin, wo über alle Gegenstände freimüthig und unbefangen zu sprechen, seit dem Regierungsantritte dieses großen Monarchen, allgemein gewöhnlich war. Die meisten von diesen Anekdoten waren ganz falsch, und bloß ersonnen, um Anspruch auf eine genaue Kenntniß des Innern der preußischen Regierung und des Königs selbst machen zu können. Nach seinem Tode, als durch seine unsterblichen gedruckten Werke die Augen von Eu-

ropa auf ihn von Neuem gerichtet waren, wurden alle diese Anekdoten begierig wieder hervorgesucht und gedruckt. Befriedigung der Neugierde, welche mehr auf die angenehme Darstellung, als auf die Wahrheit einer Erzählung sieht, war der Hauptzweck der Herausgeber derselben. Wenn man die Schriften eines Nikolai, Büsching, u. s. w. ausnimmt, so war bei den meisten Wahrheit mit Irrthum so vermischt, daß es viele Mühe erforderte, beides zu finden; und auffallende Verwechselungen verunstalteter Namen bekannter Menschen und auch oft platte Unwahrheiten waren keine seltene Erscheinung in denselben. Diese Fehler sind nicht so klein und gering, als sie von unwissenden oder gewöhnlichen Lesern, die nur Unterhaltung suchen, gemeiniglich gehalten werden. Sie stellen den Charakter mancher Begebenheiten, und zum Theil auch den Charakter des Königs selbst, in ein falsches Licht, und machen natürlich den besser unterrichteten Leser mißtrauisch, der daher oft auch das, was

richtig ist, bezweifelt, weil er mehrere wirkliche Unrichtigkeiten in dem Buche fand.

Die »Anekdoten und Charakterzüge aus dem Leben Friedrichs des Zweiten,« welche zu Berlin bei Hrn. Unger in 19 auf einander folgenden Sammlungen, von 1786 bis 1789, herauskamen, sind von dem Publikum mit der verdienten Theilnahme aufgenommen worden. Sie waren bestimmt, jeden Charakterzug des großen Mannes, den sie betreffen, aufzuzeichnen, und jede Art seiner Kenntnisse und seines Scharfsinns zu erwähnen, um eben daraus den großen Geist näher kennen zu lernen, den Friedrich besaß. Und wenn auch einige Stellen in denselben vorkamen, die auf die Benennung »merkwürdig« weniger Anspruch zu machen scheinen, so muß man bedenken, daß die Rede von einem Könige war, der als Held, als Gelehrter, als Staatsmann, ꝛc. gleich groß war, und daß jedes richtige Urtheil, welches er bei einer dem Leser unbedeutend

scheinenden Sache fällte, doch immer zu den Denkwürdigkeiten desselben gehört.

Auch in England, wo man mit so vielem Enthusiasmus von unserm Friedrich sprach und spricht, las man diese ins Englische übersetzte Schrift sehr häufig. Die sieben ersten Hefte sind unter folgendem Titel ins Englische frei übersetzt worden: »Characteristick Anecdotes and miscellaneous authentic Papers, tending to illustrate the Character of Frederic II late King of Prussia with explanatory notes and observations, by B. H. Latrobe. London printed for Stockdale, 1788. 8.« Die von dem Verfasser, einem sich in London aufhaltendem Schweizer, beigefügten Anmerkungen sind aber sehr unbeträchtlich, und bedürfen bei den vielen eingemischten Irrthümern neue Berichtigungen. Die andre Übersetzung der acht ersten Hefte jener Sammlung führt den Titel: »Anecdotes and Characteristicks of Frederic the Great, late King

of Prussia, selected and translated from eight original Volumes in the German Language, by F. A. W. 2 Vol. printed for Richardson, 1788.«

Diese Anekdoten und Charakterzüge aber waren, ungeachtet einer nicht unbeträchtlichen Auflage, und ungeachtet eines dreimal wiederholten Drucks der erstern Hefte, endlich ganz vergriffen. Herr Unger, als Verleger derselben, trug mir daher auf, diese Sammlung theils in eine Art von Zusammenhang zu bringen, theils die Wahrheit der in derselben enthaltenen Anekdoten und Charakterzüge zu prüfen, und die als offenbar unrichtig erkannten wegzulassen, theils endlich die noch fehlenden und zur Aufklärung einzelner Züge in Friedrichs Charakter beitragenden hinzuzufügen.

Aber nie bin ich lebhafter überzeugt worden, daß nichts schwerer sei, als die Wahrheit von Anekdoten zu untersuchen, als

bei der Umarbeitung dieses Werks. Die wahren Umstände, besonders von solchen Anekdoten, welche einen witzigen Einfall enthalten, werden sehr oft, je mehr sie von Mund zu Mund gehn, im Erzählen so verstellt, daß Zeit, Ort und Personen allgemein verwechselt, und ganz andre angenommen werden. Maxima ex nihilo nascitur historia. Ein geringer Umstand wird von jemand aufgefaßt, vielleicht mit einer andern Geschichte verwechselt, und nach seiner eigenen Einbildungskraft ausgebildet. Daraus entsteht dann eine Erzählung, die weiter erzählt wird, ohne daß jemand untersucht, ob sie auch wahr ist. Sie geht von Mund zu Mund, wird von einem Zweiten auf einen Zweck, den er sich eben vorsetzt, angewendet oder verändert, von einem Dritten und Vierten allenfalls mit kleinen Umständen nach Gefallen ausgeschmückt, damit das Histörchen besser klinge, oder damit man das Ansehen habe, die Sache bis auf die kleinsten Umstände zu wissen. Ob es richtig oder nicht

richtig ist, darauf kommt es weniger an, je mehrere nur nach und nach die Sache erzählen. Leute, welche die Umstände besser wissen, hören die falsche Erzählung entweder nicht, oder halten den Widerspruch nicht der Mühe werth.

Dies machte mich bei der Bearbeitung dieses Werks ziemlich mißtrauisch; und ich wendete die größte Sorgfalt an, die Wahrheit zu suchen. Ich vermied möglichst allen Streit, und theilte nur die Resultate meiner Untersuchungen unparteiisch mit. Eine trokkene unbedeutende Wahrheit schien mir von jeher in der Geschichte mehr werth zu sein, als ein noch so glänzend scheinender Irrthum. — Durch eingestreutes Raisonnement hätte ich diese Anekdoten vielleicht noch in einen scheinbarern Zusammenhang zwingen können. Aber meine eigne Erfahrung hat mich überzeugt, daß es dem Leser nicht immer angenehm ist, wenn ihm in seinem Urtheile vorgegriffen wird, und daß er sich

nicht gern in die Empfindungen eines einzelnen Menschen hineindenkt, sondern lieber selbst jedes nach seiner Art beurtheilt und empfindet.

Ich darf sagen, daß ich mich überhaupt nicht seit Gestern mit der Geschichte des preußischen Staats, und besonders mit dem Studium der Geschichte des großen Königs beschäftige. Meines Erachtens ist es die Pflicht eines jeden denkenden Bürgers, den Staat genauer kennen zu lernen, in dem er lebt.

Et pius est, patriae facta referre, labor.

Mein »Handbuch der Geschichte des preußischen Staats,« welches im vorigen Jahre erschien, enthält die Beweise davon, und vorzüglich habe ich auch in demselben auf die Darstellung der Regierung Friedrichs des Zweiten alle die Sorgfalt gewendet, die mir in meiner Lage und bei den mir offenstehenden Hülfsmitteln möglich war. Und

wenn ich den mir bekannt gewordenen öffentlichen Urtheilen über jenes Buch trauen darf, so hat man auch meinen Fleiß in Berichtigung der Thatsachen und in Verifizirung der Umstände nicht verkannt. Schon damals hatte ich die Resultate meines Forschens auch auf die gegenwärtige Schrift angewendet, und die Kritik, welcher mehrere vortreffliche Männer, denen ich hier öffentlich den verbindlichsten Dank sage, diese Schrift noch vor dem Druck würdigten, läßt mich hoffen, daß ich nicht ohne Gewinn für das Publikum sie ausgearbeitet habe. Wenn ich aber bei aller Sorgfalt in einzelnen Fällen nicht ganz Irrthümer vermeiden konnte, so wird man dies nicht mir, sondern der Sache selbst zuschreiben; und ich bitte alle, welche gegründete Zweifel gegen eine oder die andre Stelle haben, mir sie auf jedem ihnen gefälligem Wege mitzutheilen.

»Der einzige Fehler einer Monarchie,« sagt Fielding, »ist die Schwierigkeit, unter

so Vielen einen Menschen zu finden, der sich zu einem absoluten Monarchen schickt; denn dies Amt erfordert unumgänglich drei Eigenschaften, welche, wie aus der Geschichte erhellt, sehr selten bei Fürsten zusammengefunden werden, nämlich: genug Mäßigung, um mit der Macht zufrieden zu sein, die es den Umständen nach für ihn möglich ist zu besitzen; genug Weisheit, um seine eigne Glückseligkeit zu kennen, und genug Güte, um das Glück Andrer zu befördern, wenn es sich nicht nur mit dem seinigen verträgt, sondern es auch befördert.« Heil unserm Staat, daß sich diese drei Eigenschaften bei Friedrich vereint befanden! Wahrer sang nie Gleim, als vor einigen Monaten.

Er war ein Einziger! Wo war, wie
er, ein Dichter?
Ein König? wo? wie er, ein Königssohn, ein Held?
Wo? wo? wie er, ein Freund? Ihr,
seines Lebens Richter,
Sagt: war noch Einer in der Welt,

Der, so wie er, sein Leben lebte,
Für sich und für sein Vaterland?
Der nach Vollkommenheit, wie nach dem Himmel, strebte,
Den Degen und zugleich die Feder in der Hand!

Berlin, den 5ten Dezember, 1797.

D. C. G. D. Stein.

Inhalt.

20.

Friedrichs Unerschrockenheit und persönliche Tapferkeit . . . . Seite 1

21.

Friedrichs Offenherzigkeit und Freimüthigkeit . . . . — 74

22.

Friedrichs Liebe zum Scherz . . . . — 126

23.

Friedrichs letzte Lebenstage . . . . . — 275

24.

Anhang . . . . Seite 293

Register . . . . — 303

20.

Friedrichs Unerschrockenheit und persönliche Tapferkeit.

Friedrichs Unerschrockenheit und Gleichgültigkeit in Gefahren war gewiß eben so außerordentlich, als alle seine übrigen Handlungen, und er ließ keine Gelegenheit vorbei, seinen Soldaten das Beispiel der Kaltblütigkeit, Gegenwart des Geistes und Unerschrockenheit zu geben. Schon sehr frühzeitig, ehe er noch mit den Gefahren des Kriegs vertrauter ward, äußerte sich diese Unerschrockenheit. Unter andern hatte er einst, als er dem Feldzug am Rhein beiwohnte, die Linien vor Philippsburg rekognoszirt, und ritt nachher mit einem starken Gefolge durch einen dünnen Wald, wo ihn die Kanonenkugeln aus den Linien beständig begleiteten, und hin und her Bäume neben ihm zerschmetterten. Deshalb brachte er sein Pferd aber nicht aus dem Schritt, und die Hand, die den

Zügel hielt, verrieth nicht die geringste Bewegung. Diejenigen, die ihn bei dieser Gelegenheit beobachteten, bemerkten im Gegentheil, daß er fortfuhr, ganz ruhig mit den ihn begleitenden Generalen zu sprechen, welche in der Stille seine außerordentliche Fassung in so augenscheinlicher Gefahr nach Verdienst bewunderten.

Alle Züge dieser Art aus seinem langen thatenvollen Leben zu sammeln, ist unmöglich; die folgenden charakterisiren hinlänglich den Helden.

Im Jahr 1782 wurden zu Potsdam in Gegenwart des Königs einige Minen gesprengt, welche den Herbst vorher gelegt waren, um zu sehen, in wie fern sich das Pulver den Winter über erhalten habe. Die Wirkung derselben war auch völlig der Erwartung gemäß. Das dabei befindliche Korps Offiziere aber ward nicht wenig in Schrecken gesetzt, da von den Granaten, mit welchen die eine Mine gefüllt war, ein halbpfündiges Stück dem König, der sehr nahe dabei zu Pferde hielt, auf die rechte Lende fiel. Alle wurden aber bald beruhigt, da der König mit seiner gewohnten Gelassenheit des Geistes und seiner Unerschrockenheit in Gefahren ganz gleichgültig sagte: das bedeutet nichts; ich komme mit einem blauen Fleck davon!

Bei einer von den Revüen bei Berlin ritt der

König vor dem hallischen Thor in einer Gegend, wo viele Sandgruben gemacht waren. Das Pferd trat mit den Hinterfüßen fehl, so daß es damit in die Grube sank, und der Monarch, dem dies unversehens kam, weil er durch andre Gegenstände zerstreut war, beinahe vom Pferde gestürzt wäre, und sehr leicht in der tiefen Grube hätte großen Schaden nehmen können, wenn nicht sogleich ein Bürger, der als Zuschauer zugegen war, herbeigeeilt wäre, und ihn aufgehalten hätte. Statt Zeichen des Schreckens von sich zu geben, sagte er lachend: Oho! — und zu dem Bürger: Ich bedanke mich, mein Freund!

Bei der Belagerung von Schweidniz im Jahre 1762, welche der General v. Tauenzien kommandirte, hatte der König auf einmal den Gedanken, sich in freiem Felde die Ader öffnen zu lassen. Er fragte sein Gefolge, ob nicht ein Feldscherer da sei? — Man brachte einen. Der König stieg vom Pferde, zog seinen Rock aus, setzte sich auf eine Anhöhe, und die Operation ging vor sich. Schon blutete die Öfnung, als eine Bombe neben dem König niederschlug, und ihn nebst dem Feldscherer ganz mit Blut bespritzte. Der Feldscherer lief, so sehr er konnte, davon, und ließ den König sitzen. Dieser blieb ganz ruhig, rief ihm zu, er solle doch wiederkommen und die Ader verbin-

den, und fügte einige von seinen bekannten Drohungen hinzu. Der Feldscherer kam endlich nach vielen ängstlichen Äußerungen zurück. Er hat das Herz am rechten Orte, wie ich merke, sagte ihm der König: binde Er die Ader zu. Dies that der halbtodte Feldscherer mit zitternden Händen; der König setzte sich zu Pferde, und ritt ruhig weiter.

So ließ sich auch der König in dem Feldzug 1778 einmal Ader schlagen. An demselben Tage fiel Nachmittags eine Kanonade mit dem Feinde vor, welche so stark ward, daß der König für nöthig fand, selbst hinzureiten. Bei der Bewegung sprang ihm die Ader auf. Der König stieg vom Pferde, und ließ sich von einem Kompagniefeldscherer, welcher sich ungefähr daselbst befand, die Ader wieder zubinden. Neben ihm schlug eine Kanonenkugel nieder. Der Feldscherer erschrack und zitterte. Der König sagte lächelnd zu den Umstehenden: Der muß noch nicht viel Kanonenkugeln gesehen haben!

In der vorhin erwähnten Belagerung ward bei einer sehr nahen Rekognoszirung der Festung das Pferd des königlichen Leibpagen v. Pirch *), auf welchem dieser neben dem König hielt, tödtlich

*) S. 1. Th. S. 290. f.

verwundet, und der Page stürzte mit demselben sehr unsanft zu Boden. Ungeachtet der großen Schmerzen, die er empfand, sprang er wieder auf, und wollte weggehen. Der furchtlose König, um den die Kugeln eben so wie um Pirch herumpfiffen, rief ihm ernsthaft zu: will Er wol den Sattel mitnehmen! Und der Page schnallte ihn los, und nahm ihn mit sich.

Im Jahre 1746 wohnte der königliche Hof, einiger Lustbarkeiten wegen, zu Charlottenburg. Plötzlich brach in der Nacht um 2 Uhr in den Zimmern der Königin Mutter Feuer aus. Alle Anwesende geriethen hierüber in so große Verwirrung, daß sie nicht wußten, wohin sie in der Bestürzung laufen sollten, und der ganze Hof war in Hemden und Nachtkleidern zerstreut. Der Baron von Bielefeld, welcher damals als Hofmeister des Prinzen Ferdinand ebenfalls gegenwärtig war, lief nach der Kapelle, um sie wegen ihrer schönen Verzierungen und der darin befindlichen schätzbaren Gemälde von Terwesten, wo möglich, zu retten. Unterwegens fand er den König auf einer Terrasse vor dem Schlosse ruhig spazieren gehen. Als er seine Furcht wegen der zu besorgenden Gefahr äußerte, sagte der König: Je nun! es ist ein Unglück; aber die Arbeitsleute in

Berlin werden dadurch gewinnen. Wenn nur niemand Schaden dabei nimmt!

Als der König einst rekognosziren ritt, kam er zu Mittage in ein sächsisches Dorf, in dessen Nachbarschaft eine Schanze aufgeworfen war, die ein östreichischer Hauptmann kommandirte. Sobald er bemerkte, daß der König im Dorfe angekommen sei, beschoß er es heftig. Friedrich stand gedankenvoll, mit dem Arm an eine Scheune gelehnt, schien den Kugelregen erst gar nicht zu bemerken, sah ihm aber dann mit seiner gewöhnlichen Kaltblütigkeit in Gefahren zu. Seine Adjutanten baten ihn, sich wegzubegeben, weil der Ort gar zu gefährlich sei. Die Kugel, die mich treffen soll, kommt von oben, sagte der König. Wenige Minuten nachher schlug eine Kugel, drei Schritt von ihm, in einen Pfosten der Scheune, und gleich darauf noch eine. Das ist zu grob, sagte er hierauf, und kommandirte einen Offizier mit Freiwilligen, das Nest aufzuheben. Die Schanze ward bestürmt, und der feindliche Hauptmann mit seiner Mannschaft zu Gefangenen gemacht. Die Gemeinen des preußischen Kommando nahmen ihm Uhr, Börse, und was er sonst noch vom Werth bei sich hatte, ab, und schnitten ihm noch zuletzt die goldne Tresse vom Hut. Dies dünkte ihn eine Beleidigung, und er

verlangte, zum König geführt zu werden. «Sein Diener, mein lieber Hauptmann, wie geht es?» fragte der König. Der Hauptmann klagte über die vermeinte Mißhandlung. «Weiß Er denn nicht den Kriegsgebrauch?» sagte der König. «Hier geht es nicht wie bei einer Prozession zu. Dank Er Gott, daß Er mit dem Leben davon gekommen ist; denn meine Leute waren Freiwillige — und Leben ist doch besser als eine Tresse.« Der Hauptmann wunderte sich über den frohlaunigen Ton, in dem der König sprach; denn er hatte sich, wie er nachher sagte, den Eroberer von Schlesien als einen strengen gebietrischen Mann gedacht.

Der König stand einst mit einer kleinen Armee in der Neumark vor dem russischen Heere, welches nur durch ein kleines Wasser von ihm getrennt war. Da ihm überaus viel daran gelegen war, sich selbst von der ganzen Lage, Stellung und Anzahl des Feindes auf das genaueste zu überzeugen, so ritt er in Begleitung eines einzigen Adjutanten, eines Pagen, der sein Perspektiv trug, und eines Reitknechts, bis dicht an das Wasser, stieg vom Pferde, ließ den Pagen absitzen, legte sein Fernrohr auf dessen Schulter, und fing an den Feind zu beobachten. Sobald die Russen ihn bemerkten, machten sie aus einer nicht weit vom Wasser errichteten Batterie ein ununterbrochenes Feuer auf

ihn, so daß die Kugeln dicht bei dem Könige aufschlugen, und sein Rock von der aufgewühlten Erde bedeckt ward. Der König sah unverwendet, und ohne sich zu rühren, durch sein Fernrohr. Endlich hielt es der Adjutant für seine Pflicht, den König an die dringende Gefahr, worin er sich befand, zu erinnern. Er trat daher zu ihm, zupfte ihn leise an dem Rockschoße, und sagte: «Ew. Majestät sind hier in zu großer Gefahr, sehen Sie nur, wie die Kugeln um Sie herumschlagen; Ihr Rock und Ihr Hut sind schon mit Erde bedeckt.» Der König ließ ihn lange ohne Antwort. Endlich drehte er den Kopf ein wenig nach dem Adjutanten hin, und sagte ganz gelassen: Wenn Er sich fürchtet, so reit Er nur zurück, und setzte seine Beobachtungen fort. Nachdem er endlich alles gesehen hatte, was er zu wissen verlangte, sagte er zu dem Pagen: Nun ist's gut; nun kannst Du zusammenpacken, setzte sich ruhig aufs Pferd, und ritt Schritt für Schritt unter beständigem Kugelregen von der Stelle weg, wobei er mit dem Adjutanten von ganz gleichgültigen Dingen sprach.

Der König und Zieten waren einst sehr früh rekognosziren geritten. Sie kamen hinter einem Busch her, vermutheten von der andern Seite gar keinen Feind, und der König pflegte, wenn

er nicht redete, leise und gedankenvoll sich etwas zu pfeifen. Auf einmal erblickte Zieten, da sie auf eine Anhöhe kamen, in der Entfernung einige feindliche Vedetten in weißen Mänteln. «Still Ihro Majestät, da sind Feinde. Hier hurtig nehmen Sie meine weiße Unterdecke um die Schultern, und reiten Sie langsam, dann wird der Trupp glauben, wir wären Freunde, und kämen zu ihnen.» In dieser Meinung bestärkten sich die Östreicher, denn der Marsch schien gerade zu ihnen hingerichtet zu sein. Auf einmal aber spornten jene ihre Pferde, machten eine plötzliche Wendung, und entkamen glücklich. Der König lächelte und sagte: Lieber Zieten, der Streich war gut. Nun kann ich doch wieder pfeifen?

Als der König im Hauptquartier zu Leipzig sich eben mit der Kritik des Rousseau, Crebillon und Voltaire beschäftigte, ward ihm gemeldet, daß alle Generale und Majore von der in und bei Leipzig liegenden Armee im Vorzimmer wären, und die nöthigen Ordern erwarteten. Der König sprang hierauf augenblicklich vom Stuhl, nahm seinen Hut, Stock und Degen, ging in das Vorzimmer, und ertheilte die Befehle zur Schlacht, die der ganzen Sache den Ausgang geben sollte. Nach einer Viertelstunde kam der König heiter und aufgeräumt zurück, setzte sich wieder an seinen

Schreibtisch, und fuhr in seinen Arbeiten gerade so emsig fort, als wenn er gar nichts anders zu thun gehabt hätte.

Bei einem schnellen Marsch, wodurch der König die Verbindung mit der Armee des Prinzen Heinrich, welche ihm die Östreicher abschneiden wollten, zu behaupten suchte, fügte es sich, daß sie durch ein Dorf defiliren mußten, auf dessen rechter Seite die feindlichen Husaren herumschwärmten. Der König hielt sich am Dorf so lange auf, bis die Arrieregarde anfing durchzumarschiren. Er jagte dann schnell durch das Dorf auf eine Anhöhe, wo die preußischen Flanqueurs vorbei mußten. Hier hatten vier östreichische Husaren in der Gegend, wo der König den Rücken hinwendete, einen dieser Flanqueurs aufs Ziel genommen, wollten ihn abschneiden und gefangen nehmen. Dieser gab seinem Pferde die Sporen, und kam gerade am Ende des Dorfs auf den König losgesprengt, und seine Verfolger hinter ihm. Der König wendete sein Pferd schnell um, und ward gewahr, daß der eine feindliche Husar, der ihm sehr nahe war, gerade das Pistol auf diesen Flanqueur anlegte. Halt Husar! rief der König, der an seine eigne Gefahr nicht dachte, Du hast kein Pulver auf der Pfanne. Der Husar, der in der Geschwindigkeit seine Pistole betrachten wollte, ward,

da seine drei Kameraden schon die Flucht ergriffen hatten, von zwei Gensd'armes zum Gefangenen gemacht.

Der König wollte einst zur Herbstzeit in Böhmen seiner Armee eine vortheilhaftere Stellung gegen den Feind zu bewirken suchen. Der Marsch geschah in der Nacht, und die Armee mußte die größten Anhöhen und Tiefen in der Nähe des Feindes passiren, als der König, der vorn bei der Avantgarde war, auf eine sehr steile Anhöhe von beinahe zwölf Klaftern tief stieß. Die beiden Feldjäger waren mit ihrem böhmischen Bauer, als Wegweiser, sehr weit voraus, weshalb der König, der keine Zeit verlieren und die Nacht noch nutzen wollte, sogleich Halt machte und den Vorfall bei der ganzen Kolonne bekannt werden ließ. Die Kavallerie mußte absitzen, um auf diese Art glücklich ins Thal zu gelangen. Der Unteroffizier, der die vorderste Mannschaft der Avantgarde führte, hielt zurück, um diese Tiefe mit seinem Pferde gleichsam hinunter zu rutschen, und tappte öfters, da alle bereits abgestiegen waren, mit den Füßen herum. Er muß noch blödere Augen haben, wie ich, rief ihm der König zu, denn Er tappt wie ein Blinder; komm Er her, und faß Er sich an mich, ich will voran, die Armee wird sonst zu lange aufgehal-

ten. Hierauf mußte der Unteroffizier sich an den Rockschoß des Königs halten und so ihm folgen. Auf diese Art kamen sie, außer kleinen Verletzungen der Haut, glücklich herunter, wobei bloß von den Karabiniers ein Pferd stürzte, den Hals brach, und den Reiter etwas beschädigte.

Als der König in eben diesem Kriege mit der Armee nicht weit von Bauzen marschirte, und hörte, daß der Vortrupp, welcher aus Husaren bestand, angegriffen würde, so eilte er sogleich mit zwei Regimentskanonen dahin, um seinen Marsch ungehindert fortsetzen zu können. Als er in die Nähe eines Waldes kam, so stürzte rechts aus demselben ein Trupp Ulanen hervor. Der König stutzte zwar Anfangs über diesen unvermutheten Vorfall, sagte aber gleich ganz kaltblütig: Beinahe wäre ich über diese Honigkrämer erschrocken, (die Polen trieben bekanntlich starken Handel mit Honig) jagt sie doch, rief er den Seitenpatrouillen zu, wieder in ihre Bienenstöcke zurück. (Denn die Polen haben solche gewöhnlich in den Wäldern.) Dies geschah glücklich. Nun eilte der König mit den Kanonen weiter, machte seinen Husaren Luft, und setzte seinen Marsch ungehindert fort.

Als der König 1758 mit der Armee in Böhmen stand, und an einem Herbstmorgen früh

in der Dämmerung, bloß in Begleitung einiger Flügeladjutanten, rekognoszirен ritt, fiel ein so starker Nebel, daß man nicht vier Schritte vor sich sehen konnte. Sie ritten auf einem Fahrweg, und der König glaubte, es wäre noch Zeit genug, rechter Hand auszubeugen, um den feindlichen Vorposten vorbeikommen zu können. Der Flügeladjutant v. Oppen bemerkte aber, daß sie schon zu weit gekommen wären: «Mein Seel, Ihro Majestät, wir sind schon zu weit links, und gewiß schon hinter den feindlichen Vorposten.» Kaum hatte Oppen das letzte Wort gesagt, so kam auch schon von der rechten Seite her ein östreichischer Husar angesprengt, um die zu sehen, die er hatte sprechen hören. Der König, den wir schon in solchen Fällen die größte Geistesgegenwart haben zeigen sehen, ritt dem Östreicher ebenfalls sehr scharf entgegen, und fragte ihn mit fester Stimme: Husar! wo geht dieser Weg hin? Der Husar sah sogleich, daß es Preußen waren, und hielt, durch den Ton und Blick des Fragenden außer Fassung gesetzt, wie eine Bildsäule, ohne Bewegung und ohne Antwort. Der König sagte nun ganz gelassen: Messieurs, kommen Sie, der Husar weiß es nicht: und so jagten sie unter Begünstigung des Nebels schnell davon, der es denn auch verhinderte, daß das Rekognosziren

fortgesetzt würde. Der König erwähnte nachher noch oft diesen Vorfall, und belachte ihn.

Als die preußische Armee auf einem Marsch in der Gegend von Bauzen begriffen war, schwärmten die feindlichen Husaren so nah an die preußischen, daß sie handgemein wurden. Der König bemerkte, daß sich die feindlichen von Augenblick zu Augenblick vermehrten; deshalb ritt er nach der rechten Seite hin, wo die Seiten-Patrouillen waren, sprach mit dem General Seidlitz, und zeigte ihm, wie die feindlichen Husaren sehr gut zu koupiren wären. Während daß der König noch sprach, stürzten plötzlich ein Paar östreichische Husaren hinter einem preußischen her, der, um nicht gefangen zu werden, in der Verwirrung nach der Gegend hineilte, wo der König hielt; seine Verfolger hatte er dicht hinter sich: als ihn diese endlich zu sehr in die Enge trieben, so wendete er sich, und schoß auf sie. Der König sah sich verdrießlich um, und sagte laut: Wenn ihr euch herumschießen wollt, so reitet besser hin, sonst habe ich nicht einmal Ruhe, hier ein Wort zu sprechen. Darauf wendete er sich wieder zu Seidlitz, völlig so ruhig, als ob er in seinem Sanssouci wäre, und setzte die Unterredung fort.

Im baierschen Erbfolgekriege marschirte der

König mit seiner Armee durch ein beschwerliches Defilee, welches auf beiden Seiten hohe Felsen hatte. Er ritt neben dem Regiment von Lichnowsky, als die Panduren ohne Unterlaß von den Höhen herunterschossen. Da sie aber die Tiefe, in der die Preußen marschirten, anfänglich nicht erreichen konnten, so schlugen die Kugeln mehrentheils nur matt gegen die Bajonets. Der König schien darauf gar nicht Acht zu haben, und setzte seinen Weg gelassen und ruhig fort, indeß manchem neben ihm sehr bange ums Herz sein mochte. Endlich kamen die Kugeln näher, und darauf sahe der König in die Höhe, und sagte: Ich glaube gar, die Kanaillen schießen auf uns? — Hierauf ritt er zu der nächsten Kanone, und befahl dem Feuerwerker, der sie kommandirte: Thu' Er doch einige Schüsse dort nach den Schurken, die auf uns feuern. Die Kanonenschüsse geriethen so glücklich, daß sie die Feinde auf einmal verscheuchten. Nun sagte der König mit großer Selbstzufriedenheit: Nun Bursche Marsch! sie werden nicht weiter auf uns schießen.

Nur selten verließ sich der König bloß auf das, was ihm rapportirt ward; er pflegte selbst zu untersuchen, und war sehr strenge, wenn er durch nachläßige Berichte hintergangen war. Ehe

er im Jahr 1757 durch den Paß bei Paskopal in Böhmen ging, hielt er es für nöthig, denselben zu rekognosziren, und schickte in dieser Absicht 150 Husaren voraus, damit diese untersuchen sollten, ob die Wege stark besetzt wären. Die Husaren hörten einige Schüsse fallen, ritten also, ohne fernere Untersuchung, zum König zurück, und rapportirten, alle Zugänge und Wege wären stark mit Husaren und Panduren besetzt. Der König, der sehr vom Gegentheil überführt war, gab dem kommandirenden Offizier einen derben Verweis, der sich mit einem: Scheer Er sich zum Teufel! schloß. Drauf kommandirte er selbst: Husaren, folgt mir: Marsch! Nach kurzer Zeit brachten die Husaren 20 Panduren und 7 Husaren, die in den Gebüschen lauerten, gefangen ein; der König fand den Paß zwar schwer, aber vom Feinde unbesetzt, und ging noch an dem nämlichen Tage mit der Armee durch denselben.

Einst marschirte die Armee im Sommer vor einem Weinberge vorbei, der unterwärts mit einer hohen Mauer umgeben war. Mehr als tausend Panduren hatten sich mit einigen Böllern (kleinen Kanonen, die durch Menschen transportirt werden) versteckt, und schossen unaufhörlich auf die preußischen Husaren, welche den Vortrupp ausmachten, so daß es Musketen- und Kanonenkugeln in die

Züge

Züge der Eskadronen regnete. Der König befahl Halt zu machen, und blieb links an der Kolonne, die er selbst anführte, mit dem Rücken nach der Mauer, über welche geschossen ward, halten. Er kommandirte selbst: Das Gewehr auf. Da marschirten alle in so schöner Ordnung, wie bei einer Revüe bei dem Könige vorbei, ungeachtet der Kugelregen nicht inne hielt, und in den Feldflaschen und Kesseln ein betäubendes Geklapper machte, so daß viele Pferde scheu wurden. Der König veränderte seine Fassung nicht, und sagte in einem aufmunterndem Tone: Kinder! reitet ordentlich, der Bettel thut keinen Schaden. Indem schlug eine Kanonenkugel in den Zug der Gardesdükorps, welchen der damalige Lieutenant v. Zollikofer anführte, so daß dem Lieutenant die Erde um den Kopf flog, und der Zug etwas in Unordnung gerieth. «Reitet gerade,» rief der Lieutenant, «und fürchtet euch vor dem Dr... nicht.» — Bravo, mein lieber Zollikofer! richte Er seinen Zug wieder; und so ließ der König die ganze Kolonne, unter dem unabläßsigen Feuer der Panduren, in Parade vor sich vorbeimarschiren.

Im Jahre 1757 wollte Friedrich sich mit der Armee des Prinzen von Preußen, seines Bruders, bei Bauzen vereinigen, als dieser Herr ihm melde-

te, er müsse sich seiner kränklichen Umstände wegen nach Dresden begeben. Dies machte den König äußerst verdrießlich, und zwar um desto mehr, da alle mögliche widerwärtige Nachrichten zugleich einliefen; die Russen hatten Preußen inne; die Franzosen und die Reichsarmee näherten sich auf einer andern Seite, und die Schweden waren in Pommern eingedrungen. Alles dieses und des Königs Verdruß darüber fing an in der Armee bekannt zu werden, und wirkte nicht vortheilhaft auf sie. An dem Tage, als der König vor Bauzen angekommen war, meldete ihm ein Husaren-Offizier: die Feinde haben einige Bagagewagen erbeutet, doch mit Verlust von 50 Mann. Diese Nachricht benutzte der König, da er wußte, daß in der Armee über sein Mißvergnügen gesprochen würde. Er nahm den Husaren-Offizier bei der Hand, trat mit heiterm Gesicht mit ihm vor die Thür, und sagte so laut, daß es die eben zur Parole versammelten Offiziere hören mußten: Die Paar verlornen Mehlfässer schaden nichts, das andre ist mir lieber. Nun meine Herren, nur noch Eine Bataille gewonnen, so sind wir Meister von Allem, und haben bald Frieden zu hoffen. Er klopfte dann dem Husaren-Offizier freundlich auf die Schulter, zog den Hut ab, und sagte:

Nun so reit Er denn in Gottes Namen. Bis zum Erstaunen wirkte ein solches Wort, alle Gesichter klärten sich auf, und Muth und Vertrauen breiteten sich von Neuem durch die ganze Armee aus.

Als der König im Jahre 1758 Olmütz belagerte, und der Feind bei Domstädtel unglücklicher Weise einen Transport von Munition und Lebensmitteln, der aus Schlesien zur Armee gehen sollte, wegnahm, wurden den 1sten Juli alle Generale und Kommandeurs der Regimenter und Bataillone zum König ins Hauptquartier Schmirsitz gerufen. Da sie alle versammelt waren, trat der König aus seinem Hause heraus, und rief sämmtliche Offiziere heran. Mit einer majestätischernsthaften Miene sagte er: «Messieurs! Der Feind hat Ge«legenheit gefunden, den aus Schlesien angekom«menen Transport zu ruiniren. Durch diesen fa«talen Zufall muß ich die Belagerung von Olmütz «aufheben. Die Herren Offiziere mögen aber nicht «denken, daß deswegen alles verloren ist. Nein, «sondern sie sollen versichert sein, daß alles derge«stalt repariret werden soll, daß der Feind daran «denken wird. Die Offiziere sollen also den Bur«schen zureden, und nicht leiden, wenn etwa ge«murret werden sollte. Ich hoffe nicht, daß Offi«ziere selbst sich mißvergnügt bezeigen werden,

«und sollte ich wider Vermuthen dieses bei einem «oder dem andern merken, so werde ich es aufs «schärfste ahnden. Ich werde itzt marschiren, und «wo ich den Feind finde, werde ich ihn schlagen, «er mag postirt sein, wie er will, eine oder meh«rere Batterien vor sich haben; doch» (indem er sich mit seiner Stockkrücke die Stirne rieb) «wer«de ich es niemals ohne Raison und Überlegung «thun. Ich bin aber auch versichert, daß jeder «Offizier bei vorfallenden Gelegenheiten und die «Gemeinen ebenfalls ihre Schuldigkeit thun wer«den, so wie sie es bisher gethan haben.» — Beim Schluß der Rede machte der König jene gnädige und freundliche Miene, wodurch er alle Herzen für sich einnahm, und entließ so die Offiziere.

Der Eindruck von Friedrichs Größe wirkte auch auf entfernte Nationen, und rohe Menschen fühlten sich von seiner unglaublichen Unerschrockenheit wehrlos gemacht. In dem siebenjährigen Kriege ritt er einst mit einem ganz kleinen Gefolge rekognosziren. In einem Gebüsch lagen einige Panduren versteckt, die durch einzelne doch fruchtlose Schüsse nach dem Gefolge des Monarchen zielten. Der Held achtete dies nicht, als ihm plötzlich ein Feldjäger zurief: «Ihro Majestät, retten Sie sich! Da hinter diesem Baume dicht am Wege legt einer auf Sie an!» — Friedrich behielt seine Fas-

sung, sah sich um, erblickte den zielenden Panduren, hob seinen Stock in die Höhe, und rief ihm mit drohender Stimme: Du! du! und der Pandur nahm erschrocken sein Gewehr vor den Fuß, entblößte sein Haupt, und blieb in ehrerbietiger Stellung stehen, bis der König vorübergeritten war.

Als sich 1761 die Russen und Östreicher vereinigt hatten, und eine Armee von 120,000 Mann ausmachten, der König aber nur 50 Bataillone und 80 Schwadronen stark war, so konnte er, ohne seine kleine Armee nicht ganz aufzuopfern, dieses große Heer unmöglich angreifen. Er setzte sich daher bei Bunzelwiz in den Stand, daß die Feinde ihn nicht ohne Gefahr angreifen konnten. Durch dieses Mittel hemmte er 20 Tage lang die Thätigkeit dieser ungeheuren Macht, und man mußte die Kunst zu zaudern, die der König hier bewies, um so mehr bewundern, je weniger er darin geübt war. Er gab in diesem Lager das größte Beispiel der Wachsamkeit, indem er fast alle Nächte die Schanzen desselben besuchte, und oft bis zum Anbruch des Tages bei den Wachfeuern verweilte. Nehmt ein Bund Stroh mit, sagte er einst, da er wie gewöhnlich in die Schanzen ritt, damit ich nicht wieder, wie die vorigen Nächte, auf der Erde liegen darf.

Kurz vor der in aller Hinsicht merkwürdigen

Schlacht bei Torgau, den 28sten Oktober 1760, schrieb der König an den Marquis d'Argens folgenden Brief, der die damalige Lage des Helden, der seine schon dahinsterbenden Kräfte noch zum Widerstande anstrengte, sehr lebhaft schildert. «Ge-«ben Sie, mein lieber Marquis, meinen Gesin-«nungen, welchen Namen Sie nur immer wollen; «ich sehe doch, daß wir nie übereinstimmend den-«ken können, da wir von so verschiedenen Grund-«sätzen ausgehen. Sie schätzen das Leben als ein «Sybarit, und ich betrachte den Tod als ein Stoi-«ker. Ich werde den Augenblick nie sehen, in «dem ich genöthigt sein würde, einen unrühmli-«chen Frieden zu schliessen. Es gibt keinen Bewe-«gungsgrund, keine Beredsamkeit, die mich dahin «bringen könnte, meine Schande zu unterschreiben. «Entweder laß ich mich unter den Ruinen meines «Vaterlandes begraben; oder sollte dem Schicksal «dieser Trost noch zu süß scheinen, so werd' ich «meinem Unglück, wenn ich es nicht mehr zu tra-«gen vermag, ein Ende zu machen wissen. Ich «habe meine Handlungen von je her nach meiner «innern Überzeugung, und dem Gefühl von Ehre «gemäß, welches alle meine Schritte leitet und «immer leiten wird, eingerichtet: und sie sollen «immer noch jederzeit mit diesen Grundsätzen über-«einkommen. Meine Jugend opferte ich meinem

«Vater, mein männliches Alter dem Vaterlande. «Nun glaube ich mit Recht über mein Alter ge- «bieten zu können. Ich sagte es schon, und wieder- «hole es nochmals: nie werd' ich einen schimpflichen «Frieden unterzeichnen. Ich bin fest entschlossen, «alles in diesem Feldzuge zu wagen, und die ver- «zweifeltsten Dinge zu unternehmen: denn ich will «siegen, oder ehrenvoll sterben. — Ich habe einige «Betrachtungen über die kriegerischen Verdienste «Karls XII angestellt: aber ob er seinem Leben «hätte ein Ende machen sollen, oder nicht, habe «ich nicht untersucht. Nach der Eroberung von «Stralsund hätte er klug gehandelt, — so dünkt «mich, — wenn er die Szene verlassen hätte: «mag er aber gethan oder nicht gethan haben, «was er will: sein Beispiel ist mir nicht Richt- «schnur. Es gibt freilich Leute, die dem Schicksal «willig folgen: das thu' ich nicht; hat gleich mein «Leben andern zugehört, so soll mein Tod doch «mein sein. Heinrich der Vierte von Frankreich «stammte von einer Nebenlinie, die ihr Glück «machte; da hatte er freilich eben nicht Ursache, «sich zu hängen. Ludwig der Vierzehnte war ein «großer König, er hatte große Hülfsquellen, wo- «durch er sich aus Verlegenheiten ziehen konnte: «ich gleiche ihm zwar nicht an Macht, aber die «Ehre ist mir theurer als sie ihm war, und wie

«ich schon gesagt habe, ich richte mich nach Nie-«mandes Beispiel. Man rechnet, glaube ich, fünf-«tausend Jahr von Erschaffung der Welt her; die-«se Zeit scheint mir sehr unbedeutend gegen die «Dauer des ganzen Weltalls zu sein; die Mark «Brandenburg ist diese lange Zeit her schon gewe-«sen, ehe ich war, und wird immer noch sein, «wenn ich nicht mehr leben werde. Die Staaten «werden durch die Fortpflanzung des Menschenge-«schlechts erhalten; und so lange man es noch mit «Vergnügen fortpflanzen wird, werden sich auch «Beherrscher oder Staatsmänner finden, die über «das Volk herrschen: etwas mehr oder weniger «Thorheit, das kommt alles ziemlich auf eins hin-«aus; der Unterschied ist so klein, daß, im Allge-«meinen genommen, das Volk ihn kaum bemerkt. «Predigen Sie mir also, mein lieber Marquis, in «Zukunft nicht mehr bloß abgenutztes Hofgeschwätz «vor, und glauben Sie nur nicht, daß mich die «Vorurtheile der Eigenliebe und Eitelkeit täuschen, «oder irgend eine Veränderung in meinen Gesin-«nungen bewirken können. Man endet ein un-«glückliches Leben nicht aus Schwachheit, sondern «aus Überlegung und Klugheit, durch die wir uns «überzeugen, daß ein Zustand, in dem uns Nie-«mand schaden, und nichts mehr unsre Ruhe zu «stören vermag, für uns der glücklichste ist. Aus

»wie mancherlei Gründen achtet man im funfzig»
»sten Jahre das Leben nicht mehr! Ich sehe ei»
»nem kraftlosen, schmerzvollen Alter, das voll von
»Verdruß, Betrübniß über verschwundenes Glück,
»voll Erinnerung an erlittene Kränkungen sein
»wird, entgegen. Wenn Sie sich in meine Lage
»hineindenken, so werden Sie in der That meinen
»Vorsatz weniger tadeln, als Sie thun. Alle mei»
»ne Freunde, meine geliebtesten Verwandten, sind
»dahin; jede nur mögliche Art des Unglücks bricht
»über mich ein; mir bleibt keine Hoffnung; meine
»Feinde verspotten mich, und es wird ihrem Stolz
»gelingen, mich unter die Füße zu treten. Ach,
»Marquis! wenn uns alles verläßt, und nun die
»Hoffnung auch flieht, dann wird uns das Leben
»eine Schande, und Sterben wird uns zur Pflicht.
»Weiter wüßt' ich nichts hinzuzusetzen. Ihrer Neu»
»gierde melde ich, daß wir vorgestern über die El»
»be gegangen sind, und morgen nehme ich den
»Weg nach Leipzig, wo ich den 31sten zu sein
»denke. Dort werden wir uns wahrscheinlich schla»
»gen, dann sollen Sie Nachrichten von uns hören,
»wie die Vorfälle sie geben werden. Leben Sie
»wohl.«

In dieser Schlacht, welche der König voraus-
sah, und die bei Torgau erfolgte, hatte Friedrich
zehn Bataillone Grenadiere, aus welchen seine

Avantgarde bestand, in einem Walde in Schlachtordnung gestellt. Als er damit gegen den Feind rückte, wurden sie durch das erstaunlich starke Kanonenfeuer der Feinde zu Grunde gerichtet, ehe noch alle gefeuert hatten. Der König behielt seine ruhige Fassung, kehrte sich zum General Syburg, und sagte: welch' entsetzliches Kanoniren! hat Er dergleichen je gehört? Dicht neben ihm wühlten Kugeln in der Erde, so daß sein Pferd in beständiger Bewegung blieb, und er war immer der feindlichen Fronte ausgesetzt. Vom ersten Treffen ritt er zum zweiten, und kam zu einem Dragonerregiment. Nun, Kinder, wie geht's? rief er. Einige antworteten: »hundsföttisch, Ihro Majestät! Wir halten hier still, müssen uns todtschießen lassen, und können uns nicht wehren.« (Denn der rechte Flügel kam nicht zur Attaque.) Wartet nur noch ein wenig, — rief der König diesen Leuten zu, — sie werden bald ausgetobt haben, dann wollen wir anfangen. Indem er dies sagte, kam eine Kanonenkugel dicht neben ihm vorbei, so daß sein Pferd auf die Seite sprengte, schlug durch die Trommel eines Dragonertambours, und machte, daß dieses Menschen Pferd scheu ward, und mit ihm davon ging. Der König belachte diesen Vorfall, und rief dem Tambour noch zu: Sag' den Östreichern,

sie sollten bald abmarschiren, sonst nähme ich ihnen die Kanonen weg. — Eine Stunde nachher erfüllte Friedrich, was er im Scherz gesagt hatte.

Hierauf ritt der König nach dem rechten Flügel, und als die Schlacht geendigt war, befahl er, daß die Armee links abmarschiren sollte. Der Feind schoß auch bei seinem Rückzuge noch sehr stark; eine Kanonenkugel zerschmetterte einem Unteroffizier von den Gardesdükorps, Heinrich, den Arm, und schlug darauf neben dem Könige in die Erde. Heinrich rief mit einem kräftigen Soldatenfluch: »Ihro Majestät sind doch nicht blessirt?« Der Arm, mit dem Degen in der Faust, hing dem Manne schlaff und gefühllos herab. Der König antwortete auf diese Frage, merklich gerührt, sehr gütig: Nein, mein lieber Unteroffizier! aber, wie ich sehe, hat Sein Arm Schaden genommen. — »Je, das thut nichts, der kann wieder geheilt werden; und überhaupt ist an mir nicht so viel gelegen, als an Ihnen.« Der König sah ihn hierauf mit einem Blick voll Liebe an, den nur er in seiner Gewalt hatte, und der die ganze Macht der Gefühle ausdrückte, deren seine große, viel umfassende Seele fähig war, wendete sich zum Rittmeister von Posadowsky, und sagte: wahrhaftig, mich jammert der recht-

schaffene Mann! Lasse Er ihn nach Torgau schaffen, daß für seine Genesung gut gesorgt wird. Zwei Tage nach der Schlacht dachte der König wieder an diesen Vorfall, erkundigte sich nach dem Unteroffizier, und ließ ihm 10 Friedrichsd'or zustellen, damit er sich dafür etwas zu Gute thun sollte.

Doch blieb Friedrich selbst nicht ohne Verlezzungen in dieser blutigen Schlacht. Ein Schuß betäubte ihn, und er sank, ohne ein Wort zu sagen, um. Sogleich eilten zwei seiner gegenwärtigen Flügeladjutanten herbei, ihn aufzurichten, und den Schuß zu untersuchen. Sie rissen seine Kleider, (die in einem dicken Pelz und einem sammtnen Rock bestanden,) schnell auf, und sahen sogleich, daß die Kugel zwar durch alle Kleidungsstücke hindurch gegangen, aber nicht bis in den Körper gedrungen war. In diesem Augenblicke kam der König wieder zu sich, und sagte ganz gleichgültig: es hat nichts zu bedeuten.

Während derselben Schlacht bemerkte der König, daß auf dem rechten Flügel zwischen den Gardesdükorps und den Gensd'armes eine große Lücke war, und jagte selbst dahin, dies abzuändern. Als alles wieder in Ordnung gebracht war, blieb er noch etwas halten, und beobachtete durch sein Fernglas eine feindliche Batterie, die den Gar-

desdükorps vielen Schaden that. Ein Unteroffizier vom vierten Zuge (den der tapfere Lieutenant von Byern, itzt General eines Kürassierregiments, anführte) sagte zu dem Gardedükorps Damm, der neben ihm hielt: »Hier muß man sich recht hundsföttisch todtschießen lassen, weil man nicht attaquiren kann; gebe Er mir eine Prise de Contenance.« Der Gardedükorps nahm seine Dose aus der Säbeltasche, und indem er den Deckel öffnete, schlug ihm eine Kanonenkugel den Kopf von einander. Nun kehrte sich der Unteroffizier ganz kaltblütig zu seinem zweiten Nebenmann, und sagte: »nun, so gebe Er mir eine Prise, jene hat der T....l geholt!« Als der Lieutenant von Byern mit dem Mann über den Vorfall sprechen wollte, traf eine Kanonenkugel sein Pferd. Der König hatte alles sehr genau beobachtet, ritt zu dem Lieutenant von Byern, machte ihm ein sehr gnädiges Kompliment, und sagte dann dem Unteroffizier: Er hat das erforderliche kalte Soldatenblut, ich werde mich Seiner erinnern. — So beseelte Friedrichs Geist sein ganzes Heer.

Die Gardesdükorps litten, wie gesagt, besonders, weil sie einer feindlichen Batterie sehr stark ausgesetzt waren, so daß auf jeden Schuß einige fielen. Der König bedauerte diesen rechten Flügel

herzlich, konnte aber vor der Hand dem Schaden nicht abhelfen. Er kam dahin gesprengt, ritt vor die Fronte, und sagte mit dem heitersten Wesen: Kinder, habt nur noch ein Paar Minuten Geduld, es wird sich bald ändern. In demselben Augenblick kam eine Kugel dicht vor dem Könige vorbei, und nahm dem Flügelmanne des vierten Zugs der zweiten Eskadron den Kopf weg, so daß der Hut in die Höhe flog. Der Nebenmann desselben rief dem Könige zu: »Ihro Majestät, haben Sie doch die Gnade für uns, und reiten Sie in Sicherheit; es ist besser, daß Sie lebend bleiben, als wir.« Der König sah diesen Mann sehr freundlich an, und sagte: Mein lieber Sohn! für Deinen redlichen Sinn und guten Willen danke ich; ich werde Dich nicht vergessen. Kaum war der König weggeritten, so traf diesen Redlichen auch eine Kugel, daß er gleich auf der Stelle blieb.

In eben dieser Schlacht griff der Oberstlieutenant, Graf von Anhalt, mit zwei Grenadierkompagnien vom Regiment Garde, und zwei Grenadierkompagnien vom Regiment Prinz von Preußen muthig den Feind an. Er ward getödtet, und als man dem Könige den Tod dieses braven Offiziers meldete, wendete er sich zu dessen Bruder, dem itzigen russischen Generallieutenant, Grafen v.

Anhalt, der damals Flügeladjutant war, und sagte: Heut' geht alles unglücklich! Meine Freunde verlassen mich. So eben erhalte ich die Nachricht, daß Ihr Bruder geblieben ist. — Diese wenigen Worte, mitten im Getümmel einer Schlacht, unter dem Getöse des fürchterlichsten Kanonenfeuers gesprochen, zeugen von einer Unerschrockenheit und von einer Güte der Seele, die man nicht genug bewundern kann.

Erst gegen Abend bemächtigte sich der General von Zieten der siptitzer Höhen, welches die Schlacht zum Vortheil der preußischen Armee entschied. Da es die Nacht nach dieser Schlacht sehr kalt war, so hatten die Truppen Wachfeuer angemacht. Gegen Morgen kam der König längs der Fronte der Armee vom linken Flügel gegen den rechten hinaufgeritten; und da er beim Regiment Garde angekommen war, stieg er vom Pferde, und stellte sich ebenfalls ans Feuer, von seinen braven Offizieren und Grenadieren umgeben, um den Anbruch des Tages zu erwarten, und die Östreicher noch einmal anzugreifen, wenn sie sich nicht zurückgezogen hätten, welches man wegen der finstern Nacht nicht unterscheiden konnte. Der König sprach viel mit den Burschen, und lobte sie wegen ihres vorzüglich tapfern Verhaltens während der Schlacht. Die Grenadiere, welche die Leutseligkeit und Her-

ablassung des großen Königs kannten, drängten sich immer näher und näher um seine Person. Einer von ihnen, mit dem der König öfters sprach, und dem er noch öfter Geld geschenkt hatte, Namens Rebiak, war so dreist, den König zu fragen: »wo er denn in der Bataille gewesen wäre? Sonst wären sie gewohnt, ihn an ihrer Spitze zu sehen, und von ihm selbst ins größte Feuer geführt zu werden. Diesmal hätten sie ihn mit keinem Auge gesehen, und es wäre doch nicht gut, daß er sie verließe.« Der König sagte hierauf dem Grenadier mit der herablassendsten Güte, daß er sich während der Schlacht größtentheils auf dem linken Flügel der Armee befunden, und deswegen bei seinem Regimente nicht habe sein können. Unterdeß hatte sich der König den blauen Überrock aufgeknöpft, weil die Hitze des Wachfeuers ihm beschwerlich ward. Die Grenadiere bemerkten, daß beim Aufknöpfen eine Kugel aus den Kleidern des Königs fiel, und daß er längs der Brust einen Streifschuß bekommen hatte, indem die von der Kugel gemachte Öffnung noch am Überrocke und an der Uniform zu sehen war. Voll Enthusiasmus und Bewunderung riefen sie nun aus: »Du bist doch noch der alte Fritz; Du theilst jede Gefahr mit uns! Für Dich sterben wir gern! Es lebe der König! es lebe der König!« — Ein an-

drer Grenadier fragte: »Fritz, nun wirst Du uns doch auch gute Winterquartiere geben?« — Den Teufel auch! erst müssen wir Dresden wegnehmen; alsdann aber will ich für Euch sorgen, und Ihr sollt gewiß zufrieden sein. — (Bekanntlich kam das Regiment Garde in Leipzig in die Winterquartiere.) — Bei eben diesem Feuer dampften die alten Grenadiere aus kurzen Stummeln dem Könige den elendesten Tabak unter die Nase. »So geht doch zurück!« rief einer unter ihnen. — Nein, bleibt nur stehen, Kinder! ich rieche das gern. — So gefällig war der König, ungeachtet der Tabaksdampf ihm in seinem ganzen Leben äußerst zuwider war.

Nach dieser Schlacht schrieb der König an den Marquis d'Argens: »Wir haben so eben die Östreicher geschlagen; sie haben eine außerordentliche »Menge Leute verloren, so wie auch wir. Dieser »Sieg wird uns vielleicht den Winter über einige »Ruhe verschaffen, und das ist es auch alles. Im »künftigen Jahre geht es dann von Neuem los. »Ich habe einen Schuß bekommen, der mich oben »an der Brust gestreift hat; es ist aber nur eine »Quetschung, ein wenig Schmerz, aber ohne Ge»fahr: ich werde deshalb gewiß so thätig wie im»mer sein. Ich habe viele Geschäfte, und viel

»nothwendige Verfügungen zu treffen. Kurz, ich »werde diesen Feldzug nach Möglichkeit gut endi»gen. Übrigens bleibt meine Art zu denken, wie »ich sie vor acht Tagen gegen Sie geäußert habe.«

Viele Stellen in diesen und andern damals geschriebenen Briefen machen die Behauptung höchst wahrscheinlich, Friedrich habe die letzten Jahre des siebenjährigen Kriegs allezeit eine gehörig starke Dosis aus Opium bereiteter Pillen bei sich gehabt, um seinem Leben ein Ende zu machen, wenn er der vereinten Kraft seiner vielen Feinde endlich hätte unterliegen müssen. Wer lies't ohne Rührung, wenn dieser große Mann den Umständen endlich so unterlag, daß er seinem Freunde, dem Marquis d'Argens, schrieb: »Ich verzehre mich »langsam; ich gleiche einem Körper, den man nach »und nach verstümmelt, und dem man täglich eins »von seinen Gliedern abnimmt. Gott stehe uns »bei, wir bedürfen dessen sehr! Immer erinnern »Sie mich an mich selbst! Wissen Sie denn nicht, »daß an meinem Leben wenig liegt? wol aber »liegt viel daran, daß ich meine Pflicht thue, und »für mein Vaterland streite, um es, wo möglich, »vom Untergange zu retten. — — Sie können »sich keinen Begriff von unsern entsetzlichen Stra»pazen machen; dieser Feldzug übertrifft noch alle »vorhergehende: ich weiß oft nicht, wohin ich mich

»wenden soll. Doch ich werde Ihnen durch die »Erzählung meines Kummers und meiner Unruhe »nur lästig. Mein froher Sinn und meine muntre »Laune sind mit den geliebten, ehrwürdigen Per»sonen begraben, an welchen mein Herz hing. »Schmerzenvoll und traurig ist das Ende meines »Lebens. Vergeßen Sie ja Ihren alten Freund »nicht, lieber Marquis!« u. s. w.

Wer die damalige Lage der Angelegenheiten weiß, wundert sich gewiß nicht, diesen Grad von trauriger Hofnungslosigkeit an dem König zu finden. Die Russen hatten Kolberg, die Östreicher Schweidniz eingenommen; selbst durch den Sieg bei Torgau war seine Armee beinahe eingeschmolzen, und die Hülfsmittel, sie zu rekrutiren, fingen an zu fehlen; der Geldmangel war groß; der Schatz erschöpft; seine Soldaten, und selbst seine Gardedükorps und Gensd'armes, die, gegen die andern gerechnet, am wenigsten gelitten hatten, sprachen laut davon, daß, wenn sie angegriffen würden, sie sich sogleich ergeben wollten: so allgemein muthlos waren die Truppen! Nur der Gedanke an seine Pflicht, wovon dieser edle Mann die höchsten Begriffe hatte, hielt ihn vom Tode zurück, den er doch für seine Ruhe hielt, und den er alle Augenblicke haben konnte. In der aus Strehlen den 8ten November 1761 geschriebe-

nen Epistel über den ihm so schmerzlichen Verlust von Schweidniz sagte er: «Ein hartes Joch bin-
«det mich ängstlichen Sklaven meiner Pflicht an
«mein Vaterland: seufzend seh' ich seine Ehre
«vernichtet, so viel Staaten von gierigen Feinden
«überschwemmt, die aus der Gefahr entspringende
«unversiegende Quelle, den Feind triumphirend,
«das Volk ohne Rettung, und überall Verwüstung
«und Verheerung. Vaterland! geliebter Name!
«bei Deinem Kummer weiht und opfert Dir mein
«trauerndes Herz den matten Lebensstral eines un-
«glücklichen Lebens. Fern von unnützen Sorgen
«stürze ich mich in gefahrdrohende Gefilde; die
«Tugend belebt mich, ein neuer Tag leuchtet mir.
«Rächen will ich den Staat, mindern sein Elend;
«vergeßen will ich meine Sorgen, um nur zu den-
«ken an ihn; die Kraft meiner Arme sei ihm eine
«feste Stütze. Troz seiner Neigung muß man in
«den Fluthen schwimmen, sterben fürs Vaterland,
«oder seine Erwartung erfüllen.»

Vor der Bataille bei Lissa oder Leuthen stellte man dem König vor, daß die feindliche Armee noch einmal so stark wäre, als die seinige. Ich weiß es, antwortete der erhabene und unverzagte Mann, aber es bleibt mir kein andrer Ausweg mehr, als zu siegen oder umzukommen. Ich werde sie angreifen, und

wenn sie auf dem breslauischen Glockenthurm hingen.

Den Tag zuvor, ehe er der weit überlegenen feindlichen Macht unter den Befehlen des Prinzen Karl von Lothringen das blutige und entscheidende Treffen bei Leuthen lieferte, ließ er alle Chefs der verschiedenen Bataillons, Eskadrons und Kompagnien vor sich fodern, und hielt dem wesentlichen Inhalt nach folgende Rede an sie:

«Messieurs! Ich werde morgen auf den Feind «losgehen, und ihm ein Treffen liefern: da auf «diese Schlacht alles für die Kampagne ankom«men, und sie entscheiden wird, wer von Schlesien «Herr sein soll, so habe ich Euch vor mich kommen «lassen, um zu sagen, daß ich von einem jeden «erwarte, daß er seine Schuldigkeit aufs genaueste «erfüllen, und sein Äußerstes thun werde. Ich «verlange, daß ein jeder auf seinem Posten genau «auf das Kommando merke, und seinen Unterge«benen mit unerschrockenem Muthe und Tapferkeit «vorgehe; kurz, daß ein jeder dem Feinde mit «dem Vorsatz unter die Augen trete, entweder «zu siegen oder zu sterben. Seid Ihr alle, «keinen ausgenommen, so gesinnt wie ich, so bin «ich des Sieges gewiß. Ich bin von der Stärke «und Schwäche des Feindes unterrichtet, und wer«de alle Korps so anführen, daß sie mit Vortheil

«fechten können; es wird dann nur auf Euch an-
«kommen, mit entschloßenem Muth und alter
«preußischer Tapferkeit zu streiten. Wer von Euch
«verzagt ist, Leben und Blut nicht aufopfern will,
«der trete heraus, ehe er andre verzagt macht!
«Er trete heraus! Er soll ohne Umstände und
«Vorwurf gleich auf der Stelle seinen Abschied
«haben!»

Dem Generalmajor v. Rohr flossen die Thränen von den Wangen. Der König, der dies bemerkte, umarmte ihn hierauf, und sagte: Mein lieber Rohr! Ihn habe ich nicht gemeint.

Die Rede ward mit allgemeiner Stille und Aufmerksamkeit angehört. Auf die letztern Worte des Königs sagte nach einer kleinen Pause ein Stabsoffizier im Namen aller mit einem Enthusiasmus von Liebe für den König: «Das thue ein Hundsfott! Wir sind alle bereit, für Ew. Majestät unser Leben aufzuopfern.»

Der König beschloß hierauf seine Rede mit einer sichtbaren Zufriedenheit und Gelassenheit also: «Ich sehe es ist keiner hier, den nicht edler
«Heldenmuth beseelte! Aber ich werde auch genau
«darauf merken, wer sein Versprechen und seine
«Schuldigkeit erfüllt. Ich werde hinten und vorn
«sein, mich von einem Flügel zum andern wen-
«den, keine Eskadron, keine Kompagnie soll mei-

«ner Aufmerksamkeit entgehen! Ich werde sie aufs «genaueste beobachten. Wer dann seine Schuldig«keit thun wird, den will ich mit Ehre und Gna«de überhäufen, und ich werde es ihm nie verges«sen. Wer sich aber von einer widtigen Seite «zeigt, der mag alsdann auch nur gehen, und mir «nie wieder unter die Augen kommen.»

Da die Armee den 5ten Dezember 1757 eben aufmarschirt war, und der Prinz Moriz den rechten Flügel der Kavallerie mit kommandirte, traf es sich, daß die schwere Kavallerie der ersten Brigade gegen den Kirchhof hin zu stehen kam, wo die Östreicher eine der stärksten Batterien hatten. Sie hatten vor derselben ihre leichte Kavallerie gestellt, um die Preußen desto leichter zum Angriff zu reizen, weshalb sie auch viele Flanqueurs aushoben. Um aber diese List näher zu prüfen, befahl Prinz Moriz, ihnen eben dergleichen entgegen zu schicken. Dies gelang: jene schossen unvorsichtig mit grobem Geschütz unter die preußischen Flanqueurs, so daß einige fielen. Der König, der gerade zu der Zeit ankam, um mit dem Prinzen Moriz etwas abzureden, und itzt erfuhr, daß dieser die Flanqueurs einziehen lassen wollte, sagte sogleich: Nicht doch! Nicht doch! Ew. Liebden haben Unrecht, das sind lauter Schreckschüsse! — Kinder folgt mir! und

sah sich nach den Flanqueurs um. Alle sprengten zum Könige heran, und er führte sie wieder auf den vorigen Platz. Hier, rief er ihnen zu, hier zeigt euch nur ganz unerschrocken, ich werde euch gleich Hülfe schicken. — Der Feind kanonirte während dieser Anordnung immer fort, weshalb der Prinz zum König sagte: «Ihro Majestät, es ist für Sie hier, hol mich der Teufel, zu gefährlich.» — Das ist wahr, erwiederte der König ganz gleichgültig, allein ich werde sie bald zurücktreiben.

Mittags um 1 Uhr fing die Schlacht an, und um 5 Uhr war sie gewonnen; und die Wiedereroberung von ganz Schlesien war die Folge dieses glorreichen Sieges. Nachdem der Feind gänzlich vertrieben war, stellte sich die Armee im Dunkeln, so gut es sein konnte, auf dem Schlachtfelde in Ordnung, und blieb unter dem Gewehre. Der König wünschte aber, noch diesen Abend Lissa und die dortige Brücke übers schweidnizer Wasser zu besetzen, damit sich der Feind nicht hinter dieses Wasser setzen könnte, und morgen keine zweite Schlacht nöthig wäre. Er fragte die Artilleristen, »wie viel Schüsse sie wol noch hätten?« Diese meinten, ungefähr zwanzig, und der König sagte: »Das ist genug, kommt mit, und Zieten, bleibe Er auch bei mir, und schicke Er von den Husaren,

die Er bei sich hat, einige Mann auf etwa 30 Schritt vor. Wir wollen laut sprechen, und darnach können die Husaren sich richten. Aber hört, Husaren, ich werde dann und wann hinter Euch schießen lassen, doch soll Euch das nichts thun; denn die Artilleristen sollen die Richtkeile ausziehen und im höchsten Bogen schießen, daß die Kugeln um desto weiter fliegen und in der Luft rascheln, damit die Feinde in einem Athem beim Laufen bleiben!« Zu den Artilleristen sagte der König: »Ihr habt es doch gehört, ich werde immer dicht neben Euch bleiben und schon sagen, wenn Ihr schießen sollt.«

So ging der Zug nach Sahra, einem Dörfchen links zwischen Rathen und Lissa. Der König sahe Licht im Kretscham *), und sagte: »Es ist auch gar zu finster, man sieht ja keine Hand vor Augen: schaffe mir doch einer eine Laterne; wir wollen hier so lange halten.« Der Kretschmar**), der seine Laterne nicht gern verlieren wollte, kam selbst, und sobald der König das Licht kommen sah, rief er: »Kommt nur hier neben mir, und faßt meinen Steigriemen an!« Nun ging der Zug weiter auf einem zu beiden Seiten mit Weiden

*) So nennt man in Schlesien eine Dorfschenke.
**) Gastwirth.

bepflanzten Fahrdamme. — Der König fragte: »Wir sind doch auf der breslauer Straße, die durch Lissa geht?« — Als es der Wirth bejahete, sagte der König: »Dann ist Lissa nur kaum eine Viertelmeile von uns: wer seid Ihr denn?« Der Wirth, der den König nicht kennen konnte, antwortete: Ihr Exzellenz, ich bin der Kretschmar von Sahra. Der König: »Ihr habt auch wol viel ausgestanden?« Der Wirth versetzte ganz naiv in seinem schlesischen Dialekte: Ach, Ihr Exzellenz, was wollte ich nicht! Seit 48 Stunden, daß die Östreicher übers schweinizer Wasser gekommen sind, ists in meinem Hause so voll gewesen, daß kein Apfel zur Erde mochte kommen, da han se mich angeschirgt *), daß ichs kaum schaffen **) konnte, und da hatten sie so viel Geschläter ***) um sich, de han mich nu recht gekrängelt †), fast han se mich reen ausgeplündert. — Der König: »Das thut mir recht sehr leid! Kamen auch Generale in Euer Haus? Was sagten sie denn? Erzählt es mir doch!« — Der Wirth: I nu, so gerne, Ihr Exzellenz, sieder ††) gestern Mittag hab ich den Prinz Karl in meiner Stube, und seine Adjutanten mitsammen haußen im Hause gehabt. Da war

*) Angetrieben. **) Ausstehen. ***) Gesindel.
†) Gequält. ††) Seit.

ein Gefrage und Geschicke! Hundert kamen geritten, und hundert wurden wieder weggeschickt, und so fürzelten *) se aus und ein, de ganze Nacht! Wie bald einer weg war, kamen zehn andre wieder! Ich mußte inde **) Feuer in der Küche halten, und de vielen Offiziere drängten sich heran, um sich zu wärmen. Da paperten ***) se nu hin und her. Einer sagte: Da käme nu unser König mit seiner potsdamschen Wachtparade. Einer sagte wieder: Oach! se trauen sich holt nicht zu kommen! Se loafen, lassen wir se holt loafen! Aber das freut mich, daß sie unser König diesen Noachmittag vor ihr thälisch Firgeln †) so brav bezahlt hat. — Der König: »Wenn seid Ihr denn Euern hohen Gast los geworden?« — Der Wirth: »I nu so gerne, Ihr Exzellenz, heut Vormittag, ungefähr neun, setzte sich der Prinz zu Pferde, und schon heunt Noachmittag, so um drei, kam er hier mit einem großen Schwarm Offiziers wieder zurück und immer in starkem Trabe vorbei nach Lissa. Da waren se so trötzerlich ††) hergekommen, und nu gings ürschlich †††) den Damm längs herauf, daß sich keiner umsah. Da merkt ich gleich Unrath; und nach ihm dauerte der Zug,

*) Singen. **) Immer. ***) Plauderten.
†) Thörichtes Spotten. ††) Trotzig. †††) Rückwärts.

immer so breit der Damm war, bis vor ungefähr eine gute Stunde, da hoatt's denn an Ende. Nichts war in Ordnung, Reiter und Musketier, das alles lief durch einander. Unser König muß se jämmerlich gehuscht han! Aber unser Herre Goht steht dem kleinen Haufen bei, und das han se nu vor ihren Hochmuth und ihre Lästerungen; denn, Ihr Exzellenz, die östreichischen Offiziers sagten ooch: Unser König würde schon von seinen ersten Generals und Verwandten verlassen, und wären se vonsammen gegangen, was ich doch nimmer und in Ewigkeit glooben kann.

Der König schien dieser Unterredung eine andere Wendung geben zu wollen, und sagte: »Ihr habt Recht, so was kann man von meiner Armee nicht glauben!« Hierauf schien der Kretschmar erschrocken, und rief aus: Mei Gott! so sind Se wol gar unser gnädigster König; und ich bitte ja recht schön um Vergebung, wenn ich in meiner Einfalt was erzählt hätte, das sich nicht schickte.— Der König: »Nein! Ihr seid ein ehrlicher Mann und wahrscheinlich evangelisch.« Der Wirth sagte ganz treuherzig: Joa, joa! Ihro Majestät, ich bin von Ihrem Glauben.

Unter diesem Gespräche, wobei sich im Finstern alles dicht herandrängte und die größte Stille beobachtete, um die naive Erzählung des Kretsch-

mars recht zu hören, war der Zug bis auf ungefähr 300 Schritt an Lissa gekommen, als auf einmal einige 50 bis 60 Flintenschüsse, kaum funfzig Schritte vom Zuge, fielen, und besonders auf die nahe an der Erde hangende Laterne gerichtet zu sein schienen; daher denn auch nur bloß einige Pferde an den Beinen blessirt wurden. Sogleich sprengte alles rechts und links vom Damme durch die Weiden auf die trockenen Wiesen, und rief: »Licht aus!« Der König nahm zuerst das Wort, und sagte: Aber mein Gott, lieber Zieten, dies konnte uns unmöglich begegnen, wenn die Husaren, wie ich es befohlen hatte, immer dreißig Schritt vorgeritten wären! — Diese hatten sich dicht vor und neben dem Könige gehalten, und waren daher die feindlichen Traineurs, oder einen von Lissa aus auf den Damm gestellten Posten nicht eher gewahr geworden, bis dieser an der Sprache und Unterredung einen preußischen Zug bemerkt hatte, Feuer gab, und sodann davon lief.

Der König befahl nun einem seiner Adjutanten, schleunig zurückzureiten, und die beiden Grenadierbataillone Manteufel und Wedel, die er zuletzt verlassen hatte, zu holen, mit der Erklärung: »Er sei mit ihrer heutigen Bravour vollkommen zufrieden; sie sollten nur diese Nacht mit

ihm in Lissa Quartier nehmen, und jeder Gemeine obendrein einen Thaler haben,« welchen sie auch nachher erhielten. Während der Zeit ritten verschiedene Offiziere mit den Husaren vor, kamen zurück, und bezeugten, daß sie bis vorn in Lissa gewesen wären, und nichts vom Feinde entdeckt hätten. Der König blieb so lange halten, bis nach einer guten halben Stunde die zwei Grenadierbataillone kamen. Er setzte sich vor die Tete, und so ging es in den offnen Flecken Lissa hinein, wo man zwar alles stille fand, jedoch in den Häusern rechts und links viel Licht sah. Als der König so vor den Grenadieren reitend, und sein Gefolge rechts und links neben sich, auf dem geräumigen Platze neben dem Schlosse, ungefähr 60 Schritte von der Brücke, welche über das schweidnizer Wasser führt, ankam, so sah man aus einigen Häusern Weißröcke, mit Bunden Stroh auf dem Rücken, kommen. Die meisten wurden von den preußischen Grenadieren ergriffen, und einige davon vor den König geführt, die auf die Frage, was sie hier machten? antworteten: »Drüben jenseits der Brucken stände holt an Hauptmann mit 150 Mann; dieser hätte holt den Befehl, die Brucken mit Stroh zu bewerfen, und sobald als die Preußen kämen, die Brucken zu verbrennen. Nun hätten sie zwar schon einmal die Brucken mit Stroh

belegt; allein es wären immer noch bis itzt so viele von ihren Leuten darüber gegangen, und bei dem tiefen Koth das Stroh wie Mischt getreten. Der Hauptmann hätte also den Mischt ins Wasser werfen lassen, und 40 Mann nach dem Städtel befehligt, um holt jeder a Barden Stroh zu grechteln« *).

Unterdessen hatten sich vermuthlich einige Östreicher von den Preußen ungesehen, über die Brücke zu ihrem Kommando geschlichen, und dem Hauptmann gemeldet, daß Preußen im Städtchen ankämen; denn indem der König noch mit den Gefangenen redete, ließ der östreichische Hauptmann ein starkes Feuer geben, wodurch von den preußischen Grenadieren auch einige dicht neben und hinter dem Könige blessirt wurden. Die Artilleristen schrien: »zurück! zurück! wir werden schießen.« Alles, was zu Pferde war, sprengte dicht an die Häuser, um nicht im Finstern von Freund und Feind zugleich erschossen zu werden. Die preußischen Artilleristen brannten sogleich einigemal ab, und die Grenadiere schossen so in der Kolonne in Bogen nach dem Feinde über die preußischen Kanonen weg. Aus allen Häusern kam in eben dem Augenblicke ein starkes Feuer auf die Preußen, und die Grenadiere schos-

*) Ein Bund Stroh zurecht machen. Östr.

sen auf die Fenster, aus denen gefeuert ward. Alles schrie und kommandirte durch einander. Aber der König sagte ganz gelassen: Messieurs, folgen Sie mir, ich weiß hier Bescheid! — Sogleich ritt er links über die Zugbrücke, welche nach dem Schlosse führt, wohin ihm seine meisten Adjutanten folgten. Er war kaum dicht vor der Schloßthüre angekommen, als verschiedene östreichische Offiziere, mit Lichtern in den Händen, aus den untern Zimmern und von den Treppen herabgestürzt kamen, um in der finstern Nacht ihre auf dem Schloßplatze haltende Reitpferde zu finden, und wegen des Schießens davon zu jagen. Der König stieg mit seinen Adjutanten ganz ruhig vom Pferde, und sagte zu den östreichischen Offizieren: Bon soir, Messieurs! Gewiß vermuthen Sie mich hier nicht. Kann man hier auch noch mit unterkommen?

Schwer war es zu sagen, welcher Theil des andern Gefangener hätte sein sollen; denn der Östreicher waren mehrere. Aber die vornehmsten östreichischen Generale und Stabsoffiziere, erstaunt, nahmen den niedern Offizieren und Reitknechten die Lichter aus den Händen, und leuchteten so dem Könige die Treppe hinauf, und in eins der besten Zimmer. So wie sie da ankamen, präsentirte einer die andern dem Könige, der alle nach ihren

Namen

Namen und Charaktern fragte, und sich mit ihnen in Unterredung einließ. Während dessen fanden sich immer mehrere Adjutanten und andre preußische Offiziere auf dem Schlosse ein; und nunmehr beurlaubte der König die östreichischen Offiziere, welche andre Zimmer auf dem weitläuftigen und wohlgebauten Schlosse einnahmen. Es kam nach und nach eine große Menge preußischer Generale, und da der König verwundernd fragte: wo sie denn alle herkämen? so ward ihm gesagt: daß die ganze Armee auf dem Damme nach Lissa im Marsch wäre. Dieser Mißverstand, daß man seine Ordre für die zwei Grenadierbataillone auf die ganze Armee ausgedehnt hatte, war ihm sehr lieb. Er schickte die Regimentsadjutanten zurück, mit der Ordre: »daß jeder so gut unterzukommen suchen müsse, wie er könne;« und beschied die noch nicht angekommenen Generale zu sich auf dem Schlosse zur Parole.

Vor der Schlacht bei Rosbach, wo die französisch-kaiserliche Armee über 50,000 Mann stark war, und die Preußen kaum 22,000 Mann ausmachten, redete der König seine Truppen folgendermaßen an: »Die Stunde ist gekommen, meine »Freunde, da alles, was uns theuer sein sollte »und theuer ist, von unsern Waffen und unserm »Verhalten abhängt. Die Zeit vergönnt mir nur

»wenig Worte, und es wäre unnöthig, viel zu sa»gen. Ihr wißt, daß keine Beschwerde, kein »Hunger, keine Kälte, kein Wachen, »keine Gefahr so groß gewesen ist, die ich »bisher nicht mit Euch getheilt hätte; und Ihr »seht mich itzt bereit, mein Leben mit und für »Euch dahin zu geben. Alles, was ich von Euch »verlange, ist das nämliche Pfand der Liebe und »Treue, welches ich Euch selbst gebe. Laßt mich, »nicht als Aufmunterung, sondern als einen Be»weis meiner Dankbarkeit, hinzusetzen, daß von »dieser Stunde an, bis Ihr die Winterquartiere »bezieht, Euer Sold verdoppelt sein soll. Nun »haltet Euch brav, und vertrauet Gott!« — Die Wirkung dieser Anrede läßt sich nicht beschreiben. Die Rührung brach in ein allgemeines Zujauchzen aus, und die Blicke und das Betragen der Soldaten war bis zu einer Art von heroischer Raserei entflammt, und in dieser Gemüthsstimmung begannen sie das Treffen.

Bei dem unglücklichen Überfall bei Hochkirch, den 14ten Oktober 1758, nahm der König noch früh in der Dämmerung den rechten Flügel der Kavallerie, und ging damit zurück, um selbst dem Feinde mit derselben in die Flanque zu fallen. Er ließ aufmarschiren. Der Feind aber hatte bereits seine stärkste Artillerie dahin postirt, weshalb der

König sein Vorhaben aufgab, um nicht zu viel Menschen aufzuopfern, und mit der Kavallerie still hielt. Er beobachtete, da es nunmehr Tag war, durch ein Fernglas die Bewegungen des Feindes, indeß die feindliche Artillerie stark feuerte. Eine Kanonenkugel schlug dicht neben des Königs Pferd linker Hand, so daß er mit Staub und Erde ganz bedeckt ward, und das Pferd weit rechts sprang. Der König nahm verdrießlich seinen Stock, und schlug sein Pferd auf die rechte Seite, so daß es wieder an seine vorige Stelle mußte. Kaum aber hatte er sein Glas wieder angelegt, so fiel schon die zweite Kugel auf eben die Stelle, und das Pferd machte abermals seinen Seitensprung rechter Hand. Einige hinter ihm haltende Adjutanten baten den König, sich zu schonen und wegzureiten. Friedrich aber, statt ihren Rath zu befolgen, sah sich lächelnd um, und sagte: Wie ich sehe, so schießen die Feinde rechts und links hier. Ich kann also (mit dem Stocke zeigend) da, dort und hier getroffen werden; und hinter meiner Armee bin ich überflüssig! worauf er noch eine kurze Zeit seine Beobachtungen fortsetzte.

Einige Tage darauf (den 17ten Oktober) ließ Friedrich alle Generale und Stabsoffiziere zu sich kommen, und redete sie folgendermaßen an: »Sie

»wissen, Messieurs, daß die Armee eine Sürprise »erlitten hat. Die Dunkelheit der Nacht ist hier- »an Schuld gewesen. Sie müssen aber nur be- »denken, wo wir itzt stehen. Wir sind in der Ober- »lausiz. Wir haben unsre Güter, Frauen und Kin- »der hinter uns. Wenn wir noch einmal weichen »müssen, so ist dieses alles verloren. Eine bald »folgende Bataille ist unvermeidlich. Ich selbst »will, ehe ich weiche, mit dem Reste meiner Armee »mich lieber begraben lassen. Ich vermuthe, daß »ein jeder so denken wird, und wer so nicht denkt, »soll sich lieber melden, und er kann gleich nach »Hause gehen. Ist wo etwa einer unter Ihnen?« — Nach einer kurzen Pause, da einige Generale den König versicherten, daß sie, wie bisher, mit Freuden ihre Schuldigkeit thun würden, nahm er seine angenehm lächelnde Miene wieder an.

Nach der Schlacht bei Liegniz schrieb der König aus dem Lager bei Hermannsdorf an den Marquis d'Argens folgenden merkwürdigen und rührenden Brief, der die Vorstellung, welche der Monarch sich von der damaligen Lage seiner Umstände machte, und die Gesinnungen zeigt, die er den Gefahren entgegensetzte.

»Vormals, mein lieber Marquis, würde die »Affaire vom 15ten August eine Kampagne ent- »schieden haben. Itzt aber ist sie nichts mehr, als

»eine Schramme; eine große Schlacht muß unser »Schicksal entscheiden. Wir werden dergleichen, »allem Anschein nach, sehr bald haben, und dann, »wenn der Ausgang für uns günstig ist, können »wir uns freuen. Es erforderte viele Kriegslisten »und Künste, es so weit zu bringen. Sagen Sie »mir nichts von Gefahr; die letzte Akzion kostete »mir nur ein Kleid und ein Pferd. Das heißt ei»nen Sieg sehr wohlfeil erkaufen.»

»Ich habe den Brief, dessen Sie erwähnen, »nicht bekommen. Wir sind gewissermaßen, die »Korrespondenz betreffend, blockirt, durch die Rus»sen auf der einen Seite der Oder, und durch die »Östreicher auf der andern. Ein kleines Schar»mützel war nöthig, um für Cocceji *) den Weg »zu öffnen; ich hoffe, daß er Ihnen meinen Brief »überbringen wird. Ich war nie in meinem Leben »in so großer Verlegenheit, als in dieser Kam»pagne. Glauben Sie mir, nichts weniger als »ein Wunder ist noch nöthig, mich aus allen den »Schwierigkeiten, die ich vorhersehe, loszumachen. »Ich werde gewiß nicht unterlassen, meine Pflicht

---

*) Der Kapitain und Flügeladjutant, welcher diesen Brief überbringen sollte, und welcher mit der Nachricht von der vorerwähnten Akzion nach England kam, ist derselbe, der in polnischen Diensten als Generalmajor gestanden hatte.

»zu thun, so oft Gelegenheit da ist; aber, mein »lieber Marquis, erinnern Sie sich immer, daß ich »mir nicht anmaße, über das Glück gebieten zu »können, und daß ich mich genöthigt sehe, in mei»nen Projekten zu viel aufs Ungefähr ankommen »zu lassen, weil ich nicht im Stande bin, gründli»chere Entwürfe zu machen. Ich habe herkulische »Arbeiten zu verrichten, zu einer Zeit, da meine »Kräfte abnehmen, meine Schwachheiten sich ver»mehren, und, die Wahrheit zu gestehen, da die »Hoffnung, der einzige Trost des Unglücklichen, »mich zu verlassen anfängt. Sie kennen die Lage »der Sachen nicht genug, um sich von allen Ge»fahren, die den Staat bedrohen, einen deutlichen »Begriff zu machen; ich kenne, aber verhehle sie; »ich behalte alle Furcht für mich selbst, und theile »dem Publikum nur meine Hoffnungen mit, oder »die wenigen guten Neuigkeiten, die ich mitzuthei»len habe. Wenn der Streich, den ich im Sinne »habe, mir gelingt, dann, mein lieber Marquis, »wird es erst Zeit sein, unsre Freude zu bezeigen. »Aber bis dahin dürfen wir uns nicht zu sehr »schmeicheln, damit nicht nachher irgend eine un»erwartete schlimme Neuigkeit uns zu sehr nieder»schlage.“

„Ich führe hier das Leben eines militairischen »Mönchs. Ich habe viel an meine Angelegenhei-

»ten zu denken, und den übrigen Theil meiner Zeit »widme ich den schönen Wissenschaften, die mein »Trost sind, wie ehemals des Konsul, der der Va=»ter seines Vaterlandes und der Beredsamkeit war. »Ich weiß nicht, ob ich diesen Krieg überleben »werde; sollte es aber geschehen, so bin ich ent=»schlossen, das Übrige meiner Tage in der Einsam=»keit, in den Armen der Philosophie und der »Freundschaft hinzubringen. Wenn unsre Korres=»pondenz erst ungehindert sein wird, so werden Sie »mich verbinden, wenn Sie häufiger schreiben. Ich »weiß nicht, wo wir unsre Winterquartiere ha=»ben werden. Meine Häuser zu Br..lau sind »durch das Bombardement eingeäschert. Unsre »Feinde mißgönnen uns alles, selbst das Tages=»licht, und die Luft, die wir athmen. Doch müs=»sen sie uns irgend einen Platz übriglassen. Wenn »er nur sicher ist, so wird es ein Fest für mich »sein, Sie daselbst bei mir zu sehen."

„Nun, mein lieber Marquis, was ist aus Ih=»rem Frieden mit Frankreich geworden? Ihre »Nazion ist, wie Sie sehen, blinder, als Sie »glaubten. Die Narren lassen sich, der Kaiserin »und der Zarin zu gefallen, Kanada und Pondi=»chery wegnehmen. Der Himmel gebe, daß der »Herzog Ferdinand ihnen ihren Diensteifer reich=»lich vergelte. Die Offiziere, die an diesen Übeln

»unschuldig sind, und die Soldaten werden die »Opfer sein; aber die hohen Verbrecher werden »nichts zu leiden haben.“

»Dies sind die Einfälle, die mir itzt in den »Kopf kommen. Ich hatte eben Lust zu schreiben; »aber ich sehe, daß ich schließen muß, damit ich »Sie nicht ermüde, und meine eignen Angelegen»heiten versäume. Adieu, mein lieber Marquis. »Ich umarme Sie,« ꝛc.

Zwei Tage vor der Schlacht bei Zorndorf schrieb ein Offizier aus Frankfurt an der Oder Folgendes: »Gestern rückte der König mit uns hier ein. Er ritt durch die Stadt voran, und die Kavallerie folgte mit entblößtem Säbel. Niemand wußte, ob man sich hier aufhalten, oder nur durchmarschiren würde. Plötzlich rief der König, als er vor das Haus einer Predigerwitwe kam: Halt! schickte einen Adjutanten hinein, und ließ sagen: er wolle da logiren. Die Witwe erschien sogleich selbst, und entschuldigte sich demüthig, daß ihre Wohnung zu unwürdig sei, einen so großen Monarchen aufzunehmen, indem sie nur ganz kleine schlechte Zimmer habe. Der König hob sie mit eignen Händen von der Erde auf, und sagte ihr ganz freundlich: sie solle nur das erste beste Zimmer hergeben. Sie that's, und er trat hinein. Bald aber kam er wieder vor die Hausthüre,

lehnte sich an die Thürpfoste, und kommandirte: Marsch! In der Zeit, da die Truppen vor dem Könige vorbei defilirten, hörte man sehr deutlich jeden feindlichen Schuß auf Küstrin. Ich bemerkte, daß der König bei jedem Schusse eine Prise Tabak nahm, und man sah selbst durch die seltne Standhaftigkeit, welche den Charakter dieses unbegreiflichen Helden bezeichnet, die Empfindung des Mitleids über das Schicksal der unglücklichen Stadt, und bange Ungeduld, ihr zu helfen, hervorschimmern. Als die Truppen ihr Quartier bezogen hatten, aß der König mit dem Prinzen Moriz von Anhalt-Dessau und dem General Seidlitz eine kalte Schale. Dann wurden die Orders wegen des Aufbruchs am folgenden Morgen ertheilt. Zwei Stunden nachher aber liefen durch einen Spion andre Nachrichten ein, und wir brachen schon früh um 2 Uhr auf. Bis zu dieser Zeit saß der König mit den vorgedachten beiden Herren in seinem Zimmer an einem kleinen runden Tischchen, und schrieb. Um 2 Uhr stieg er wieder zu Pferde. So wenig rastete der Schutzengel und Rächer der Seinen, und so marschirten wir in einem Zuge auf Küstrin los.»

Als die Disposizion zur Schlacht bei Zorndorf gemacht war, und die Armee aus dem Lager rückte, unterhielt sich der König während des Mar-

sches bei verschiedenen Regimentern sowol mit Offizieren als Gemeinen über allerlei Gegenstände. Bei einem Grenadierbataillon von der berlinischen Garnison fiel ihm ein alter Unteroffizier, Namens Beek, auf, der einen sehr kahlen Kopf unter der Grenadiermütze, und seine Perüke am Tornister hängen hatte. Der Monarch ritt an ihn heran, und sah, daß dieser alte Mann noch sehr lebhaft aussah. Mein Freund, redete ihn der König an, es wird mit Euch wol Zeit sein, daß Ihr versorgt werdet: habt Ihr auch was gelernt? — »Nein, Ew. Majestät, ich habe nichts gelernt, kann weder lesen noch schreiben; denn ich mußte jung Soldat werden, und bin nur zum Todtschießen gemacht.« — Wie lange dient Ihr? — «Schon 44 Jahr. Ich bin aber ganz gesund, und wenn der Krieg noch lange dauert, wird die Reihe auch an mich kommen, daß ich sterben muß. Ich mache mir aber gar nichts daraus, denn ich bin das Soldatenleben gewohnt. Nur eins habe ich auf dem Herzen, was mich drückt. Wenn das nicht wäre, Ew. Majestät, so wäre mir das Todtschießen noch gleichgültiger, und ich wollte recht vergnügt sterben.« — Der König hörte dies mit Gelassenheit und Aufmerksamkeit an, und fragte: Nun, was ist denn das? — »Ew. Majestät, ich habe einen einzigen Jungen, der gu-

tes Wachsthum zeigt. Die Mutter hat ihn wol lesen gelehrt, aber ich möchte doch gern sehen, daß er was rechtes und mehr lernen könnte, als ich kann, und daß er in eine gute Schule käme. Wenn er in die Kompagnie kömmt, so kann ihm das viel helfen. Ich kann ihm nur von meinem Traktemente nichts dazu geben.« — Wo ist denn Euer Sohn zu finden? — Der Vater bezeichnete ihm den Aufenthalt seines Sohnes, nannte seinen Namen, und der König ritt fort, worauf die Schlacht in wenigen Minuten ihren Anfang nahm. Der alte Mann kam glücklich aus diesem Treffen, und als der Feldjäger, der die Nachricht des Sieges nach Berlin gebracht hatte, von da zurückkam, brachte ihm dieser einen Brief von seiner Frau mit, worin sie ihm meldete, daß ihr Sohn auf königlichen Befehl von ihr genommen, und in das große Gymnasium gebracht worden sei: dort würde er auf königliche Kosten gekleidet, unterhalten und unterrichtet. Der alte Unteroffizier weinte bei dieser Nachricht vor Freude.

Vor der Schlacht bei Kollin hatte sich der König mit 6 Bataillonen Infanterie und 5 Eskadronen Kuirassier so sehr ausgesetzt, daß er Gefahr lief, auf Daun zu stoßen; denn dieser war in einer Stellung, daß er den König von Nadasti oder sonst einem General mit einem ansehnlichen

Korps konnte angreifen lassen. Der Oberste Warnery stellte dem König vor, daß er sich zu sehr ausgesetzt habe; Daun hätte, zu seinem Erstaunen, einen so treflichen Koup auszuführen versäumt, da es ihm in einem Lande, wie Böhmen, nicht an Spionen fehlen könne. Der General Seidlitz war eben gegenwärtig, als Warnery dies sagte, und antwortete darauf: »Daun hat gar nicht gefehlt; denn er konnte ja nicht darauf fallen, daß ein König von Preußen patrouilliren ritte.« Der König sahe zwar ernsthaft aus, als Seidlitz dies sagte: aber es war wohl zu sehen, daß er nicht mißvergnügt darüber war. Den 18ten Juni 1757 war nun die unglückliche Schlacht bei Kollin. Was nur die ungestümste und wohlgeordnetste Tapferkeit, die unverbesserlichste Disziplin, durch das Andenken so vieler Siege beseelt, vermochte, das thaten die braven Preußen bei dieser Gelegenheit. Siebenmal wiederholten sie den Angriff. In keiner ihrer siegreichen Schlachten hatte sich ihre Tapferkeit glänzender gezeigt. Zuletzt that der König an der Spitze seiner Kavallerie noch einen wüthenden Angriff. Alles ward versucht, aber alles unglücklich! Der Mangel einer hinlänglich zahlreichen Infanterie, auf einem Terrain, wo sie von der Kavallerie nicht unterstützt werden konnte, der Mangel einer gleich starken Artillerie, die vortheilhafte

Situation und übermäßig starke Anzahl der Feinde, ihre anhaltende Tapferkeit, und ihr Anführer, Daun, nöthigten endlich den König, das Schlachtfeld zu räumen.

Ungeachtet nun dieses Treffen verloren war, und er sich seinem edelmüthigen Geständniß nach diese Niederlage größtentheils selbst zugezogen hatte; so stieg doch, nach dem Urtheil aller Einsichtsvollen, sein Ruhm noch höher, wegen der edlen Freimüthigkeit, womit er seinen Irrthum erkannte, wegen der Standhaftigkeit, womit er sein Unglück ertrug, und wegen der erstaunenswürdigen Meisterstreiche des Genies und des Heroismus, wodurch er seinen Verlust wieder zu ersetzen wußte. Wie frei seine große unbezwungene Seele noch immer blieb, zeigt unter andern der Brief, den er zwei Tage nachher an den Lord Marschall schrieb, und der zugleich alles enthält, was man zum Ruhm des Siegers und zur Entschuldigung der Überwundenen sagen kann: «Die kaiserlichen Grena»diere sind ein unvergleichliches Korps; hundert »Kompagnien vertheidigten eine Anhöhe, welche »meine beste Infanterie nicht einnehmen konnte. »Ferdinand, der sie anführte, griff siebenmal an, »aber vergebens. Das erstemal bemächtigte er sich »einer Batterie, die er aber nicht behaupten konn»te. Die Feinde hatten den Vortheil einer zahlrei-

«chen und wohlbedienten Artillerie: sie macht dem »Lichtenstein Ehre. Ich hatte zu wenig Infante- »rie. Meine ganze Kavallerie war zugegen und »stand müßig, einen einzigen Angriff ausgenom- »men, den ich mit meiner Gensd'armerie und eini- »gen Kanonen machte. Ferdinand rückte an, ohne »zu feuern, dagegen sparten die Feinde ihr Feuer »nicht. Sie hatten zwei Anhöhen, zwei Verschan- »zungen, und eine erstaunliche Artillerie bei sich. »Verschiedene von meinen Regimentern wurden zu- »sammen geschossen. Heinrich that Wunder. Ich »zittre künftig für meine Brüder, sie sind zu kühn. »Das Glück, mein lieber Lord, flößet uns oft ein »schädliches Vertrauen ein. Drei und zwanzig »Bataillons waren nicht hinlänglich, 60,000 Mann »aus einem vortheilhaften Posten zu vertreiben. »Ein andermal wollen wir unsre Sache besser ma- »chen. Das Glück hat mir diesen Tag den Rücken »zugekehrt. Ich hätte es vermuthen sollen; es ist »ein Frauenzimmer, und ich bin nicht galant. Es »erklärte sich für die Damen, die mit mir Krieg «führen. — Was sagen Sie zu diesem Bündnisse »wider den Markgrafen von Brandenburg? Wie »sehr würde der große Friedrich Wilhelm erstau- »nen, wenn er seinen Enkel mit den Russen, »Östreichern, fast ganz Teutschland und 100,000 »Franzosen im Handgemenge sehen sollte! Ich

»weiß nicht, ob es mir eine Schande sein wird, »zu unterliegen; aber das weiß ich, daß es keine »Ehre sein wird, mich zu überwinden.«

Die wunderbare Erhaltung des Königs in der Schlacht bei Kunersdorf erzählt der General von Götzen als Augenzeuge folgendergestalt. »Die russische Armee stand mit ihrem rechten Flügel gegen den Weg hin, der von Frankfurt nach Krossen geht; von da erstreckte sich ihre Linie über einen spitzigen Berg hinter dem Dorfe Kunersdorf, und reichte bis auf den Mühlberg, der, so wie ihre ganze Fronte, von einer Verschanzung gedeckt war. Auf diesen Mühlberg geschah unsre Hauptattaque, und er war glücklich eingenommen, und 80 Stück feindliches Geschütz bereits in unsern Händen, als Versehen einzelner Theile, Mißverständniß und die große Hitze, durch welche die Preußen bei Ersteigung und Einnahme des Berges allzusehr abgemattet worden waren, dem König den Sieg, den er wirklich schon errungen hatte, wieder entrissen. Hinter dem Mühlberg ist ein Ravin, der sogenannte Kuhgrund, auf welchen die Russen, weil sie die Schwierigkeit dieses Terrains kannten, alles Geschütz hinrichteten, wodurch die Gegend überaus gefährlich ward. Gleichwol blieb der König gerade hier in der Nachbarschaft halten, um seine Anordnungen zu machen, und die Truppen durch sei-

ne Gegenwart zu ermuntern. Um seine Person befanden sich damals unter andern namentlich der damalige Oberste und Generaladjutant von Krusemark, der nachmalige Generallieutenant v. Prittwitz, (damals Rittmeister von den zietenschen Husaren, mit einem Theil seiner Schwadron) außer mir noch Flügeladjutanten und eine Menge von ab- und zugehenden Generalen und Stabsoffizieren, von denen jeder sich beeiferte, die Orders des Königs zu bestellen, und zur Gewinnung der Schlacht behülflich zu sein. Der General Seidlitz, der hier zum König kam, um vorzustellen, daß die Kavallerie in dieser Gegend nicht gut agiren könne, ward mit einer kleinen Kugel durch die Hand geschossen, so daß er sich von der Wahlstatt mußte wegbringen lassen; der Hauptmann und Flügeladjutant v. Wendeßen ward ebenfalls hier durch die Brust geschossen, und starb die Nacht darauf an seiner Wunde; auch der damalige Kapitain und Flügeladjutant v. Cocceji ward nicht weit vom Könige in dem Arm blessirt, und gleiches Schicksal hatten in derselben Gegend eine Menge Subaltern-Offiziere und gemeine Soldaten; dennoch blieb der König immer unbeweglich halten, als sein Pferd, ein brauner Engländer, den er den Vogel nannte, durch eine Kugel verwundet ward. Der König stieg ab und foderte ein andres Pferd, welches ein

andrer

andrer Engländer, von Farbe ein Fuchs, war. Mittlerweile ward das Gefecht immer hitziger, und durch das viele Schießen ward ein zweites Reservepferd des Königs, ein Schimmel, auch ein Engländer, der Brillant hieß, so wild, daß der Stallmeister Wehler, der darauf saß, es zurückreiten mußte. Immer gleich unerschrocken schickte nun der König einen Offizier nach dem andern mit Orders weg, so daß in einem Augenblick gerade nur ich und ein Page, der v. Henneberg hieß, um ihn waren, als ich eine Kugel dicht an des Königs Pferd anschlagen hörte, und gleich darauf einen Stral Blut eines Fingers dick aus der Brust spritzen sah. Nun fing das Pferd an rückwärts zu gehen; in demselben Augenblick wendete ich, da ich mit dem König in gleicher Linie ungefähr drei Schritt weit von ihm zur Rechten hielt, mit meinem Pferde hinter dem Könige weg, um ihm zu Hülfe zu kommen, als er sich eben auf der linken Seite herunterwerfen wollte, weil sein Pferd aus Mattigkeit sich schon ganz auf die Hessen lehnte. Ein Unteroffizier, mich dünkt, er war vom damaligen lestwitzischen, itzt lattorffschen Regimente, sprang eben herzu und faßte den König bei dem andern Arm, so daß er auf diesen Unteroffizier und auf mich gestützt nicht zum Fallen, sondern gerade auf die Füße zu stehen kam. Der König befahl dem Pa-

gen, ihm ein frisches Pferd zu holen, und stand einige Zeit neben mir zu Fuße. Da ich nun kein Pferd ankommen sah, so offerirte ich dem Könige das meinige, doch mit der Anzeige, daß es etwas scheu wäre. Der König setzte sich darauf, und machte eine Wendung zur Linken. Indem kam eine kleine Kugel, ging durch die ungrische Decke, welche über dem Sattel lag und im Aufsteigen sich etwas in die Höhe geschoben hatte, fuhr alsdann durch den zugeknöpften Rock des Königs zwischen der Tasche und Hüfte hinein, passirte die Weste, schlug das goldne Etui des Königs in der Tasche zusammen, und blieb neben demselben in der Tasche liegen. Der König drehte sich um, und sagte: »ich glaube, ich habe eine Kontusion von einer Kugel bekommen;« blieb aber immer unbeweglich auf dem Platze halten. Unterdessen hatten sich der General Krusemark und mehrere andere wieder bei dem Könige zum Rapport eingefunden, und wir alle baten den König sehr dringend, diesen für seine Person allzugefährlichen Ort zu verlassen. Da sagte er die unvergeßlichen Worte: wir müssen hier alles versuchen, um die Bataille zu gewinnen, und ich muß hier, so gut wie Ihr, meine Schuldigkeit thun!« — Einige Tage nach der Bataille fragte der König den General von Götzen, »ob er das

Pferd wol ablassen wollte?« — Es steht Ew. Majestät zu Befehl, antwortete der damalige Flügeladjutant, nur muß ich anmerken, daß es einige Untugenden hat. — »Ich habe es geritten, erwiederte der König, und bin nichts davon gewahr geworden; ich werde es gleich bezahlen.« Einige Stunden nachher schickte ihm der König 100 Stück Dukaten für das Pferd, und nach dem Frieden schenkte er ihm zur Belohnung seines militairischen Verdienstes und seiner persönlichen Treue gegen den König ein Lehn in der Grafschaft Glatz, (nämlich die Güter Scharfeneck, Tunschendorf und Zubehör) welches einem Verwandten dieses Offiziers, dem Grafen von Götzen, vom Kaiser Ferdinand dem Zweiten war verliehen worden, und nun durch das Absterben des letzten Grafen v. Götzen dem Könige zugefallen war.

Oft wagte dieser unvergeßliche Monarch sein Leben so sehr, daß ihn die gemeinen Soldaten mit Gewalt zurückdrängten, wenn ihre Bitten nichts halfen. Einst sagten sie bei einer ähnlichen Gelegenheit zu ihm: »Sind Ew. Majestät verloren, so sind auch wir verloren!« — Ihr habt Recht, lieben Kinder! antwortete Friedrich, und ritt darauf zurück: kaum waren aber einige Minuten verflossen, so befand er sich in der nämlichen Gefahr.

Kurz vor der torgauer Schlacht brachte man einen gefangenen französischen General zu dem Könige. Er unterhielt sich lange mit ihm, und da er sah, daß er Verstand und Kenntnisse zeigte, schlug er ihm vor, er solle mit ihm zur Schlacht reiten. Dies durfte der General seiner Ehre wegen nicht ausschlagen, und er folgte dem Könige. Mitten im heftigsten Kanonenfeuer mußte er dem Monarchen nacheilen, der zum Erstaunen des Generals stets mit der größten Kaltblütigkeit fragte: wie dies oder jenes beim Militair in der französischen Armee wäre, und noch andre unbedeutende Dinge mehr. Der König ritt dann immer an die gefährlichsten Orte, und es scheint, als ob er mit Vorsatz seinem Tode entgegen gegangen ist. Denn da von der Entscheidung dieser Schlacht sein Glück oder sein gänzlicher Untergang abhing, und da Friedrich sah, daß, ehe Zieten den Angriff machte, alles mißlang, so wollte er wahrscheinlich einen General von einer fremden Nazion bei sich haben, der die Gleichgültigkeit, mit der er in den Tod ging, bezeugen und bekannt machen sollte.

Und wie bereitwillig war er, jedem Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, der an irgend einem Vortheil Antheil hatte! Nach der Schlacht bei Zorndorf sagte der englische Gesandte Mitchel: »Der Himmel hat Ew. Majestät wieder einen schö-

nen Tag gegeben.« — Ohne Seidliz, antwortete der König, würde es schlecht aussehen.

Wer Winterfeld war, und wie hoch der König ihn schätzte, weiß jedermann. Einst ward er zu einer Expedition detaschirt; der König hatte ihm ein Korps von 40,000 Mann dazu versprochen, und als Winterfeld sie musterte, fand er zu seinem Erstaunen, daß es kaum 12,000 waren. Winterfeld meldete es dem Könige. Friedrich antwortete: Die Armee ist meines Bedünkens stark genug: denn Er kommandirt sie ja! — Der König ging voran, und ließ Winterfeld mit der erwähnten Armee zurück. Er war zu Pferde gestiegen, und hatte schon von seinem General Abschied genommen. Plötzlich kehrte er wieder zurück, sprang vom Pferde, umarmte Winterfeld und sagte: Ich hätte bald vergessen, Ihm seine Instruktion zu geben. Nur diese weiß ich für Ihn: Erhalte Er sich mir. — Einige Tage darauf blieb der General auf die allgemein bekannte ehrenvolle Art, und Friedrich fühlte diesen Verlust tief.

Vor der wichtigen torgauer Bataille hielt der König mit seinen Generalen einen Kriegsrath. Er schien unruhig und mißvergnügt zu sein, und sagte: Messieurs! wir können nichts machen, denn es fehlt uns noch einer. Endlich kam

Zieten, der sich verspätet hatte, eifrig gejagt. Der Monarch lief, als er ihn kaum erblickte, gerade auf ihn zu, und sagte: Komm Er, lieber Zieten, ich habe voll Schmerzen auf ihn gewartet, denn heute scheints ein wichtiger Tag werden zu wollen. Entweder ich siege, oder — ich emigrire: denn meine Lage ist gar mißlich. — Zieten stieg vom Pferde, strich sich seinen Bart, und sagte ernsthaft: »Sire, Sie müssen nicht an der Hülfe Gottes zweifeln. Er hat uns so oft beigestanden, und wird es auch heute thun. Ihre Soldaten sind voll Muth, und werden diesen, wenn ihr König nicht heiter scheint, verlieren.« Der Monarch nahm ihn hierauf an Arm, entfernte sich auf einige Zeit weit von den übrigen, kam aufgeräumt wieder zurück, ertheilte sogleich die nöthigen Befehle, und so ward die große Aktion verrichtet, die dem Monarchen und seinem verdienstvollen General zur unsterblichen Ehre gereicht.

Dieser edle Hang, jedem die Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, die ihm gebührte, veranlaßte auch, daß er 1744 darauf bestand, den Musketier David Kraul, vom Regiment Prinz von Hessen-Darmstadt, zum Offizier zu machen, obschon man ihm davon abrieth, weil dieser Mensch dem Trunk ergeben, und so liederlich war, daß er

öfters Regimentsstrafe bekommen hatte. In einem Anfall von roher Bravour war er der Erste gewesen, der den Ziskaberg bestiegen, und durch sein Beispiel seine Kameraden aufgemuntert hatte, ihm zu folgen. Der Mensch war schon sehr alt, und seine Frau und Kinder karrten bei Stettin auf dem Lande Heringe zum Verkauf umher. Daher glaubte man, er würde lieber Geld als Avancement zur Belohnung annehmen. Der König hörte alle diese Gründe an, und antwortete endlich darauf: »Messieurs, ich habe viel junge bürgerliche »Leute bei meiner Armee, die großen Ehrgeiz be»sitzen, und die im Stande sind, sich durch die »kühnsten Unternehmungen auszuzeichnen, sobald »sie nur die Aussicht haben, daß sie avanciren »können; so aber würde ich ihnen den Muth be»nehmen, sich hervorzuthun. Es bleibt also dabei, »er soll Lieutenant sein, und David Kraul von »Ziskaberg heißen. Für seine Equipage sorge ich.« Friedrich scheint aber nachher von seinem hier geäußerten Grundsatze abgegangen zu sein, weil die Folgen wahrscheinlich nicht immer seinen Absichten entsprochen hatten.

Als der König im Jahre 1770 den Kaiser Joseph II. zu Neustadt in Mähren besuchte, unterhielt er sich oft mit dem General Laudon, und fand Vergnügen an der Unterhaltung mit diesem

großen Feldherrn, und so edlen als bescheidenem Manne. Friedrich wußte sehr wohl, daß derselbe damals noch Feldzeugmeister war, redete aber denselben beständig Mr. le Maréchal (Herr Feldmarschall) an, um zu verstehen zu geben, daß er diese Würde verdiene. — Eines Tages war zahlreiche Kour, und in dem Zimmer, worin der König sich befand, war zufälliger Weise die eine Thüre halb offen, so daß er verschiedene Personen, welche in dem Gedränge jenseits standen, nicht sehen konnte. Er hatte denselben Tag Laudon noch nicht gesehen, und fragte einen Nebenstehenden, ob er nicht da wäre? Dieser antwortete: »Sire, da steht er hinter der Thüre.« Der König wendete sich zu einem nebenstehenden Stabsoffizier von seinem Gefolge, und sagte lächelnd halblaut: Freilich! mit allem seinem Verdienste ist er noch immer hinter der Thür!

Eine lebendige Darstellung der Seelengröße des Königs, der nie der Menge seiner Feinde, oder dem Druck seiner oft verzweifelten Lage unterlag, findet man in folgendem Briefe von einem preußischen Offizier nach der unglücklichen Schlacht bei Kunersdorf. »Es waren nicht 5000 Soldaten bei dem Könige. Die Regimenter sahen nicht stärker aus als Kompagnien. Ich sah diesen Morgen den König unter ihnen in einem offnen, durch die Ko-

saken zerstörtem Bauerhause in Ötscher auf ein wenig Stroh so fest und ruhig schlafen, als ob er sich in völliger Sicherheit befände. Der Hut lag ihm halb auf dem Gesicht, der Degen bloß zur Seite. Zu seinen Füßen schnarchten zwei Adjutanten, aber ohne Stroh. Ein Grenadier wachte vor dem Haüse.«

Der Nachwelt wird es endlich vielleicht unglaublich scheinen, daß Friedrich selbst in den verzweifeltsten Lagen so viel Stärke des Geistes behielt, daß er den Plan seines Verhaltens im Unglück in Versen entwerfen konnte. Zu der Zeit, als der Reichshofrath ihn aller seiner Reichsländer und der Kurwürde verlustig erklärt hatte, als Haddik seine Residenz brandschatzte, und er den schlimmsten Aüsgang seiner Angelegenheiten besorgen mußte, schrieb er an Voltaire: »In dem Lande, »dessen Erbtheil seine alte Redlichkeit ist, kann sich »Voltaire in seiner Einsiedelei der Tugend des »Weisen ergeben, dessen Gesetze Plato uns bezeich»net. Ich aber, vom Sturm bedroht, soll, dem Un»gewitter Trotz bietend, als König denken, als Kö»nig sterben!« — Und Jedermann weiß es, daß Friedrich keinen kalten Stoizismus affektirte. Aber wer bewundert ihn nicht wegen seiner Seelenruhe! Wer wird den Helden nicht mit der ganzen Stärke der Theilnehmung lieben, der nicht als Länderbe-

zwinger, sondern als Vertheidiger seines Reichs, seiner Ehre und seiner Freiheit erscheint!

21.

Friedrichs Offenherzigkeit und Freimüthigkeit.

Friedrich war von Natur ehrlich, offenherzig und freimüthig. Er hielt daher seine Zusagen, und nahm in dem seltenen Fall, daß er ihrer vergaß, Erinnerungen wohl auf. Doch entfloß ihm wegen dieser Offenheit und Freimüthigkeit, mit welcher sich oft der ihm auch natürliche Spaß und Spott vereinigte, in Unterredungen und eigenhändigen Schriften manches, das nachher übel gedeutet und gebraucht ward, und ihm sogar mehrere Feinde machte. Auch hier sollen Beispiele uns anschauliche Begriffe von seiner Wahrheitsliebe geben.

Einst sah der König zu Potsdam am Fenster, daß sich in der Nähe des Schlosses eine Menge Menschen versammelt hatte, welche etwas angeklebtes lasen; er schickte einen Pagen hinunter, der zusehen sollte, was da wäre. Der Page kam wieder, und sagte dem Könige: »es betreffe Se. Majestät selbst, und der Inhalt des Papiers wären Gedanken über die Kaffeecuerungen.« Geh' wieder hinunter, — sagte der König, — und

laß den Zettel niediger ankleben, damit ihn die Leute bequemer lesen können; er ist ihnen zu hoch.

Ein gewisser Graf bat den König um Erlaubniß, eine Reise nach London machen zu dürfen, um sich daselbst von dem Verlust über den Schmerz seines einzigen Sohnes, eines hoffnungsvollen jungen Offiziers, zu erholen. Der König bezeugte ihm in gnädigen Ausdrücken sein Beileid, versicherte ihn aber: die Luft sei in Berlin heller und gesünder, als in London, und er werde daher seinen Endzweck eher und besser in Berlin, als dort, erreichen. — Vermuthlich war es dem Monarchen wohl bekannt, daß dieser Graf in seinen jüngern Jahren schon viel Geld in Frankreich verschwendet hatte.

Auf seinen Reisen pflegte sich der König in den kleinen Städten, während des Umspannens der Pferde, mit dem Bürgermeister des Orts zu unterhalten. Da er alles Gerade liebte, so war es ihm allemal angenehm, wenn ein solcher Mann ihm seine Fragen, die gemeiniglich den Nahrungszustand der Stadt betrafen, geradezu und ohne alle zierliche Umschweife beantwortete. Er ließ sich in solchen Fällen, zumal wenn der Mann alt und in seinem Äußerlichen einfach war, oft bis zur rührendsten Vertraulichkeit herab. War hingegen

ein solcher Mann in seinem Äußerlichen gezwungen, zu sorgfältig gekleidet, oder in seinem Ausdrucke zierlich, so brach der König entweder das Gespräch kurz ab, oder er gab demselben, durch eine über das Gewöhnliche getriebene Höflichkeit, einen satyrischen Ton. Wenn im ersten Fall die Anrede Er, Ihr, oder auch wol zuweilen Du, Statt fand, so war sie im letztern nicht selten Sie, wie aus folgender Erzählung erhellen wird. Dem alten Bürgermeister P·· in A·· reichte der König gemeiniglich die Hand aus dem Wagen, und erkundigte sich nach seinem Befinden. Einst unterhielt er sich länger, als gewöhnlich, mit ihm, rieth ihm verschiedene Mittel an, seine wankende Gesundheit zu befestigen, und schien sich an seinem glatt herabgekämmten Silberhaar nicht satt sehen zu können. Endlich legte er ihm mit rührender Vertraulichkeit die Hand auf die Schulter, und sagte: »Tu es Consul Romanus.«

P·· starb bald darauf, und in seine Stelle kam der Bürgermeister L··, ein guter Mann, der aber in seinem Äußerlichen ungemein viel Gezwungenes hatte, und im Reden jede Sylbe besonders aussprach, und gleichsam abzählte. Sobald der König wieder nach A·· kam, war seine erste Frage: wo ist mein alter P··? Auf die Nachricht von seinem Tode zog Friedrich das Fenster

auf, warf sich auf seinen Sitz, überließ sich seinen Empfindungen, und sprach kein Wort weiter. — Ein andermal betrachtete er den neuen Bürgermeister genauer, und da er mit Einem Blicke das Gezwungene und Gesuchte an seiner Person entdeckte, so erhob sich folgendes Gespräch.

König. Wer sind Sie?

Bürgermeister. Ew. Majestät, ich bin der Bürgermeister von A··.

K. Wie ist Ihr Name?

B. Ich heiße L··.

K. Und sind hier Bürgermeister?

B. Ja, Ew. Majestät.

K. Also sind Sie der Atlas von A··? — Wie viel Seelen sind hier?

B. 1913.

K. Und die werden alle durch Ihre Providenz regiert?

B. Ich dirigire nur unter den Auspiciis Ew. Majestät.

K. So! so! Aber sagen Sie mir doch, was ist das für ein neues Gebäude?

B. Es ist das neue Fabrikenhaus, wozu Ew. königl. Majestät die Baukosten huldreichst hergegeben haben.

K. Was wird denn da fabrizirt?

B. Leichte wollne Zeuge.

K. Leichte? Warum denn nicht schwere? Warum denn nicht Tuch?

B. Ew. Majestät, wir haben keine Walkmühle.

K. So muß eine gebaut werden.

B. Das geht nicht an.

K. Und warum nicht?

B. Ew. Majestät, es fehlt uns an Wasser.

K. Ach, gehorsamer Diener! Ich bin da dicht an der Stadt bei einem großen Wasser vorbeigekommen, worin man einen ganzen hochedlen Magistrat ersäufen könnte. Fahr' zu!

Ehe der König wußte, daß Voltaire der Verfasser der Pücelle d'Orleans wäre, sagte er: Man thut dem Manne, der das größte Genie in Frankreich ist, gewiß Unrecht, ihm eine solche infame Rhapsodie aufzubürden; es ist ein Zusammenfluß von Abscheulichkeiten, und wer nur das mindeste gesunde Gefühl hat, kann es nicht einmal witzig finden. — Algarotti las es ihm nachher vor, und da er diesen liebte und Voltairen schätzte, so milderte er zwar sein Urtheil in etwas; doch als nachher Candide erschien, machte Friedrich ein beißendes Epigramm, worin er den Candide einen Taugenichts, ohne Gefühl für Schamhaftigkeit und ohne Kopf, nennt, und daß man ihn

an diesen Merkmahlen sogleich für den jüngern Bruder der Pücelle erkenne.

D'Alembert schlug im Jahre 1759 die Präsidentenstelle bei der Akademie der Wissenschaften in Berlin aus, die ihm der König mit einem Gehalt von 6000 Thalern anbot. Dem Monarchen verdroß der Übermuth, mit welchem er dieses ausschlug, und er sagte bei dieser Gelegenheit: »Er »sucht seinen Stolz darin, daß er Fürsten entbeh»ren kann, und hofft, die Nachwelt werde ihn für »seine Uneigennützigkeit schadlos halten. O! da »kennt er die Nachwelt noch nicht; entweder, sie »wird ganz davon schweigen, oder wenn sie es er»wähnt, wird es als eines dummen Streichs ge»schehen, den er in seinem Leben gemacht hat.«

Eine fremde Fürstin empfahl dem Könige zwei Subjekte in folgendem Schreiben: »Ich nehme mir die Freiheit, Ew. königl. Maj. zwei Subjekte von einer sehr seltenen Gattung zu empfehlen. Das eine ist ein junger Philosoph, der von Natur flatterhaft war, den aber Fleiß, Überlegung, und besonders Unglücksfälle vernünftig gemacht haben. Das andre ist ein gesetzter Mann, die Redlichkeit selbst, außerordentlich kalt und abgemessen in seinen Handlungen, klug, ehrwürdig in jedem Betracht. Er lebt einsam aus Neigung, und zerstreut sich aus Pflicht. Kurz, er ist einer

von den seltenen Menschen, an die man sich gewöhnlich wendet, wenn man Raths bedarf.« — Der König antwortete auf diese weitläuftigen Empfehlungen ganz kurz: Der Erste von diesen seltenen Menschen braucht mich nicht, und den Andern brauche ich nicht. Ich bin, u. s. w.

Der König grüßte gewöhnlich Jedermann, der ihm begegnete. Er beklagte sich einmal bei der Tafel, daß, wenn er in Berlin sei, er unablässig den Hut in der Hand behalten müsse. »Warum thun Ew. Majestät das?« sagte Pöllnitz; »warum danken Sie allen, die Sie grüßen?« Und warum sollte ich nicht? — antwortete der König; — sind es nicht insgesammt Menschen, wie wir sind?

Der König konnte es nicht leiden, wenn ihm seine Gesellschafter überall Recht ließen, und als es ihm einst zu langweilig ward, stets mit Menschen zu scherzen, die vielleicht nicht Verstand oder Dreistigkeit genug hatten, seinen Witz zu beantworten, so rief er gähnend aus: Aber mein Himmel, gibt es denn gar keinen Streit oder Widerspruch mehr auf Erden?

Aus was für einem Grunde der König eine kleine Abneigung gegen Berlin, oder vielmehr gegen die Berliner, geworfen hatte, läßt sich eigent-

lich nicht bestimmen *). Überall ließ er merken, daß er den Berlinern nicht viel Gutes zutraue. Dies ließ er auch einst gegen den damaligen Professor Meierotto merken, welchen er hatte zu sich rufen lassen, um Nachricht von dem Zustande des joachimsthalschen Gymnasiums zu bekommen. Meierotto hatte nämlich dem König die fähigsten Köpfe in der Anstalt genannt, und da dieser keine Berliner darunter fand, sagte er: »Die Berliner »lernen nichts, mein lieber Professor; das wird Er »selbst erfahren, und ich weiß es auch sehr wohl. »Die Erziehung taugt in Berlin nichts, und Er »wird Mühe haben, ihnen von Wissenschaften et»was beizubringen.« Er nannte die schlechte Erziehung weichlich, modisch und französisch, die we-

*) Vielleicht lag der Grund mit in dem Umstande, daß er vermöge seiner Scharfsichtigkeit eine große Verschlimmerung der Sitten Berlins, besonders in Hinsicht des so schädlichen Luxus, bemerkte. Dieser so allgemein werdende Luxus, die Zügellosigkeit im Denken und Reden, in der Kleidung, in den Geberden und Handlungen, stach zu sehr gegen das Betragen ab, welches die Berliner unter der Regierung seines Vaters beobachtet hatten. Der König soll daher einst, da eben über Berlin und dessen Bewohner gesprochen ward, zu einem seiner Vertrauten gesagt haben: »ich wollte den kleinen Finger an jeder Hand darum »geben, wenn die Berliner noch so dächten, wie zu meines »Vaters Zeiten.«

der den Verstand noch das Herz bilde, und erklärte zuletzt mit vieler Wärme und Theilnehmung: »daß, so lange er noch regierte, die Unwissenheit »und Barbarei in seinen Landen nicht wieder ein»reissen solle: daß er alle seine Kräfte dahin an»wenden würde, daß die Gelehrsamkeit in seinem »Reiche nicht wieder zurücksinken sollte, wie es in »Frankreich geschehen, das nach dem Tode einiger »großen Männer für die Wissenschaften nichts »wichtiges mehr leiste.«

Im Jahr 1766 fand sich zu Berlin ein sogenannter arabischer Prinz, Namens Joseph Abassi, ein, der schon beinahe ganz Europa durchstrichen hatte, und verlangte, daß man ihm dem Könige vorstellen sollte. Der König antwortete auf den Antrag, den man ihm deshalb that: »Mein Gott, »es gibt schon arme Prinzen in Teutschland und »andern Staaten genug, für deren Bekanntschaft »ich gehorsamst danke; was soll ich mich noch mit »dem asiatischen Bettelprinzen einlassen?« Er wies den Joseph Abassi an den Oberhofmarschall Grafen von Reuß, der ihm auch viel Gutes erzeigte. Der Prinz nahm aber diese abschlägige Antwort des Königs sehr übel, rühmte sich öffentlich, den kaiserlichen Majestäten und andern europäischen Höfen auf sein Verlangen vorgestellt worden zu sein, und beklagte sich sehr darüber, daß ihn der

König von Preußen, von dem er doch sonst so viel Rühmens gehört hätte, nicht einmal sprechen wollte, noch mehr aber, daß er ihm die freie Post in seinen Staaten versage, da er doch durch das ganze heilige römische Reich postfrei herumgereiset sei. Aber, was half das alles? Friedrich dachte nun einmal nicht anders.

Der König hatte bei dem Antritt seiner Regierung statt des von ihm aufgehobenen Ordens pour la generosité, den Friedrich I. gestiftet hatte, einen andern — den Orden pour le mérite — eingeführt. Viele Personen, die den erstern hatten, erhielten nun an dessen Stelle den letztern. Unter diesen war auch ein Kammerherr von Busch, dem Friedrich nicht gnädig sein mochte, oder dem er vielleicht deshalb den Orden nicht ertheilen wollte, weil er ihn wahren Verdiensten gewidmet hatte. Inzwischen erhielt ihn Busch durch einen Zufall, und erschien damit auf der Kour. Der König sah ihn kaum, als er auf ihn zuging, und ihn fragte: Wer hat Ihm den Orden gegeben? — Busch antwortete dreist: »Niemand anders als Ew. Majestät.« — Ei warum nicht gar? ich nicht! erwiederte der König, und befahl, ganz entrüstet über diesen Vorfall, daß dem Kammerherrn der Orden abgenommen und zugleich auf das schärfste untersucht werden sollte, wie er

dazu gekommen sei. — Die Lieferung des Ordens hatte damals der Goldschmied Kollireaux durch ein besondres königliches Privilegium, und dieser Mann wies klar genug nach, daß er auf einen Befehl des Königs, den er durch dessen geheimen Kämmerer Fredersdorf erhalten, dem Kammerherrn v. Busch das Zeichen von dem Orden pour le mérite übergeben habe. Allein der König wollte nichts davon wissen, und Kollireaux verlor bei dieser Gelegenheit das einträgliche Privilegium, allein die Kreuze des gedachten Ordens zu liefern, welches hierauf Baudesson erhielt. Es ist möglich, daß Fredersdorf von dem Kammerherrn bestochen gewesen ist, und den Befehl von dem König nur erschlichen hat.

Der König sah es gern, wenn einem jeden Stande die ihm gebührende Ehre erzeigt ward. Ein General beklagte sich bei ihm über einen Prinzen, und bediente sich dabei einiger eben nicht anständiger Ausdrücke. Der König sagte daher zu ihm mit einigem Unwillen: Höre Er nur, Er muß wissen, daß der, von dem Er spricht, ein Prinz ist, und das wird Er nie werden. — So pflegte er es auch nicht selten zu rügen, wenn jemand die Achtung aus den Augen setzte, die er dem Könige schuldig war. Ein schlesischer Graf, der einen schönen Zug von sechs

Pferden zum Behuf seiner Karosse hielt, schlug diesen bei einer dringenden Gelegenheit dem Könige zum Vorspann ab. Der König ward, als er dies erfuhr, darüber nicht wenig böse, und ließ dem Grafen befehlen, künftig nicht mehr als zwei Pferde vor seinen Wagen zu spannen, und nicht mehr mit sechsen zu fahren.

Bei einer Revüe zog der König einen General an seine Tafel, und fragte ihn unter andern auch: »ob er in seiner Provinz guten Wein haben könne?« — Der General sagte: er wende nicht viel auf Wein, und suche sich mit gutem Pontak zu behelfen. — »Und woher nimmt Er den?« fragte der König. — Aus Stettin. — »Nun dann will ich ihm einen guten Rath geben; wenn Er sich Wein aus Stettin kommen läßt, so nehme Er ihn nur gleich auf dem Schiffe, mit welchem er angekommen ist, in Beschlag; denn, bekommt ihn erst der Kaufmann in den Keller, so wird er Ihm versudelten Wein verkaufen, und Er wird häßlich betrogen sein.« — So entging dem Auge des Königs auch nicht das Mindeste in seinen Staaten.

Einst war der König beim Exerziren mit einem Kapitain so zufrieden gewesen, daß er ihn über der Tafel öffentlich lobte, und hinzusetzte: ich werde dem Mann den Orden pour le mérite geben. Kaum war die Tafel aufgehoben, so er-

fuhr der Kapitain sogleich von seinen Freunden, was geschehen war, und nahm schon im Voraus Glückwünsche an. Der König, der von Allem, was vorging, Nachricht erhielt, war darüber unzufrieden, und gab dem Kapitain den Orden nicht. Als er das nächstemal dessen Kompagnie besah, sagte er zu ihm: irren ist menschlich. — »Das habe ich leider oft erfahren,« antwortete der Hauptmann. — Drum muß man nicht alles glauben, was die Leute aussprengen, erwiederte der König, und verließ ihn.

Während des Feldzugs von 1761 befahl der König seinem damaligen geheimen Kämmerer Leining, daß er ihm ein Paar Leute vorstellen sollte, von welchen er sich einen zum Lakaien wählen könnte, weil einer anderweitig versorgt worden war. Einige Tage nachher brachte Leining dem Könige zwei Subjekte, einen Berliner und einen Schlesier. Nachdem der König einige Fragen, besonders nach ihrem Geburtsort, gethan hatte, hieß er sie aus dem Zimmer gehen, und sagte zu Leining: den Schlesier will ich behalten. Leining suchte nun dem König den Berliner zu empfehlen, welcher seiner Meinung nach viele Vorzüge vor dem andern hätte. Nein, erwiederte der König, die berliner Zucht taugt nichts. Ich bin auch nicht viel nutz, weil ich da

geboren bin. — »In Berlin geboren, das ist wahr,« versetzte Leining, »aber in Potsdam gemacht.«

Auch liebte der König diese Freimüthigkeit an Andern, wenn sie gegründet war. Dem General von ..., der Gesellschaften und Karten sehr liebte, sagte der König einst bei einer gewissen Gelegenheit, da sein Regiment in einer Linie anrückte: Sein Regiment hält nicht Linie! und das ist kein Wunder: Er bringt so viel Zeit mit Kartenspielen zu! — Der General rief augenblicklich: »Halt!« und wendete sich zum König: »Hier ist nicht die Rede von meinen Karten, Sire! Aber haben Sie die Gnade, und sehen Sie, ob das Regiment nicht Linie hält!« — Der König sahe, begab sich weg, ohne ein Wort weiter zu sagen, und es war sichtbar, daß er nicht über den General, sondern über sich selbst mißvergnügt war. Auch hat man nie Ursache gehabt zu glauben, daß er die Freimüthigkeit des Mannes übel genommen habe.

Bei der Belagerung von Schweidniz war der König mit seinen Ingenieurs nicht zufrieden. Er sprach bei den Laufgräben mit einem Stabskapitain dieses Korps sehr hart, und sagte zulezt im Unwillen: scheer Er sich zum Teufel! — Der Offizier ging stillschweigend weg. Da er aus dem

Gange herauskam, rief ihn der König zurück, und sagte: Ich will, daß Ihr die Belagerung fortsetzt, und dann fortgeht! — Ohne sich lange zu bedenken, antwortete ihm der Offizier: »Ew. Majestät bin ich für die Gnade verbunden, daß Sie mir erlauben, mir erst ein Bein oder einen Arm wegschießen zu lassen, ehe ich aus Ihren Diensten gehe. Ich habe aber beide nöthig, damit ich Ew. Majestät die Unkosten ersparen kann, mich aus Ihren Staaten tragen zu lassen.« — Über diese Dreistigkeit war der König nicht ungehalten, sondern lachte darüber, befahl ihm, wieder an seine Arbeit zu gehen, und beschenkte ihn reichlich.

Der König ließ sich zuweilen aus fremden Zeitungen die wichtigsten Artikel vorlesen. Unter andern fand er einst, daß der D. Bahrdt in Halle mit einem überaus starken Gehalt als öffentlicher Lehrer angesetzt sein solle. Was ist das! rief er, so viel für einen Doktor der Theologie! Das wäre zu arg! Sogleich schrieb er an den Minister, unter welchem die Universität stand: »Er sehe mit Erstaunen in den Zeitungen, daß »ein gewisser D. Bahrdt mit 4000 Thalern Gehalt »nach Halle berufen sei, und ihn dünke, von »so etwas müsse er doch auch wissen. — Dem Minister war die beissende Anmerkung empfindlich, und er antwortete dem König mit ziem-

licher Wärme: »wenn Se. Majestät Dero Minister für jeden Zeitungsschreiber responsabel halten wollten, so sehe er sich gedrungen zu erklären, daß ihm alsdann Sr. Majestät Dienste zu schwer fallen würden, und er um seine Entlassung bitten müsse.« Friedrich schätzte den vortrefflichen Minister, den er nicht gern verlieren wollte, und da er seine eigne Übereilung fühlte, schrieb er unter des Ministers Schreiben nur: Nu — Nu — Nu — man wird doch wol fragen dürfen!

Als der König den Generalfeldmarschall von Keith nach der Schlacht bei Lowositz fragte: »was er davon für eine Meinung fälle?« antwortete dieser mit großer Freimüthigkeit: »es war eine königliche Schlacht; hätte Sie ein General geliefert, so könnte er dabei verdient haben, daß ihm der Kopf vor die Füße gelegt worden wäre. Wenn Ew. Majestät so gegen die Russen fechten wollen, so werden Sie immer geschlagen werden!« Der König, der noch nicht wider diese Nazion gefochten hatte, schrieb nach der Schlacht bei Zorndorf an den Generalfeldmarschall: »ich habe die »Russen gesehen und geschlagen, fand aber wilde »Thiere vor mir.«

Gemeiniglich wurden dem Könige in Potsdam jährlich die Kadetten vorgestellt, welche als Junker unter die Regimenter der Armee kommen soll-

ten. Bei einer solchen Gelegenheit fragte der König einen Kadet nach seinem Namen. Der Kadet nannte ihn. »Er ist nicht von Adel,« sagte der König. Der Kadet antwortete mit einer edlen Freimüthigkeit: Ew. Majestät haben doch meinen Vater dafür gehalten. — »Wer war denn Sein Vater?« — Mein Vater war Kapitain vom .... Regiment, und ist in der Schlacht bei Leuthen geblieben. — »Und wie hieß Sein Vater?« — Der Kadet nannte nochmals den Namen. — »Er spricht nicht deutlich, mein Sohn. Freilich habe ich Seinen Vater wohl gekannt, und er war von guter Familie. Ich werde Ihn auch zu einem guten Regimente setzen.« Der König hielt Wort, und der Junker kam zu einem der ältesten und verdientesten Regimenter in der Armee.

Auch liebte der König, der ein großer Kinderfreund war, diese Freimüthigkeit an den Kindern. Er hatte den kleinen Prinzen von .... stets freien Zutritt zu sich erlaubt. Einst arbeitete er in seinem Kabinet, wo sich der älteste dieser jungen Prinzen befand, und mit einem Federball spielte. Der Ball fiel auf den Tisch des Königs; der Monarch warf ihn in die Stube, und schrieb fort. Der kleine Prinz spielte wieder so lange damit, bis der Ball wieder schief ging, und abermals auf den Schreibtisch flog. Der König warf ihn nochmals

auf die Erde, und sah den Prinzen ernsthaft an. Der Prinz versprach, sich besser in Acht zu nehmen, und spielte weiter. Endlich hatte er doch das Unglück wieder, daß der Ball gerade auf das Papier fiel, worauf der König schrieb. Der König ward hierüber verdrießlich, und steckte den Ball in seine Tasche. Der kleine Prinz bat sehr demüthig um Verzeihung und um seinen Ball. Allein der König schlug es ihm ab. Er bat noch immer beweglicher, aber vergebens. Endlich ward der Kleine des Bittens überdrüßig, trat vor den König hin, stemmte die Arme in die Seite, und sagte mit drohender Miene: »ich frage Sie, Ihro Majestät, wollen Sie mir meinen Ball wiedergeben oder nicht?« — Der König langte den Ball lachend aus der Tasche, gab ihn dem Prinzen und sagte: Du bist ein braver Junge! Dir werden sie Schlesien nicht wieder nehmen!

So freimüthig und offenherzig der König war, eben so wenig konnte er das Umständliche, Weitläufige, Schwülstige und Leere leiden. Die Berichte und Anfragen der Minister und Landeskollegien an ihn wurden so kurz als möglich abgefaßt, und seine Rand-Antworten waren auch kurz. Merkwürdig ist in der Hinsicht folgender Kabinets-

befehl an das General-Direktorium vom 26sten September 1740. »Se königl. Majestät haben be»reits verschiedentlich erinnert, daß die Anfragen »und Vorstellungen des General-Ober-Finanz-»Krieges- und Domainen-Direktorii nicht so weit»läufig gemacht, sondern kurz und deutlich gefasset »werden sollen. Da aber dieses dennoch nicht ge»schiehet, vielmehr fast noch täglich viele undeut»liche und mit unnöthigen historischen Erzählungen »angefüllte Anfragen ankommen, mit deren Durch»lesung Sie die Zeit verderben müssen; so befeh»len Höchstdieselben Dero General-Direktorio noch»mals in Gnaden, die expedirenden Sekretaire »dahin anzuweisen, auch selbst dahin zu sehen, daß »inskünftige die Vorstellungen und Anfragen nach »Dero Intention und Ordre eingerichtet werden »müssen, widrigenfalls Sie veranlasset werden dürf»ten, eine solche weitläufige einkommende »Anfrage Höchsteigenhändig so, wie sie »sein muß, zu fassen, und ihnen derge»stalt die Möglichkeit, solche kurz und »deutlich einzurichten, zu zeigen.« — Sobald er daher glaubte, daß die Berichte der Minister ohne Noth weitläufig wären, so machte er darüber Anmerkungen der Art: als z. B. 1783. Diesen Winter in Berlin kann ich dieses alles mit Einem Federstrich in Richtig-

keit bringen. Oder 1786. Das ist um eine bagatelle weitläufig genug.

Die Berichte an ihn fingen ohne Titulatur an, und die Aufschriften der Briefe und Bittschriften seiner Unterthanen an ihn waren ganz kurz. Auch veranlaßte ihn die Bestallung eines Brunnenarztes zu Freienwalde, die ihm zur Uuterschrift zugeschickt ward, und in der ihm sein vollständiger Titel als etwas Überflüssiges in die Augen fiel, zu dem Befehl, aus den Verordnungen, Befehlen, Bestallungen u. s. w. seinen vollständigen Titel wegzulassen, und nur die ersten Zeilen desselben zu gebrauchen. Die deshalb ergangene Kabinetsordre vom 21sten Oktober 1779 lautet folgendergestalt: »Da Se. königl. Majestät es für sehr »überflüssig finden, wenn in den Bestallungen für »Dero Bediente, wie auch in den Pachtkontrak»ten und bei andern dergleichen Ausfertigungen »die ganze Titulatur vorgesetzt wird, und daher »zu resolviren geruhet haben, daß das von nun »an nicht weiter geschehen, sondern nur kurz und »simpel weg gesetzt werden soll: Wir Friedrich »von Gottes Gnaden König von Preußen etc. mehr »nicht, und alle die andern Historien wegge»lassen werden sollen; so befehlen Höchstdieselben »Dero Generaldirektorium hierdurch in Gnaden, »sich hiernach zu achten, als auch an die sämmt-

»liche Kammern, und wohin es sonsten noch erfo»derlich, das Nöthige hierunter zu verfügen, da»mit solches durchgehends beobachtet werde.«

Die Unterschrift des Königs war sehr ausgezeichnet. Im Teutschen bestand sie aus einem flüchtigen Zug der zusammenhängenden Buchstaben, F, d und ch, welcher in den ersten Regierungsjahren ziemlich groß war, und gemeiniglich den ganzen leeren Raum der Kabinetsschreiben und Befehle ausfüllte. Aber in den letzten Lebens- und Regierungsjahren ward dieser Namenszug immer kleiner, und da er mit zitternder Hand gezogen war, gekritzelt und undeutlich. Im Französischen schrieb der König bis im Juni 1737 Fréderic; aber von dieser Zeit an schrieb er, vielleicht aus Geschmack an dem italienischen Féderico, seinen Namen Féderic völlig und sehr deutlich, und behielt diese Gewohnheit bis an seinen Tod bei. Als er 1775 krank war, wurden die Kabinetsbefehle mit einem Siegel und der Beischrift versehen: Par ordre exprès du Roi le present ordre a été muni, à la place de signature de Sa Majesté et en Sa présence, de Son cachet particulier, ci joint à coté. Bei einem teutschen Kabinetsbefehl stand: Auf Sr. Majestät allergnädigsten Spezialbefehl ist gegenwärtige Ordre anstatt Dero höchsteigenhändigen Unterschrift, wegen Dero chiragraischen Zufalls an der rechten

Hand, mit dem Kammerpetschaft in Dero Gegenwart bedruckt worden.

Oft pflegte der König am Rande der an ihn übergebenen Vorstellungen oder Berichte lakonische Anmerkungen zu machen, von denen die meisten den durchdringenden Geist des Monarchen, seine Gesinnungen und großen Einsichten verrathen. Zuweilen pflegte er sich auch lateinischer Sentenzen und Wörter zu bedienen: z. B. verschiedenemal bei Geldsoderungen: non habeo pecuniam; oder zu andrer Zeit: ich habe keinen Groschen übrig; oder: ich bin itzt arm wie Hiob.

Lateinische Namen konnte der König übrigens nicht leiden, und er gab öfters sein Mißfallen über diese Pedanterei zu erkennen. Noch in seinen letzten Lebensjahren befahl er seinem neuangenommenen Hofstaatssekretär, der sonst Suasius hieß: er sollte sich Schwarz nennen. Namen, die schwer auszusprechen waren, oder übel klangen, veränderte er. Einst fragte er in Pommern, bei der Spezialrevüe über die dortigen Truppen, einen Offizier, wie er hieße? Jutrzenka *), antwortete dieser. Nein, erwiederte der König, Er heißt eigentlich Morgenstern; und der Offizier mußte wirklich von der Zeit an diesen Namen

*) Dies polnische Wort heißt Morgenstern.

führen. — Die preußische Familie von Pockrzwinicky *), aus der verschiedene Personen als Offiziere in königlichen Diensten standen, führt itzt, auf seinen Befehl, den Namen von Bock.

Als der König Schlesien erobert hatte, und die Königin von Ungern die Gefahr einsah, in der sie sich befand, schlug die Furcht ihren Stolz etwas nieder, und sie trug dem englischen Gesandten Robinson, der sich an ihrem Hof aufhielt, auf, dem Könige von Preußen Vorschläge zu einem Vergleiche zu machen. Dieser Mann sprach aus einem hohen Tone, und war ein wirklich enthusiastischer Bewunderer der Königin von Ungern. Nachdem er seine emphatische Anrede gehalten hatte, antwortete ihm der König, der die Gabe hatte, alles Lächerliche leicht zu fassen, in eben der Art. »Fürsten ohne Gefühl für Ehre mögen »ihre Gerechtsame für Geld verkaufen. Die Aner»bietungen, die Sie mir machen, halte ich für noch »beschimpfender, als das verachtende hochmüthige »Betragen des wiener Hofs. Meine Armee würde »mich für unwerth halten, sie anzuführen, wenn »ich durch einen schimpflichen Vergleich die Vor»theile in den Wind schlüge, welche sie mir durch »Helden=

*) Auf teutsch: Bock.

»Heldenthaten, wodurch sie sich unsterblich gemacht »hat, erwarb. Auch könnte ich nicht, ohne die »schwärzeste Undankbarkeit zu begehen, meine neuen »Unterthanen, alle die Protestanten, derrn Wün»sche mich hierher rufen, wieder verlassen. Sollte »ich sie, wie Schlachtopfer, der Tyrannei ihrer Ver»folger überlassen, die sie ihrer Rachsucht auf»opfern würden? Ha! Wie sollte ich itzt die Ge»fühle der Ehre und Redlichkeit, die mir angebo»ren sind, aufgeben? Ja, wäre ich einer so unred»lichen, so niederträchtigen Handlung fähig, so »würde ich glauben, daß meine Vorfahren aus ih»rer Gruft sich erhüben. Nein, würden sie sagen, »unser Blut fließt nicht mehr in Deinen Adern. »Du sollst die Gerechtsame, welche wir Dir über»trugen, verfechten, und Du verkaufst sie! Du be»fleckst die Ehre, die wir Dir als das köstlichste »Erbgut hinterliessen. Unwürdig ein Fürst, ein Kö»nig zu sein, bist Du nichts als ein schlechtdenken»der Kaufmann, welcher Gewinnst der Ehre vor»zieht. Nein, nie, nie will ich dergleichen Vor»würfe verdienen. Eher will ich mich und mein »Kriegsheer unter Schlesiens Ruinen begraben las»sen, ehe ich zugebe, daß die Ehre und der Ruhm »des preußischen Namens durch den kleinsten Fle»cken besudelt werde.«

Der König stand einmal bei einem General

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Gevatter. Der Prediger, der das Kind taufte, sagte dabei weiter nichts, als folgende Periode: »Da es die Nothwendigkeit erfodert, die Kinder der Christen zu taufen, so will ich hiermit diese heilige Handlung verrichten, dem Kinde den Namen Friedrich beilegen, und solches taufen im Namen des Vaters, Sohns und heiligen Geistes.« Der König sagte hierauf zu ihm: Er gefällt mir wegen Seiner beliebten Kürze, ich werde an Ihn denken. Nicht lange darauf bekam der Prediger eine ansehnliche und einträgliche Stelle, die er wegen seiner Gelehrsamkeit und seiner Talente auch vollkommen verdiente.

Als Friedrich sich beim Antritt seiner Regierung zu Königsberg in Preußen huldigen lassen wollte, nahm er den Markis d'Argens mit sich dahin, und verlangte, er sollte ihm Anleitung geben, das Zeremoniel recht zu beobachten, da er dergleichen in Frankreich gesehen habe. Am Tage der Huldigung trug der König einen kleinen Galanteriedegen, und wollte damit den Thron, auf welchem er sich dem Volke zeigen sollte, betreten. D'Argens erinnerte ihn, es sei unschicklich, bei dieser Handlung einen so kleinen Degen zu tragen, und er müsse statt dessen einen größern, oder vielmehr ein Schwert anstecken. Wo nehmen wir das her? erwiederte der König. D'Argens ließ

sich von einem Offizier sein Seitengewehr geben, und der König steckte es auch an. Als er darauf mit dem Markis wieder allein auf seinem Zimmer war, fragte er diesen, ob er seine Sache gut gemacht habe? »O ja! erwiederte d'Argens; ich weiß aber einen, der es noch besser machte.« — Und wer war das? fragte der König. — »Ludwig XV.« — Und ich, fuhr der König fort, der es noch besser machte. — »Und wer war das? fragte d'Argens mit Bewunderung.« — Baron *), sagte der König.

Als der König 1741 die Huldigung zu Breslau einnahm, war ebenfalls kein Reichsschwert vorhanden, dessen Knopf bei dergleichen Feierlichkeit gewöhnlich zu küssen gegeben wird; er zog daher seinen Degen, mit welchem er Schlesien erobert hatte, und ließ ihn während der Huldigung von dem Generalfeldmarschall Schwerin halten. Auch saß der König bloß in seiner gewöhnlichen Kleidung auf dem Thron, und verrieth nicht die mindeste Pracht, die er überhaupt, während seiner ganzen Regierung, stets vermied.

Friedrich konnte es nicht wohl vertragen, wenn

---

*) Baron war ein vorzüglicher französischer Schauspieler.

er jemand etwas befahl, daß ihm in die Rede gefallen, oder gar widersprochen ward. Hatte er aber ausgeredet, und vielleicht mit den Worten: Versteht Er mich auch recht? geendet, so hörte er gewöhnlich die etwa vorgebrachten Zweifel gelassen an, und änderte auch wol seine Meinung, wenn er die Gründe gut fand. Im siebenjährigen Kriege hatte er bei einem Marsche in Sachsen in der Gegend von Freiberg und Nossen einen Ingenieur vorausgeschickt, um die Wege zu untersuchen, durch welche die Kolonnen der Armee marschiren könnten. Dieser Offizier machte dem Könige seinen Rapport, und bezeichnete ihm den Weg jeder Kolonne. Der König ließ darauf die Adjutanten hineinkommen, und diktirte ihnen, wie gewöhnlich, die Disposizion des Marsches in die Schreibtafel. Bei diesem Diktiren verwechselte der König zwei gleichlautende Namen von Dörfern, und nannte eins für die erste Kolonne, welches eigentlich die zweite passiren sollte. Der Ingenieur glaubte, wegen der Wichtigkeit der Sache, dieses Mißverständniß gleich heben zu müssen, und fiel dem König in die Rede, um anzuzeigen, worin der Irrthum läge. Der König, ohne ein Wort zu sagen, ergriff den Offizier bei der Hand, und führte ihn gerade zur Thüre hinaus. Als er hernach

mit dem Diktiren der ganzen Disposizion fertig war, ließ er ihn wieder hinein rufen, hörte ganz ruhig an, was er zu sagen hatte, und da er den Irrthum gleich einsah, so ließ er diesen Punkt in der Disposizion ändern.

Der König sprach einmal mit einem Gärtner von einer neuen Anlage unweit dem neuen Schlosse bei Sanssouci, und was dazu erfodert werde, sehr umständlich. Der Gärtner unterbrach den König, um etwas von dessen Gedanken zu bekräftigen, und noch etwas hinzuzusetzen. Der König sah ihn ernsthaft an, und sagte: Erst ich, dann Ihr!

Daß der edelste der Könige ein großer Feind der Schmeichelei war, ist bekannt. Einst hielt bei einer Gelegenheit ein Mann eine Lobrede auf den König, worin er ziemlich angenehm schwatzte, und im sublimen Rednerton deklamirte. Insonderheit sprach er zu emphatisch über die Liebe der Berliner zu ihrem Könige. Friedrich hörte ihn lächelnd und mit Geduld an, trat, als er fertig war, einige Schritte zurück, drückte den Hut in die Augen, und antwortete in demselben Rednerton aus dem Stegreif:

Croiés moi, les humains que j'ai trop su connoitre
Méritent peu, Monsieur, qu'on daigne être leur Maitre *).

Da Friedrich im Jahr 1740 seinen ersten Feldzug eröffnete, ward auf einem Marsch nahe an der schlesischen Grenze in einer kleinen Stadt bei einem Justiz-Bürgermeister sein Quartier bestellt. Dieser Mann glaubte, seinen Monarchen mit einer kleinen Anrede bewillkommen zu müssen. Er bereitete sich hierzu, so viel ihm die Zeit erlaubte, vor. Der König kam, und der Wirth fing seine Rede an, worin er denselben zum öftern einen siegreichen Helden, Überwinder und Alexander nannte. Der König hörte ihn mit vieler Geduld an. und sagte, da die Rede geendigt war: »Mein hochzuehrender Herr Bürgermeister! Er ist ein wunderlicher Mann. Er hat noch nichts Siegreiches von mir gehört, und zukünftige Dinge sind mir und Ihm verborgen. Leb Er wohl!» Hierauf ging der König in sein für ihn zubereitetes Zim-

---

*) Glaubt mir, die Menschen, die ich nur zu sehr kennen gelernt habe, verdienen es wenig, daß man sie würdigt, ihr Beherrscher zu sein.

mer, und bezeigte sich sehr unwillig, daß man ihn hier einquartirt hatte.

Bei einer solennen Gelegenheit ward eine Oper aufgeführt, und dazu ein besondrer Prolog gemacht. Der Dichter hatte darin bei einer guten Gelegenheit auch des Königs mit Lobe gedacht. Der König ließ sich aber den Prolog zur Durchsicht geben, ehe er komponirt ward, strich diese Stelle aus, und schrieb auf den Rand: »Il faut, qu'il ne soit pas question du Roi.« *)

In dem großen Marmorsaale im obern Geschosse des neuen Schlosses bei Sanssouci, malte Vanloo, auf Befehl des Königs, zum Deckenstück eine Versammlung der Götter. Der Maler stellte aber auch ein Paar Famen vor, welche den Namenszug des Königs mit Lorbeern umkränzt den versammelten Göttern darbringen. Der König besah dieses Deckenstück nicht eher, als bis der Saal schon beinahe fertig war. Dem Könige gefiel überhaupt das Gemälde wegen der Härte des Kolorits nicht; als er aber seinen Namenszug erblickte, befahl er äußerst entrüstet, daß augenblicklich alles sich dahin Beziehende ausgelöscht werden sollte.

---

*) Der König muß nicht erwähnt werden.

Man mußte dazu abermals ein besondres Gerüste aufbauen, das mit allen Umständen ein Paar hundert Thaler kostete. Vanloo konnte sich nicht anders helfen, als eine grüne Decke über den Namenszug zu malen, so daß die Famen den Göttern etwas Verdecktes bringen!

Der König scherzte daher auch oft sehr beissend über die kindische Titel- und Rangsucht seiner Unterthanen. Bei einer besondern Gelegenheit, als jemand sich einen leeren Titel viel hatte kosten lassen, sagte er: »Da der Mensch so ein »Narr ist, soll er seine Narrheit tapfer bezahlen: »aber wie thöricht ist es doch, eine solche Summe »an einen unbedeutenden Schall zu wenden, bei »welchem sich Niemand etwas denkt. Wer hat je »Voltaire, Algarotti und ihres gleichen nach ih»ren Titeln genannt? oder wenn sagt man, Se. »Majestät der König von Schweden Gustav Adolf? »Man sorge doch nur für persönliche Ver»dienste, so bedarf es ganz und gar keines »Titels.« — Ein reicher Bauer im Havellande hatte selbst gepachtet, und da er sich endlich zur Ruhe setzen wollte, hielt er unmittelbar beim Könige um einen Titel an. Dieser belachte den Einfall, und bewilligte ihm schlechtweg einen Raths-

titel. Der Pachter aber war damit nicht zufrieden, und meinte, es müsse doch noch etwas dran sein, daß es ein wenig hoch klänge. Der König schrieb unter die Vorstellung: »So soll er meinetwegen Titularrath sein.« Dieses klang dem Pächter hoch genug, und er bezahlte willig die Chargengebühren für die Ausfertigung.

Ein gewisser Hr. Sprengel, der bei der Ökonomie des potsdamschen großen Waisenhauses angestellt ist, bat den König, ihn entweder zum Geheimen Rath, oder zum Kriegsrath zu ernennen. Mit jener heitern, dem Könige eignen, Laune antwortete er: »Zum Geheimen Rath kann ich Euch »nicht machen, weil in meinem Waisenhause nichts »Geheimes ist; zum Kriegsrath auch nicht, weil »mein Waisenhaus keinen Krieg führt. Aber um »Euch doch meine Gnade zu bezeigen, will ich »wol eine neue Charge kreiren, und Euch zum »Waisenrath ernennen *).«

---

*) Gegen diese Anekdote schrieb Herr E. V. J. Sprengel an den Herausgeber der Anekdoten und Charakterzüge folgenden Brief vom 7ten November 1786.

Mein Herr!

»Es hat Ihnen gefallen, unter die im ungerschen Verlage zu Berlin herausgegebenen Anekdoten und Charakterzüge von unserm großen verewigten Könige, Friedrich dem Zweiten, auch eine aufzunehmen, die mich betreffen soll:

Ein Pferdearzt in der Kurmark hatte sich sehr viel Mühe gegeben, das Vieh von der Seuche zu

---

wenigstens werde ich in der zweiten Auflage dieses Buchs namentlich genannt. Ohne über diese Art von Publizität mich zu verbreiten, — kann ich mir's doch nicht versagen, in gerechter Empfindung des Schmerzens, den eine öffentliche unverdiente, spöttische Aufstellung erwecken muß, Ihnen, zur Berichtigung der erzählten Geschichte, folgende Umstände, die in der strengsten Wahrheit gegründet sind, bekannt zu machen.«

1) »Bin ich nicht, wie gesagt wird, bei der Ökonomie des hiesigen großen Waisenhauses angestellt; denn dazu haben wir Ökonomen, Kontrolleurs und eine Menge andrer Offizianten; sondern, nachdem ich über 7 Jahre als expedirender Sekretair bei der Administration hiesiger Anstalten gearbeitet hatte, und das dritte Mitglied derselben, welches der Vorschrift gemäß allemal ein Studirter sein muß, der damalige Kriegsrath Deutsch, abging, wurde mir dessen Stelle, und die damit verbundene Theilnehmung an allen Administrations-Geschäften sowol, als insbesondre das Schul- und Erziehungswesen aufgetragen: das letztere als Mitglied der Schulkommission, in Gegenwart mit dem Hrn. Hofprediger Bamberger und Hrn. Feldpropst Kletschke. Von der Art dieser Geschäfte, so wie überhaupt von der Verfassung hiesiger Anstalten können Sie, wenn es Ihnen beliebt, aus der neuen Auflage der berühmten nikolaischen Beschreibung von Berlin und Potsdam sich ziemlich genau unterrichten.«

2) »Ist mirs nicht eingefallen, mich um den Geheimen-Raths Charakter zu bewerben. Das von dem Worte: *Geheim* hergenommene königliche Bonmot trift mich daher auch im Mindesten nicht; wie der Herr Herausgeber, wenn Ihnen daran liegt, auf nähere Erkundigung bald erfahren

heilen. Zur Belohnung bat er sich den Hofraths-titel aus. Das Generaldirektorium meldete dies

---

werden. Da ich aber wirklich nicht mehr Sekretair, sondern Mitvorgesetzter war, und fast durchgehends in der Anstalt nach der Qualität meines Vorgängers, in dessen Funktionen man mich sah, genannt wurde; so wollte ich nicht, wie mans wol anderwärts häufig sich wohlgefallen läßt, nach einem Titel genannt werden, den ich nicht wirklich hatte. Ich bat daher, auf den Rath und die Zustimmung des Direktorii hiesiger Anstalten, den Höchstseligen König um Konferirung des meinem Vorgänger gleichen Charakters: worauf ich von Sr. Majestät zum Waisenrath ernannt wurde, mit dem bloßen Zusatze, »daß dieser Charakter meinem Amte angemessener sei, als derjenige eines Kriegsraths.« Jedem, der es verlangt, kann ich diese königliche Kabinetsordre vorzeigen, worin weder des Kriegs im Geringsten gedacht, noch irgend eine andre königliche Spöttelei bemerkbar ist.«

»Ob nun dieser Charakter eines Waisenraths, der mir, beigängig gesagt, völlig gratis ertheilet worden, darum weil er neuer ist, als die lateinische Benennung: Pupillenrath, dem Vernünftigen spashaft dünken könne —; oder ob er ihm weniger analog scheinen werde, als die vom Berge, von der Kirche, von der Jagd u. s. w. hergenommnen königlichen Ehrentitel — das stelle ich Ihrer Beurtheilung anheim: nicht zu gedenken, daß, wenigstens in unsern Landen, mehrere Charaktere, als z. B. die vom Hofe, oder vom Kriege diriviren, mit jenen Objekten selbst nicht die mindeste reelle Verbindung gewähren.«

»Überhaupt dünkt mich, daß ein landesherrliches Raths-Patent, es sei welches es wolle, zu gleicher Zeit nicht ehren, und auch nicht lächerlich machen könne; da ein Mann, dem der Landesherr, wie in meinem Diplom ausgedrückt steht,

Gesuch dem Könige, und fragte ihn: ob er diese Bitte gewähren wolle? — Die Vorstellung kam zurück; der König hatte das Wort Hofrath ausgestrichen, und dafür auf den Rand Viehrath geschrieben.

Eben so ging es auch dem Magazinverwalter Zorn, der sich den Titel Kommissionsrath ausbat, und folgende Resoluzion vom 26sten November 1784 bekam: »Se. königl. Majestät finden auf »die Anlage des Magazinverwalters Zorn bei dem »Tabaks-Exportazions-Magazin in Halle, den »Charakter als Tabaksrath seinen Geschäften

---

und vermuthlich in allen der Fall sein wird, unter eigenhändiger Vollziehung zur Pflicht macht, ihm Höchstselbst auf Erfodern, in seinem Fache treuen Rath und Gutachten zu ertheilen, unmöglich — wenigstens ohne innern Widerspruch nicht — zu gleicher Zeit kann geringschätzig von ihm behandelt werden wollen.«

»Ich stelle Ihnen anheim, welchen Gebrauch Sie von diesem Eclaircissement machen wollen? Da ich Sie gewiß nicht beleidigt habe, (denn dessen bin ich mir von keinem Menschen in der Welt bewußt) so kann ich um so weniger vermuthen, daß Sie absichtlich mich hätten kränken wollen. Ich erwarte daher mit Zuversicht gerade das von Ihnen, was ich unter ähnlichen Umständen in Ihrer Stelle unausbleiblich leisten würde. — Sie werden übrigens, wenn es Ihnen der Mühe nicht unwerth scheint, sich näher nach mir zu erkundigen, von meinen Vorgesetzten sowol, als von allen, die mich näher kennen, erfahren, daß ich auf keine Art eine nachtheilige Aufstellung im Publiko verdiene.«

»angemessener, und wollen daher demselben sol-
»chen eher, als den erbetenen Kommissionraths-Ti-
»tel gegen die Gebühren wohl beilegen.«

Zwei Präsidentinnen in Kleve, deren einer Mann bei der Regierung, der andere aber bei der Kammer angestellt war, standen in beständigem Rangstreit, und die Regierungspräsidentin behauptete, ihr käme der Vorzug zu. Die andre, dadurch beleidigt, schrieb an den König, und bat: daß Se. Majestät doch entscheiden möchte, wer von ihnen beiden vorangehen müsse? Der König schrieb zurück: Die größte Närrin geht voran.

In gleicher Angelegenheit baten einige Sekretaire bei einer Regierung den König, daß er doch gnädigst entscheiden möchte, in was für einem Range sie mit den Soldaten ständen, weil sie in Gesellschaften so viele Streitigkeiten mit den Subalternoffizieren deswegen hätten. Der König antwortete: »Mit einem Freikorporal; und ist dieser
»mit zu Felde gewesen, so hat dieser den Vorrang
»vor Euch.«

Ein mit Italienerwaaren handelnder Kaufmann in Breslau, D. A. S., hielt im Jahr 1746 um die Erneuerung seines angeblichen Adels an, weil er von einem berühmten mailändischen Geschlechte abzustammen glaubte, das, wie er sagte,

schon vor 200 Jahren sich in Graubünden ansäßig gemacht hätte. Der König schrieb auf den Rand der Vorstellung: »Wahrscheinlich hat ein Herr »Windbeutel diesen Stammbaum gemacht. Es »hätte sein Bewenden dabei haben sollen, als ich »es diesem Kaufmann zum erstenmal abschlug, ihn »zu adeln. Wenn die Bauern Edelleute, und die «Kaufleute Barone werden wollen, wer soll den »Acker pflügen, und wer den Handel betreiben?«

Ein Tabaksfabrikant, der schon einen Titel erkauft hatte, wollte ihn gern in den Kriegsrath umgeschaffen wissen, und hielt darum an. Der König schrieb unter seine Bittschrift: »Kriegsrath »kann Er nicht werden, aber Saucenrath kann »Er sein!«

Der Kriegsrath .... erhielt seinen Titel, um den er angehalten hatte, vom König mit den Worten, die auf ausdrücklichen Befehl des Königs in die Resoluzion eingerückt werden mußten: »Der »Titel würde ihm mit der Bedingung ertheilt, daß »er sich nie unterstände, Sr. Majestät im Kriege »einen Rath zu geben.«

Ein vermögender Brauer zu Berlin hielt beim Könige um den Kommerzienrathstitel an. Zur Resoluzion bekam er neben seiner Supplik folgendes Randschreiben:

»Der Bauer wird ein Brauer,

»Ein Brauer nützt dem Staat,
»Nur nicht als Kommerzienrath.«

Ein gewesener Laufer bei einem reichen Grafen hatte viel Vermögen erworben, und sich dadurch einen Dienst zu verschaffen gewußt. Er bat den Monarchen, daß er ihm den Charakter eines Hofraths beilegen möchte. Der König schrieb unter die Resoluzion: Er kann laufen;

Ein reicher Herr aus Sachsen schlug vor, er wolle sich im Brandenburgischen niederlassen, wenn man ihm gewisse Ehrentitel zugestände. Der König ließ es sich gefallen, und ernannte ihn zum Kammerherrn. — Er ist sehr reich, hieß es. — «Nun dann, so muß man ihm den Titel Exzellenz beilegen.« — Er hat 50,000 Thaler Einkünfte. — «So mag er Hofmarschall sein.« — Er besitzt schöne Güter in der Lausitz. — »Gut: so bestellt in der Kanzlei, daß ihm ein Fürstendiplom ausgefertigt wird,« setzte er lachend hinzu.

Ein junger Herr aus Berlin bemühte sich aus allen Kräften, durch eine vortheilhafte Heirath seine Finanzen wieder in Ordnung zu bringen. Nachdem er beinahe alle seine Erfindsamkeit erschöpft hatte, gelang es ihm endlich, ein Mädgen von Vermögen zu erobern. Aber ach! die Ältern des Mädgens wiesen ihn zurück, weil er keinen Charakter hatte: denn es war ihnen ein unaus-

stehlicher Gedanke, daß ihre Tochter künftig bloß schlechtweg Madame — heißen sollte. Der junge Herr stand wie vom Donner gerührt da, und entschloß sich endlich nach vielem Hin- und Hersinnen, nach Potsdam zu reisen, und dem Könige eine Bittschrift zu überreichen, worin er um die Beförderung seines bevorstehenden Glücks allerunterthänigst ansuchen wollte. Glückliche Umstände machten, daß ihm der König sein Schreiben eigenhändig abnahm, und denselben Tag noch den jungen Menschen zu sich kommen ließ. Er erschien, und der König redete ihn so an: »Er will, wie ich so eben aus seinem Schreiben gesehen habe, den Geheimenrathstitel haben, um durch eine vortheilhafte Heirath sein Glück zu machen?« Zitternd machte der Kandidat eine stumme Verbeugung. »Weiß Er denn aber auch die Pflichten eines Geheimen-Raths? Ich will Ihn damit bekannt machen. Sie bestehen in Verschwiegenheit. Glaubt Er diese wohl beobachten zu können?« — Der Kandidat versicherte es mit einem leisen Ja. — »Nun gut,« fuhr der König fort, »so mach ich Ihn hiermit zu einem Geheimenrath, aber wehe Ihm, wenn Er irgend einem Menschen etwas davon sagt!«

Der König konnte es nicht gut leiden, wenn seine Leute Offizieren, die sich bei ihm melden liessen, einen höhern Charakter beilegten, als sie

wirklich

wirklich hatten. Kam z. B. ein Oberstlieutenant, und der Bediente sagte: Ew. Majestät, der Oberste ..... ist da! — so rief der König wol hastig aus: hast Du ihn zum Obersten gemacht? Der Oberstlieutenant N. ist es. Laß ihn herein kommen.

Ein Proviantkommissarius, der im Kriege zwar viel Geld erworben, aber alles liederlich verthan hatte, wollte nach erfolgtem Frieden sein Glück durch eine Heirath mit einer reichen Witwe wieder herstellen. Sie wollte ihn aber nur unter der Bedingung nehmen, wenn er einen recht ansehnlichen Titel erhalten könnte. Er pachtete also in seiner Vaterstadt die Rathswage, und bat den Magistrat um den Inspektortitel. Es ward ihm aber abgeschlagen und gerathen, sich unmittelbar an den König zu wenden. Nun glaubte der Supplikant, sei es Ein Bitten, und bat also in einer sehr weitschweifigen Bittschrift um den Kriegsrathstitel. Er erhielt folgende Resoluzion: »Se. königl. Majestät »lassen dem Kommissarius S... auf seine Eingabe »vom 7ten Febr. a. c. worin er um einen Kriegs»rathstitel bittet, zur allergnädigsten Resoluzion »ertheilen, daß Höchstdieselben des dasigen Magi»strats Benehmen in dieser Sache billigen, und »ihn versichern, daß er sich itzt nicht zum »Kriegsrath schicke, da es Friede sei. Aber aus

»Rücksicht der Eitelkeit seiner reichen Frau wollen »Sie ihn hierdurch zum Wagenrath allergnä- »digst ernennen.« Bei dem Worte Wagenrath machte der König ein Kreuz, und schrieb dann eigenhändig darunter: »Ich meine nicht Wagen- »rad, sondern Wagenrath.«

Der Kammerherr v. F...g hielt sich einige Zeit in Halle auf, und bekam mit den Offizieren, besonders mit dem damaligen Kommandeur des Regiments, dem Obersten von H..., verschiedene Rangstreitigkeiten. Er schrieb daher an den König, und bat zu bestimmen: mit wem derjenige den Rang habe, der den Schlüssel trage? Der König gab zur Antwort: Mit einem Zimmermann, der trägt die Axt.

Ein Rath einer fürstlichen Regierung bat um den Charakter als königlicher Hofrath, worauf folgender Kabinetsbefehl vom 6ten März 1778 an den Großkanzler, Freiherrn von Fürst, erfolgte: »Ich will wol dem ꝛc. Regierungsrath ..., den in »der Originanlage nachgesuchten Hofrathscharak- »ter, jedoch mit dem Beding, daß er niemals et- »was zu rathen hat, ertheilen, wornach Ihr ihm »das Patent auszufertigen habt.«

Während seiner langen Regierung waren dem

Könige so vielfältige Betrügereien von Personen aus allen Ständen bekannt geworden, daß man sich gar nicht darüber wundern darf, wenn er, besonders in seinen letzten Lebensjahren, in vielen Fällen ein großes Mißtrauen äußerte, und nur wenige Menschen für ehrlich und zuverläßig hielt. So schrieb er z. B. im Jahr 1782. »Das muß »ich glauben, ungeachtet ich keine vollkommne »Überzeugung davon habe, als des Herrn Staats»ministers sein Attest.« Und ein andermal in demselben Jahre: »Das muß ich für gut annehmen, »weil ich das Volk nicht kenne.«

Einmal kam er von einer Musterung zurück, welche eine außerordentliche Menge Menschen herbeigelockt hatte. Ein Prinz, der neben ihm ritt, fragte ihn: »Ew. Majestät, wovon mögen sich alle diese Leute wol nähren?« Der König antwortete: sie betrügen sich unter einander, und mich, mich betrügen sie alle.

Besonders glaubte Friedrich von den Feldproviantbedienten, die im siebenjährigen Kriege bei der Armee gestanden hatten, sie hätten ihn alle betrogen, und zweifelte sehr daran, daß einer von ihnen eine Ausnahme gemacht habe, und ehrlich gewesen sei. Die Witwe eines Proviantkommissarius stellte dem Könige wehmüthig vor: »ihr Mann sei gestorben, und da er, besonders im kö-

niglichen Dienste, stets ehrlich und uneigennützig gewesen sei, so habe er nichts erübrigt, und sie in elenden Umständen verlassen.« Der König schrieb an den Rand der Vorstellung: Ich habe den Esel an die Krippe gebunden, warum hat er nicht gefressen?

Ein gewisser Oberste von des Königs Suite besaß unter andern auch besondre Kenntnisse in der Kochkunst, und sein Geschmack war so richtig, daß der König mehrentheils die Güte der Speisen darnach zu beurtheilen pflegte. Einst ward auf des Königs Befehl eine braune, klare und starke Suppe zur Tafel gegeben, von welcher der Oberste nur sehr wenig aß. — »Warum essen Sie nicht »mehr von der Suppe, die doch so gut schmeckt?« fragte der König. — »Weil sie für mich zu stark ist,« antwortete der Oberste. — »Wovon will sie »denn stark sein, da doch nicht viel Fleisch darin »ist?« — »Ich weiß es sehr gut, daß diese Suppe von sieben Kouverts nicht unter 14 bis 15 Pfund Fleisch gemacht werden kann.« — »Oho! nicht »von der Hälfte so viel, und das wollen wir gleich »erfahren.« — Der gegenwärtige Kammerlakai mußte nun gehen, vom Koch die genaue Spezifikazion des zu dieser Suppe verbrauchten Fleisches zu holen. Sie lautete so: Neun Pfund Rindfleisch, drei Pfund Kalbfleisch, ein alt Huhn, zwei Pfund

Schinken, ꝛc. — »Habe ich es nicht gesagt? ich weiß recht gut, was zu einer solchen Suppe gehört,« sagte der Oberste. — »Einer Seits hat »der Oberste Recht,« — antwortete der König; — »andrer Seits aber, wenn ich abrechne, wie viel »der Koch davon zu Hause geschickt hat, werde ich »wol Recht behalten.« — So sehr äußerte er es bei allen Gelegenheiten, daß er sich von allen Seiten für betrogen hielt.

Sehr oft hatte Friedrich aber auch gegen diesen oder jenen ein solches Vertrauen, daß es ihm unmöglich war, auch das geringste Mißtrauen in ihn zu setzen. Er überließ sich ihnen daher nicht allein ganz unbedingt, sondern verstattete auch in vielen Fällen nicht einmal die festgesetzte und ordnungsmäßige Untersuchung und Nachrechnung; und wenn Unterschleife und Veruntreuungen von ihnen bekannt wurden, so bestrafte der König selten einmal die Verbrecher so streng, als sie es verdienten.

Als der Direktor der königlichen Schaubühne, der Baron von Swerts, gestorben war, wollte man eine eigne Kommission niedersetzen, welche seine Papiere und Rechnungen durchsehen sollte. Da man von dem Könige verlangte, er möchte diese Kommission autorisiren, so sagte er: »Ei »was! ich will nicht, daß man nach dem Tode »dieses ehrlichen Mannes in seinen Papieren her-

»umwühlen, und seine Erben beunruhigen soll; ich »weiß, daß er ehrlich gewesen ist, und dechargire »ihn hiermit.«

Der Generalmajor Beauvray von der Artillerie hatte zu einem gewissen Geschäft eine Summe von 10,000 Thalern aus der königlichen Kasse empfangen. Als die Ausgaben bereits geschehen waren, forderte man diesem treuen Diener des Königs, der übrigens mit der Landesverfassung nicht sonderlich bekannt sein mochte, Rechnung über die Anwendung der gedachten Summe ab. Beauvray nahm ein Blatt Papier, und setzte darauf: »Zehntausend Thaler empfangen, zehntausend Thaler ausgegeben.« Man war hiermit, wie natürlich, nicht zufrieden, und berichtete deshalb an den König. Dieser antwortete: »Laßt mir den ehrlichen Mann »in Frieden, ich dechargire ihn hiermit.«

Ein gewisser Kriegsrath, der während des siebenjährigen Kriegs viele Geschäfte bei der Armee des Königs, und außerdem eine starke Kasse unter sich gehabt hatte, bat den König nach Endigung des Kriegs, er möchte die Gnade haben, zu befehlen, wem er seine Rechnungen ablegen sollte. Der Monarch antwortete ihm: »Niemanden! Ich kenne Euch als einen treuen und zuverlässigen Mann, »und ertheile Euch hiermit die nöthige Decharge.« So gnädig der König gegen den Kriegsrath war,

so gerieth dieser doch in einige Verlegenheit: er hatte nämlich Vorschüsse gethan, und konnte sich nun wegen derselben nicht mehr melden.

Einige Jahre nach dem siebenjährigen Kriege fand der König bei seiner Garde einen sehr wohlgebildeten Menschen, Namens Vogelleim, den er außerordentlich lieb gewann. Es ist nicht zu beschreiben, welcher Vertraulichkeiten er denselben würdigte, die er so wenig verdiente, weil er dieselben mißbrauchte. Übrigens bediente er sich seiner, um Nachrichten einzuziehen. Vogelleim erhielt dafür vom Könige viel Geld und andre Geschenke. In dieser guten Lage schaffte er sich schöne Kleider und Bedienten an, war bald in Berlin, bald in Potsdam, erschien in Zivilkleidung an den besten öffentlichen Örtern, und machte nicht geringen Aufwand. Jedermann fürchtete sich aber vor ihm, und ging ihm gern aus dem Wege. Generale und angesehene Offiziere beugten sich, wenn sie ihn sahen, und suchten sich von ihm zu entfernen. Indeß sprach er stets mit dem Könige, und hatte bei ihm unbedingten Zutritt. Ja, man sagt, als der König einigemal von Krankheiten befallen worden, die ihn hinderten, seinen Namen zu unterzeichnen, habe Vogelleim es an seiner Stelle gethan, weil er des Königs Namen so ganz genau nachahmen konnte.

So außerordentlich war Friedrich diesem Menschen zugethan; ja, er wäre für einen Edelmann erklärt worden, wenn er es nicht durch eigne Dummheit verhindert hätte. Der König sagte einst über der Tafel unter andern: ich habe in einem alten Stammbuche den Namen Vogelleim gefunden, und glaube beinahe, daß mein Vogelleim ein Edelmann ist. Niemand antwortete hierauf, und der König befahl, den Menschen hereinzurufen. Er kam. Ist es nicht wahr, Vogelleim, — fragte ihn der König, — daß Du ein Edelmann bist? — Vogelleim zuckte die Achseln, und antwortete: »Nein, Ew. Majestät; ich bin nur von geringer Herkunft, und eines Hirten Sohn.« Pfui! — rief der König mit einer äußerst verdrießlichen Miene aus, — geh' nur! — Endlich aber nahm es mit diesem Menschen ein trauriges Ende. Da jedermann wußte, in welcher Gnade er bei dem Monarchen stand, so wendeten sich viele Personen an ihn, die wichtige Gesuche beim Könige anbringen wollten. Er übernahm es dann, für sie zu sprechen; größtentheils hatte dies einen glücklichen Erfolg, und er ließ sich dann gut dafür bezahlen. Unter andern wendete sich auch ein Steinmetz, Namens G··, der eine ansehnliche Forderung an das Baukomtoir zu Potsdam hatte, an Vogelleim.

Dieser nahm eine Summe Geld an, und versprach dagegen, ihm sicher zu helfen. Er stellte nun dem Könige die Sache des Steinmetzen vor; allein diesmal betrog er sich, denn der König wollte von diesem Gesuche weder etwas wissen, noch die Geldsummen, um welche er gebeten hatte, akkordiren. Vogelleim ward darüber bestürzt, und weil er seinen Kredit nicht gern schmälern, und auch die empfangenen Geschenke nicht gern umsonst genossen haben wollte, so setzte er eine Ordre an das Baukomtoir auf, wodurch dieses angewiesen ward, den S·· zu bezahlen, und unterzeichnete sie mit des Königs Namen. Das Komtoir hatte gerade kein Geld in der Kasse, schrieb daher an den König, und bat, diese Summe aus der Schatulle vorzuschießen. Als Friedrich die Anweisung erhielt, erstaunte er darüber, und befahl, die Betrügerei genau zu untersuchen. Der Steinmetz ward eingezogen, und gestand sogleich, daß er sich an Vogelleim gewendet hätte. Dieser ward nun auch arretirt, und man entdeckte noch eine Menge andrer Unterschleife, die er gemacht hatte. Der König ließ ihn darauf dreißigmal Spießruthen laufen, und auf die Festung Spandau setzen.

Von der Hitze und Ungeduld seines Vaters hatte Friedrich viel geerbt, und wo ist der

Sterbliche, der unter den Umständen, in denen er oft lebt, nicht zuweilen den Anfällen von Unmuth nachgäbe! Gerieth er in Eifer, so stieß er mitunter auch wol dergleichen heftige Ausdrücke aus, wie sie im Soldatendienst gebräuchlich sind. Oft kam seine Hitze sehr schnell, er faßte sich aber bald wieder, und wenn er eine Irrung bemerkte, suchte er sie gleich wieder gut zu machen. Oft sagte er zu einem Offizier oder einem Bedienten: scheer' Er sich zum Teufel! Herr, scheer' Er sich zum Teufel! das hieß nun nach der gewöhnlichen Übersetzung: Er hat Seinen Abschied. Wenn aber der König zu schnell verfahren zu haben glaubte, setzte er hinzu: in die Wache mit Ihm! oder: geh' Er nach der Wache! und dann war alles wieder gut.

Bei einem Durchbruche der Elbe in der Altmark waren einige Brücken weggeschwemmt worden, deren Unterhaltung verschiedenen, nahe an denselben liegenden Dörfern oblag. Da diese aber viel gelitten hatten, so konnten sie die Kosten nicht aufbringen, und baten daher, der König möchte sie übernehmen. Man that dem Monarchen deshalb Vorstellungen; allein er war damals schon mißvergnügt über den großen Aufwand, den er des Wasserschadens wegen hatte machen müssen, und schlug das Gesuch ab. Da die Wiederherstel-

lung der Brücken aber unumgänglich nöthig war, so ward zum zweitenmal eine Vorstellung übergeben. Der König schrieb an den Rand derselben: »Wenn mein Vater oportet schrieb *), so wußte »man, was es bedeuten sollte; itzt will man mir »das oportet vorschreiben; ich habe keinen Pfen»nig.«

Dessenungeachtet bewies aber auch der König in vielen Fällen gegen unartige und zudringliche Leute unerwartet große und lange Sanftmuth und Geduld. Bei der Garde war einmal ein Auditeur, den der König sehr gut leiden konnte. Eines Tages befahl Friedrich, daß die Bagage sich durch die Bataillone durchziehen sollte. Der Auditeur war spät aufgestanden, und versäumte die rechte Zeit, so daß er sie nicht mehr durchbringen konnte, und der König war darüber ungehalten. Am folgenden Tage befahl der Monarch eben das, und der Auditeur, der nun auf seiner Hut war, brachte die Bagage gehörig durch die Bataillone. Der König ritt auf ihn zu, und sagte: aber,

---

*) König Friedrich Wilhelm I. hatte die Gewohnheit, wenn ihm Vorstellungen um Bewilligung einiger Gelder, zur Bestreitung nöthiger Arbeiten, überreicht wurden, und er nicht bei Laune war, an den Rand zu schreiben: »oportet!« Das hieß: man müsse sich, so gut man könne, zu helfen suchen.

Herr! warum geht es denn nun heute? — »Ja,« antwortete der Auditeur, »Ew. Majestät, heute war die Disposizion auch besser.« Der König lächelte, und sagte: »Mi Domine, mi Domine!« *).

Es bat jemand einst den König um eine Stelle. Friedrich versagte sie ihm, und er schrieb wieder zurück an den König: »Ich höre, daß Ew. Maj. mir die Stelle, um die ich bat, verweigern. Das kann ich aber nicht glauben; denn Ew. Maj. sind sie mir schuldig, und sind zu gerecht. Eilen Sie denn also, das zu thun, was Pflicht ist, und sich wegen eines Verdachts zu rechtfertigen, der Allerhöchstdero Ruhm nachtheilig ist.« — Der König erstaunte über die Unverschämtheit des Supplikanten, er ließ ihn vor sich kommen, und fragte ihn: »Wer gibt Euch das Recht, in dem Tone mit mir »zu reden, und worauf gründet Ihr Eure Forde»rungen?« — »Darauf,« versetzte jener, »daß ich verhungern muß, wenn Sie mir meine Bitte abschlagen. Das ist der geheiligtste aller Ansprüche. Und Sie sind mein König.« — Der Monarch schwieg, war gerührt, und — gewährte.

Voltaire und Maupertuis waren, wie bekannt, beständig gegen einander verhetzt. Als der König

*) Mein Herr, mein Herr!

einst letztern besucht hatte, war er gegen Voltaire entsetzlich aufgebracht, und sagte in der ersten Hitze zu seinem Sekretair d'Arget: Schreibe Er, daß Voltaire in 24 Stunden meine Staaten räume. D'Arget war sehr erschrocken, und ließ sich den Befehl einigemal wiederholen. Der König ward darauf etwas ruhiger, und fragte seinen Sekretair, was er davon dächte? D'Arget antwortete: »Sire, Sie haben ihn zu sich berufen, die Kommission ist im Begriff, in seiner Sache zu sprechen; findet sie ihn straffällig, so wird es immer noch Zeit sein, ihn fortzuschicken.« Der König schwieg eine Weile still, und sagte dann in einem sehr besänftigten Tone: Er hat Recht; er ist ein ehrlicher Mann, d'Arget!

Friedrich nahm es nicht ungnädig, wenn man viel und oft von ihm bat. Leute, welche die Dreistigkeit oder Unverschämtheit hatten, ihn sehr oft und hinter einander um etwas zu bitten, konnten gewiß sein, daß sie endlich von ihm etwas erhielten. Man hatte ihm abgemerkt, wenn jemand nach abschläglicher Antwort eben dieselbe Sache abermals bat, daß er dann glaubte, derselbe müsse ein gutes Gewissen haben, und sich auf einiges wirkliches Recht gründen. Diese Gutherzigkeit des Königs ward nicht selten gemißbraucht. Ein Kolonist, der ein Gehöfte auf gewisse Bedingungen

übernommen hatte, aber ein sehr schlechter Wirth war, und auf keinerlei Weise seinen Kontrakt erfüllte, mußte endlich, da wiederholte Erinnerungen nichts halfen, aus dem Gute hinausgewiesen werden. Er trat den König unmittelbar wol zwölfmal an, und stellte seine Sache unter ganz unrichtigen Umständen vor. Der König ließ jedesmal diese Sache von der kurmärkischen Kammer auf verschiedene Art untersuchen, und es zeigte sich immer, daß dem Menschen gar nicht Unrecht geschehen war. Der Mensch trat aber immer den König wieder an, und schrie über Unrecht. Friedrich befahl zuletzt, daß er in das Gut wieder eingesetzt werden sollte, und der, dem es schon übergeben war, mußte schadlos gehalten werden, wobei der Monarch ein Paar Tausend Thaler Schaden hatte. Der König sagte aber: Der Mensch tritt mich so oft und so dreist an, er muß doch wol nicht ganz Unrecht haben.

22.

Friedrichs Liebe zum Scherz.

Die sanguinischcholerische Natur des Königs gab ihm jene muntre Laune, die zum Frohsinn unentbehrlich ist. Selbst in den spätern Jahren seines

Lebens, wo das Feuer der Jugend erloschen war, wo Ernst und Strenge die Stelle der sinnlichern Vergnügen eingenommen hatten, selbst da hörten jene Äußerungen einer frohen Laune nicht auf, die den Umgang mit ihm würzten, und eben so süß als lehrreich machten. Die sämmtlichen Anekdoten, die die Wahrheit von ihm in der Hinsicht aufschrieb, sind auch von der Seite sehr lehrreich, daß er nie auf Kosten des guten Herzens scherzte, und daß Tugend und Wahrheit aus allen hervorleuchtet.

Die Offiziere des Regiments von Golz, welches Friedrich als Kronprinz erhielt, (itzt Prinz Ferdinand vom Hause) hatten vorher auf der Uniform Gold. Der Prinz bat seinen Vater um Erlaubniß, statt des Goldes künftig Silber nehmen zu dürfen, und dies Gesuch ward ihm bewilligt. Als nun die neuen Uniformen fertig waren, bat der Prinz die Offiziere des Regiments auf eine Wiese bei Ruppin hinaus, wo für sie öfters Ergötzlichkeiten angestellt wurden. Hier fanden sie einen großen brennenden Holzstoß, setzten sich rings herum nieder, und nahmen Erfrischungen an, die ihnen gereicht wurden. Da nun alles fröhlich und guter Dinge war, sagte der Prinz: »Nun, meine Herren, da wir hier alle versammelt sind, so dächte ich, wir erzeigten der golzischen Uniform die letzte Ehre.« Mit diesen Worten zog er den Rock und

die Weste aus, und warf sie, nebst dem Hute, ins Feuer. Die Offiziere mußten diesem Beispiele gern oder ungern folgen. Dabei blieb es aber nicht, sondern der Prinz schnitt mit einem Federmesser das Überzeug der Beinkleider auf, und warf es ebenfalls ins Feuer. Daß es so weit kommen würde, hatte von den Anwesenden keiner vermuthet, und die letzte Aufforderung setzte alle in Verlegenheit. Indeß mußten sie dem Beispiele des Prinzen folgen, wenn gleich bei einigen Offizieren das Unterfutter der Beinkleider nicht in den besten Umständen war. Hierüber bemerkte man anfänglich bei Vielen Bestürzung und Scham; am Ende aber brach alles in ein lautes Gelächter aus, und nachdem dieser Spaß genug belacht worden war, wurden die neuen Uniformen herbeigebracht, und unter die Offiziere vertheilt.

Der Feldprediger dieses Regiments stellte sich, als Friedrich dasselbe bekommen hatte, einigemal um die Zeit der Tafel bei ihm ein, weil er bei dem vorhergehenden Obersten öfters des Mittags gespeiset hatte. Der Kronprinz ließ ihn aber immer abweisen, und sprach in Gegenwart der Offiziere geringschätzig von ihm. Der Feldprediger war so unbedachtsam, und stichelte in seinen Predigten auf den Kronprinzen. Einstmals sagte er: Herodes (der Kronprinz) lasse die Herodias (das Korps

der

der Offiziere) vor sich tanzen, und ihr Johannes (des Feldpredigers) Kopf geben. Um ihn dafür zu strafen, begab sich der Kronprinz mit den jungen Offizieren des Regiments in einer Nacht nach des Feldpredigers Wohnung; erst wurden ihm die Fenster in der Schlafkammer eingeworfen, hernach Schwärmer in die Kammer geworfen, und der Feldprediger mit seiner Frau durch die letzten erst aus dem Bette, dann in den Hof, und zuletzt in die Mistpfütze gejagt. — Auf eine ähnliche Weise hat er zu Nauen, durch den damaligen Premierlieutenant von der Gröben, den Diakonus und seine Frau in der Nacht aus dem Bette jagen, und in Todesfurcht und Angst setzen lassen. Dem dasigen Kircheninspektor Salpius warf er seinen Stock mit dem goldenen Knopf ins Fenster, und der Wurf war so glücklich, daß er nur eine runde Öffnung in einer Scheibe machte, durch die der Stock fuhr, den er am folgenden Morgen wieder abholen ließ. Markgraf Heinrich von Schwedt war ein fleißiger Gehülfe bei diesen Schwänken. Oft erzählte der König im Alter diese Thaten im lustigen Tone, und er sah es dann gern, daß die Gäste, und selbst die zur Aufwartung umherstehenden Pagen und Bedienten laut darüber lachten.

So ängstigte er auch oft eine Glaserfrau in Ruppin damit, daß er sich in ihre Tochter verliebt

stellte, und des Abends zuweilen Miene machte, in ihr Fenster steigen zu wollen. Der mütterliche Eifer der Frau ging dann oft so weit, daß, wenn er den Kopf ins Fenster hineinsteckte, sie ihn mit einer derben Korrekzion wieder zurückwies. Gleich nach dem siebenjährigen Kriege machte sich die Frau auf, und ging nach Potsdam. Sobald der König nur ihren Namen auf dem Rapport erblickte, lachte er laut auf, und sagte: man sollte die Frau zu ihm bringen. Diese hatte aber keinen Befehl abgewartet, sondern sich schon aufs Schloß verfügt. Des Königs Leute fragten, ob sie eine Bittschrift habe? — »Nein,« antwortete sie, »ich will nur meinen gnädigsten König sehen.« — Sie kam wirklich vor ihn. Nun, Mutter, — rief ihr der König entgegen, — seid Ihr immer noch so böse, wie sonst? — »Ach, Ihro Majestät, Sie hatten wol damals recht Ihren Spaß mit mir.« — Nun, gute Mutter, wie geht es Euch denn itzt? — »Schlecht.« — So? Nun, da habt Ihr vor der Hand etwas; Ihr sollt künftig mehr bekommen. — Die Frau weigerte sich, etwas zu nehmen, und ließ sich nichts aufdringen. Sie sagte: »nun habe ich meinen König gesehen, nachdem er so viel ausgestanden, und so große Thaten gethan hat;« und eilte nach ihrem Gasthofe zurück. Hier ward sie

auf königlichen Befehl herrlich bewirthet; und der König ließ, weil sie doch nichts nehmen wollte, ihrem Sohne, so lange er lebte, monatlich 10 Thaler auszahlen.

Auch erzählte der König gern folgenden lustigen Auftritt aus den Feldzügen, welche er nebst seinem Vater in den Jahren 1734 und 1735 am Rheine mitgemacht hatte: »Einmal sei ein kaiserlicher General, der von seiner Tapferkeit und Unerschrockenheit jederzeit viel Aufhebens und Rühmens gemacht habe, auf eine drollige Art belauert worden. Man hätte nämlich eine mit einer Stürze bedeckte Schüssel auf den Tisch gesetzt. Nun wäre das Gespräch allgemein auf persönliche Herzhaftigkeit gelenkt worden, und sogleich habe der gedachte General seine Kourage in bester Form herausgestrichen. Ein andrer, und darauf mehrere aus der Gesellschaft, hätten ihm widersprochen, und am Ende, da er durch die vielen Widersprüche und Einwürfe hitzig geworden sei, habe man allgemein behauptet: er werde nicht Herz genug haben, den Deckel von der eben erwähnten Schüssel aufzuheben. Eilig habe der General zugegriffen; aber kaum wäre der Deckel aufgehoben gewesen, so sei ein junger Hase, der darunter gesteckt habe, ihm über den Kopf weggesprungen. Der General wäre ganz blaß geworden, habe nicht ein Wort hervor-

bringen können, und sei dann von der ganzen Gesellschaft zum Besten gehabt worden.«

Auch in den ersten Jahren seiner Regierung hatte der König oft sehr muntre Einfälle. Unter andern ließ er sich einen Guckkasten verfertigen, in welchem zwölf verschiedene komische Vorstellungen zu sehen waren. Wenn er aufgeräumt war, so ließ er diesen oder jenen hineinsehen, um sich an dessen Überraschung zu belustigen. Diese Personen fanden sich hier nach dem Leben in einem komischen Aufzuge gemalt. So ritt z. B. der Hofschneider, mit der Elle in der Hand, auf einem Bocke; ein Arzt des Königs sah seinen Kopf auf dem Rumpfe eines Affen, der ein Klystier gab; ein Höfling war als ein Hahn vorgestellt, und befand sich unter Hühnern, deren Köpfe nach den reizendsten Hofdamen abgebildet waren; u. s. w.

Oft pflegte Friedrich auch Gnadenbezeigungen, welche er denen ertheilte, die er seiner vorzüglichen Zuneigung würdigte, scherzhaft einzukleiden. Als einst der Staatsminister und Oberstallmeister, Graf von Schwerin, bei ihm speis'te, sagte der König zu ihm: »Ich weiß, daß Er fleißig in die Kirche »geht; aber sage Er mir doch, was hält Er von »Gott?« — Der Graf antwortete: »Ew. Majestät, sonst habe ich immer geglaubt, daß Gott gnädig sei, aber nun nicht mehr.« — »Warum

»nicht?« — »Er würde mir sonst nicht haben meine Güter abbrennen lassen.« — Der König brach kurz ab, fragte aber den andern Tag den Grafen: »Kann Er Träume auslegen?« — »Nicht sonderlich.« — »Ich habe diese Nacht ei»nen Traum gehabt.« — »Das wäre!« — »Ich »habe mit Gott geredet; was bedeutet das?« — »Ihro Majestät, das weiß ich nicht zu erklären; es sei denn, daß ich es aus dem Inhalte des Gesprächs Ew. Maj. mit Gott errathen könnte.« — »Nun, ich habe mit Gott gesprochen, und er be»fahl mir: ich sollte Schwerinen seine abgebrann»ten Güter wieder aufbauen lassen. Weil er es »mir denn befohlen hat, so habe ich heute bereits »das Geld dazu assignirt, und Ordre gegeben, »daß es geschehen soll.« — »Ich danke unterthänigst.« — »Aber was glaubt Er nun von Gott?« — »Nun, Ihro Majestät, glaube ich wieder wie sonst, daß Gott sehr gnädig ist, und daß Ew. Majestät das Werkzeug seiner Gnade gegen mich sind, wofür mein Dank viel zu schwach ist.«

Jemand von der Familie von · · · schrieb an den König: er sei von der unglücklichen Familie von · · ·, und bitte Se. Majestät, ihn zu versorgen. Der König antwortete: »er wisse nicht, daß »diese Familie unglücklich sei; alle Personen dar»aus wären ja recht glücklich: denn sie wären »dumm und reich.«

Ein junger Baron, der sein Vermögen in Paris so ziemlich verschwendet, und nichts weiter als die Kaffehäuser, Spieltische und Koulissen hatte kennen lernen, bewarb sich nach seiner Zurückkunft bei dem Könige um einen Posten. Er erhielt zu seiner Antwort ein königliches Kouvert, und darin eine Carreau - Ponte - Karte.

Als der König um die Nikolaikirche zu Potsdam bedeckte Gänge mit Schwibbogen aufführen ließ, und dadurch die untern Fenster verbaut wurden, so verlor die Kirche etwas Licht. Die Kirchenvorsteher nahmen daher Gelegenheit, den König zu bitten, diesen Bau zu unterlassen. Sie bekamen aber unter ihre Bittschrift folgenden Bescheid: »Selig sind, die da nicht sehen, und doch »glauben!«

Die Prinzessin Elisabeth von Preußen ließ sich einst reichen Stoff zu einem Kleide von Lyon kommen. Weil nun aber dergleichen ausländische Waaren gänzlich verboten sind, so hatte der Akzisebeamte die Unverschämtheit, den Stoff zu konfiszieren. Die Prinzessin ließ ihm, über dies Verfahren unwillig, sagen: »sie sei erbötig, die Strafgefälle für das Kleid zu bezahlen, er solle es ihr nur selbst bringen.« Er gehorchte. Sie nahm ihm das Kleid ab, bezahlte ihn mit einem Paar Ohrfeigen, und jagte ihn aus ihrem Zimmer. Dieser Mann,

der seine Ehre für gekränkt hielt, ließ eine Klage über diesen Vorfall aufsetzen, die er dem Könige einreichte. Der König dekretirte folgendermaßen: »Die Akzisegefälle verliere ich. Die Prinzessin behält das Kleid, und die Ohrfeige der, welcher sie erhalten hat. Was die Schande betrifft, so spreche ich den Kläger davon los. Denn die Berührung einer schönen Hand kann nie das Gesicht eines Akzisebedienten entehren.«

Ein Offizier erhielt seinen Abschied mit einer sehr guten Versorgung, weil er sich ferner zu dienen für unfähig, und als Invalide angegeben hatte. Der König reis'te einst durch die Stadt, worin er sein Amt bekleidete. Er fragte ihn: »wie geht's zu, daß Er nicht mehr dient? Er ist ja noch frisch und gesund!« — »Ew. Majestät,« erwiederte der Offizier, »ich habe einen Bock gemacht, deshalb nahm ich meinen Abschied.« — »So ist Er ja aus einer abscheulichen Familie! Sein Vater machte einen Esel, und Er einen Bock!«

Alle Namen, die sich mit ius endigten, waren dem Könige zuwider. Einst ward ihm die Bestellung des Referendarius Haccius zum Kriegs- und Domainenrath bei der mindenschen Kammer zur Vollziehung vorgelegt, und er schrieb darunter: »jedoch mit dem Beding, daß er Hase heiße, und den cius weglasse.«

Als man entdeckte, daß der bekannte Ritter d'Eon ein Frauenzimmer sei, sagte Friedrich zu dem damaligen französischen Gesandten in Scherz: »So ist es mit Euch Herren Franzosen! Wenn »man glaubt, man hat mit einem Mann zu thun, »so findet sich's am Ende, daß es ein Weib ist.«

Im siebenjährigen Kriege hatte den König das Fieber so stark angegriffen, daß er sehr hager und blaß aussah, als er in Leipzig sein Winterquartier bezog. Die Frau des Hauses, welcher der König oft Merkmahle seiner Gnade gegeben hatte, beklagte ihn, und sagte: »mein Gott, wie sehen Ew. Majestät so krank aus!« — »Das ist kein Wun»der,« antwortete der König; »denn wer zwei »Weiber und die Franzosen obendrein am Halse »hat, wie kann der gesund aussehen!«

Als der König den 25sten August 1758 zu der Schlacht bei Zorndorf bei Güstebiese über die Oder gegangen war, brachten die Husaren zehn bis zwölf Kosaken, die sie gefangen genommen hatten, zu dem Könige. Diese Leute sowol, als ihre Tracht, war Allen etwas Ungewöhnliches. Der Monarch betrachtete sie aufmerksam, und sagte nachher zu dem Major von Wedel, dessen Grenadierbataillon die Avantgarde hatte: »Sehe Er »einmal, mit solchem infamen Krop muß ich mich »schlagen.«

Dem Könige fiel einst auf seinen Reisen, bei Wechselung der Pferde, ein junger Postoffiziant auf, dessen Kleidung sehr buntscheckig und windig aussah. Er rief ihn zu sich, und fragte: »wer »seinen Rock gemacht hätte?« Der junge Mann nannte den Schneider. Friedrich entließ ihn mit den Worten: »Geh' Er hin, und grüß' Er Sei»nen Papa und Seine Mama!« — Der Postoffiziant fühlte aber glücklicher Weise diese beißende Antwort nicht, die ihn zum Knaben heruntersetzte, und ging fröhlich davon.

Es fehlte einst in der Domkirche zu Berlin an Gesangbüchern für den Hofstaat, und auch an Holz, die königliche Loge zu heizen. Der damalige Küster, ein alter dreister Mann, schrieb daher an den König:

Allergroßmächtigster König!

»Ew. königlichen Majestät thu' berichten: 1) daß es an Gesangbüchern für die königliche Familie fehlt. Ew. königl. Maj. thu' berichten: 2) daß es an Holz fehlt, um die königl. Loge ordentlich heizen zu können. Ew. königl. Maj. thu' berichten: 3) daß das Geländer am Wasser hinter der Kirche schadhaft ist.«

Schmidt,
Küster an der Domkirche.

Der König, der über dies sonderbare Schrei-

ben wol herzlich gelacht haben mag, schrieb mit eigner Hand folgende Antwort darunter:

»Ew. Wohlwürden, dem Küster Schmidt, thu' »berichten: 1) daß, wer singen will, sich selbst ein »Gesangbuch besorge. Ew. Wohlwürden, dem Kü»ster Schmidt, thu' berichten: 2) daß, wer sich will »einheizen lassen, sein Holz sich selbst besorge. Ew. »Wohlwürden, dem Küster Schmidt, thu' berichten: »3) daß das Geländer am Wasser seine Sache »nicht ist. Dem Küster Schmidt thu' endlich noch »4tens berichten, daß ich mich weiter in keine Kor»respondenz mit ihm einlasse.«

Friedrich.

Einst ließ der König den Schneider L······· zu sich kommen, um sich einen neuen Rock zu bestellen. Der Schneider kommt, prächtig ausgeputzt, und meldet sich beim Kammerhusaren. Dieser öffnet ihm die Thüre zum Zimmer des Königs. Der Schneider stellt sich an die Thüre, bringt Manschetten und Locken noch einmal in Ordnung, nimmt Scheere und Maß in die Hand, und erwartet nun den Befehl, näher zu treten. Der König aber arbeitet am Schreibtische im Hintergrunde des Zimmers, und scheint ihn nicht zu bemerken. Der Schneider steht eine Weile, der König bemerkt ihn noch nicht. Er fängt an zu husten. Der König schreibt immer fort. Der Schneider schneuzt sich,

und scharrt mit den Füßen. Vergebens! Friedrich bemerkt ihn nicht. Endlich wird dem Schneider bange; er schleicht sich sachte zur Thür hinaus, und fragt den Kammerhusaren in dieser kritischen Lage um Rath. »Gehen Sie nach Hause,« sagte dieser, »und ziehen Sie sich bescheidener an, und ich stehe Ihnen dafür, der König wird Sie bemerken.« Der Schneider läuft, wirft sein Gallakleid ab, zieht sich wie ein Handwerksmann an, und geht so zum Könige. Der Monarch sah, so wie das erstemal, durch's Fenster ihn ankommen, und ging ihm freundlich und leutselig entgegen. Der gute Mann stand nun noch ängstlicher als das erstemal da, ward aber dreister, als ihn der König folgendermaßen anredete: »Sein Diener, mein lie»ber Schneider! Nun, wie geht's Ihm? Arbei»tet Er fleißig?« — »O ja, Ew. Majestät.« — »Geht Er auch fleißig in die Kirche?« — »Alle Sonntage zweimal.« — »Lies't Er aber auch zu »Hause hübsch in der Bibel?« — »Alle Tage mein Kapitel.« — »Das ist gut. Nun, so lese »Er doch einmal, wenn Er nach Hause kommt, »im 8ten Kapitel des Propheten Daniel den 8ten »Vers.« — Freudig eilte der Schneider zur Thüre hinaus, theilte dem Kammerhusaren die Unterredung mit, und schwur, den von Sr. Majestät aufgegebenen Vers sogleich nachzuschlagen, ihn mit

goldnen Buchstaben aufzuschreiben, und ihn Kindern und Kindeskindern als ein Zeichen der königlichen Huld zu übergeben. Der Kammerhusar hatte eine Bibel bei der Hand. Der Schneider schlägt die Stelle auf, und lies't mit Scham und Schrecken die Worte: »Und der Ziegenbock ward sehr groß. Und da er aufs stärkste worden war, zerbrach das große Horn.«

Einige von den gemeinen Mädgen, die als Hofdamen bei den Opernheldinnen mit auftreten müssen, baten den König, daß er ihnen, gleich den übrigen bei der Oper angesetzten Personen, ein jährliches bestimmtes Gehalt geben möchte, weil sie von dem nicht leben könnten, was sie für ihre stumme Rolle bei jeder Oper bekämen. Der König schrieb zurück: »Ihr habt Euch sehr falsch an »mich adressirt. Dies ist eine Sache, die Eure »Kaiser und Könige angeht; an diese müßt Ihr »Euch wenden. Es ist ganz wider mein Prinzi»pium, mich in die Angelegenheiten fremder Höfe »zu mischen.«

Der General von · · · · hatte einen außerordentlichen Hang zu den Freuden unzüchtiger Liebe, und starb auch noch im siebenjährigen Kriege an den natürlichen Folgen seiner Ausschweifungen. Kurz vor seinem Tode hatte er noch die Franzosen durch einen glücklichen Überfall aus einander ge-

trieben, und als ihn der König darauf in seinem letzten traurigen Zustande besuchte, sagte er lachend zu ihm: »Seht Ihr wohl, die Franzosen haben »sich gerächt.«

Einst hielt der kurmärkische Adel darum an, daß ihm doch Akzise- und Zollfreiheit auf den Arrak und Rum möchte ertheilt werden. Der König setzte eigenhändig darunter: »Nein! Es schickt sich »nicht für den Adel, daß er Branntwein trinkt.«

Als sich der König bei seinem Regierungsantritte in Schlesien huldigen ließ, erhob er, der hergebrachten Gewohnheit gemäß, verschiedene Personen in den Adelstand. Einige Jahre darauf ritt ihm einer dieser Neugeadelten bei seiner Revüereise in Schlesien vor, und unterließ nicht, sich dem Könige so lange zu präsentiren, bis dieser auf ihn aufmerksam ward, und ihn mit den Worten anredete: »wer ist Er?« — »Ich bin einer von denjenigen, welche Ew. Majestät bei der schlesischen Huldigung in den Adelstand zu erheben die Gnade gehabt haben.« — »Die erste Probe ist schlecht »gerathen,« erwiederte der König.

Auf der neumärkischen Prediger unmittelbares Ansuchen, daß ihnen ihr Deputatkorn wieder, wie vormals, in natura gereicht werden möchte, und daß sie nicht die Bezahlung dafür nach der Kammertaxe erhielten, ertheilte Friedrich den 12ten

Mai 1780 folgenden Bescheid: »Es muß bei der »einmal hergebrachten Verfassung sein Bewenden »haben. Wenn heute hundert Prediger ihren geist- »lichen Abschied nehmen, so sind morgen tausend »wieder in ihrer Stelle zu haben. Der Soldat »bekommt Brot; der Prediger nährt sich mit himm- »lischen Manna, das von oben kommt; denn ihr »Reich ist nicht von dieser Welt. Petrus und Pau- »lus haben auch kein Deputatkorn erhalten, und »im ganzen neuen Testamente ist kein Apostelma- »gazin zu finden.«

Das auf königliche Kosten, nach dem Pallaste des Kardinals Quirini zu Rom, gebaute Prediger- und Schulhaus in Potsdam erhielt nur einen Eingang. Der Inspektor und Diakonus suchten daher schriftlich beim Könige an, für einen jeden Prediger einen besondern Eingang machen zu lassen. Der Monarch schrieb aber eigenhändig auf die Bittschrift: »Es ist nur Eine Thüre zum Himmel.«

Bei der Zusammenkunft des Königs mit dem Kaiser war große Tafel, wozu die vornehmsten Offiziere gezogen wurden. Da sich der General Laudon untenan setzen wollte, rief ihm der König zu: »Kommen Sie, Herr General Laudon, setzen Sie »sich hierher; ich habe Sie allemal lieber mir zur »Seite, als mir gegenüber.«

Der König hatte auf seinen Reisen nach Schle-

sien verschiedenemal in einem Pfarrhause übernachtet, ohne seinen Wirth kennen zu lernen. Als er einst bei guter Laune war, ließ er den Prediger rufen, und fragte ihn: »Wie gehts? Herr Prediger!« — »Sehr schlecht, Ew. Majestät,« war die Antwort. — »Nun, nun,« versetzte der König, »in jener Welt wird's schon besser werden!« — »Ich zweifle sehr; wenn's da nur nicht schlechter geht.« — »Wie soll ich das verstehen?« — »Das will ich Ihnen wol erklären, wenn Ew. Majestät Zeit und Lust haben, mich anzuhören.« — »Nun, so erkläre Er mir's doch.« — »Ich habe zwei Söhne, drei Töchter und ein kleines Pfarrchen. Bei den Jungen glaubt' ich Genie zu bemerken, und ich betrog mich nicht. Ich wendete alles auf ihre Erziehung, schickte sie auf Schulen und Universitäten, und gerieth darüber in Schulden. Die Jungen haben was Rechtschaffnes gelernt, sind aber noch nicht versorgt, und können mir folglich den Aufwand noch nicht wieder ersezzen. Meine Pfarreinkünfte haben sich mehr verschlimmert als verbessert, ich bin darüber alt geworden, und sehe keine Möglichkeit, meine Schulden zu bezahlen. Sterbe ich nun, ohne das Suum cuique zu beobachten, und meine Gläubiger zu befriedigen, so kann ich mir in jener Welt keine günstige Aufnahme versprechen, und —« »Ja,

»ja, das ist freilich ein schlimmer Handel! Ich wer»de mich schon ins Mittel schlagen müssen. Wie »hoch belaufen sich Seine Schulden?« — »Auf achthundert Thaler.« — »Die Schulden will ich »bezahlen, wenn Er mir beweisen kann, daß Sei»ne Söhne was gelernt haben, und zu meinem »Dienst tauglich sind. Ich will sie überdies ver»sorgen, und Er soll jährlich eine Zulage zu Sei»nem Gehalt haben, weil Er Seine Söhne zum »Besten des Vaterlands gut erzogen hat. Aber »wo sind Seine Töchter?« — »Ich schicke sie immer in die Stadt, wenn Ew. Majestät mit Dero Suite hierher kommen.« — »Daran thut Er »Recht. Sie sollen morgen zu mir kommen.« — Der König hatte den andern Tag die Mädgen ganz vergessen, als ihm gemeldet ward, es stän den zwei artige Mädgen im Vorzimmer, und woll ten sich nicht abweisen lassen; sie behaupteten, Se. Majestät hätten sie rufen lassen. »Ha!« sagte der König, »das werden die Pfarrermädgen sein. »Holt mir einen Galanteriehändler.« — Der Monarch unterhielt sich sehr lange und gnädig mit den beiden Frauenzimmern, die mit einer guten Gestalt viel Verstand und Dreistigkeit verbanden, kaufte ihnen verschiedene Galanterien, und beschenkte sie auch mit baarem Gelde. Die Söhne des Pfarrers, die sich mit guten Attestaten melde-

ten,

ten, wurden versorgt, die Töchter bekamen Männer, und der König behauptete: einen Pfarrer für zwei Welten glücklich gemacht zu haben.

In einer Schlacht ward unter einigen östreichischen Generalen auch ein gewisser R... gefangen. Als dieser in Gesellschaft der übrigen den Tag nach der Schlacht zu des Königs Tafel gezogen ward, sagte der König zu ihm: »Da ich Ihre Armee diesmal geschlagen habe, so werde ich sie stets schlagen, wo ich sie finde.» Der General R... antwortete: Sire, Hannibal schlug die Römer viermal, allein das fünftemal ward er geschlagen, und nun war der ganze Krieg auf einmal aus. Der König erwiederte mit einiger Lebhaftigkeit: »Ja, Hannibal kommandirte aber nicht Preußen — und hatte lauter Römer gegen sich.« Da diese schnelle Antwort für die feindlichen Generale bitter, zugleich aber für den General R.. sehr schmeichelhaft war, so antwortete dieser nur mit einer Verbeugung.

Da sich der lezt verstorbene Landgraf zu Hessenkassel im siebenjährigen Kriege bei der Armee eingefunden hatte, so ließ Friedrich einen äußerst scharfen Befehl ergehen, daß Niemand, er sei wer er wolle, bei Lebensstrafe marodiren, oder etwas mit Gewalt wegnehmen solle. Die Leute des Landgrafen wußten dies Verbot entweder nicht, oder

glaubten, es gehe sie nichts an. Sie waren daher in ein Dorf eingefallen, und hatten den Einwohnern einige Stück Rindvieh weggenommen. Damit ihr Raub nicht so leicht entdeckt werden oder in die Augen fallen möchte, hatten sie Pferdedecken über das Vieh gelegt, auf welche das landgräfliche Wapen, mit dem blauen Hosenbande umgeben, nebst der Devise: Hony soit qui mal y pense *) gestickt war. Der König begegnete dieser Prozession. Er bemerkte sogleich die Decken, und sagte lachend zu seinen Begleitern: Ich kann dazu nichts sagen, denn da steht geschrieben: Hony soit qui mal y pense.

Einst sahe der König auf einem Marsche einen Feldprediger reiten. Das ist wider die Regel, sagte er zu ihm, es heißt ja: Gehet hin und lehret die Heiden, und Er reitet? — »Behüte,« erwiederte der Feldprediger, »der Grundtext sagt: sehet zu, wie ihr fortkommt. — Als einst ein Landprediger in einem Schreiben den König ganz treuherzig ersuchte: »Er möchte doch seinen Pfarrkindern befehlen, daß sie ihm Fourage auf ein Pferd liefern müßten, weil er seine Filiale zu Fuß besuchen müsse, und das mache ihm sein Amt zu beschwerlich;« — so schrieb der König lachend unter die Vorstellung: »Es heißt nicht: reitet durch

*) Trotz sei dem geboten, der etwas dawider hat.

»alle Welt, sondern, gehet durch alle Welt, und »predigt allen Völkern.«

Ein königlicher Rentmeister bat den König in einer Vorstellung, ihm den von seinem Herrn Vater als ein Deputat angewiesenen, von ihm aber gestrichnen Wein zu lassen. Der König schrieb an den Rand der Vorstellung: «Nein, keinen Wein; »mein Rentmeister muß nüchtern sein.«

Einst fragte der König bei einer Musterung den General von Koschenbar, welchen er sehr schätzte: wo wohnt Er denn? — »In der Klosterstraße,« antwortete der General; »es ist eine traurige Gegend, weil das Glockenspiel beständig geistliche Lieder in langsamen melancholischen Tone herleiert.« — Gut, erwiederte der König, lasse Er sich künftig etwas Lustiges spielen. — Von dieser Zeit an wurden bis zum Tode des Generals auf dem Glockenspiele Arien, Menuetten und andre muntre Stücke gespielt.

Der König wollte einen gewissen Major wegen seiner Tapferkeit belohnen, und schenkte ihm den Orden pour le mérite. Der Major dankte; sagte aber dabei: das kann mir alles nichts helfen. — »Nun, so sollt Ihr eine Amtshauptmannsstelle haben.« — Ew. Majestät sind zu gnädig, das kann mir alles nichts helfen. — »So will ich Euch noch eine jährliche Pension geben.« — Ich danke unter=

thänigst, Ew. Majestät, ich bin so vieler Gnade nicht würdig, das kann mir alles nichts helfen. — Der König schwieg nun. Da der Major weggegangen war, sagte er zu den Anwesenden: »ich weiß nicht, was der Mann will! Womit kann ich ihm denn helfen?« Man sagte ihm hierauf, der Major habe sich angewöhnt, bei allem, was er sage, hinzuzusetzen: das kann mir alles nichts helfen. — »So, das hätte ich wissen sollen,« sagte der König: »in der That, ich habe ihm zu viel gegeben!«

Der verstorbene Feldpropst Decker stand bei dem Könige in besondern Gnaden, so daß er sich, weil der König oft mit ihm scherzte, manche Freiheit herausnehmen durfte. Einst fiel er dem König ins Gesicht, als er gerade gedankenvoll und in sich gekehrt einherging. Der König ritt auf ihn zu, und fragte ihn: »Woher des Landes?« — Von einem Krankenbesuche, Ew. Majestät. — »O besuch Er doch einmal meine Stute, sie ist sehr krank.« — Sehr gern. — Der Propst ging sogleich in den Stall, erkundigte sich nach dem Leibpferde des Königs, fragte, was dem guten Thier fehle, und gab dem Stallmeister einen Rath, wie dem Thiere zu helfen sein möchte. Darauf meldete er sich bei dem Zahlmeister des Königs, und verlangte die Bezahlung folgender Note:

»Hundert Thaler hat Endesunterzeichneter dato für einen Besuch bei der kranken Stute Sr. Majestät, und für einen bei dieser Gelegenheit ertheilten guten und heilsamen Rath aus der königl. Kasse richtig erhalten, worüber hiermit mit unterthänigstem Dank quittirt wird.«

Decker, Feldpropst.

Der Zahlmeister stutzte darüber, und meldete sich mit der Quittung beim Könige. Der König runzelte erst die Stirne, fing dann an zu lachen, und sagte: »Diesmal mag's sein; bezahlt ihm nur das Geld; aber er soll mir nicht noch einmal so kommen.«

Die Stände von Vallengin hatten einen reformirten Prediger abgesetzt, weil er gegen die Ewigkeit der Höllenstrafen gepredigt hatte. Der Prediger wendete sich an den König, der sogleich einen Kabinetsbefehl mit dem gemessenen Befehl ergehen ließ, den Prediger wieder einzusetzen und mehr Toleranz zu beweisen. Die Stände schickten dagegen eine weitläuftige Deduktion ein, die zwar in den ehrfurchtsvollsten Ausdrücken abgefaßt war, aber doch, mit Berufung auf ihre Gerechtsame, gerade zu die Weigerung enthielt, den Prediger wieder einzusetzen, weil das ganze Volk vom Aufhören der Höllenstrafen nichts wissen wollte. Der König, der gegen die Gerechtsame nichts einwenden konn-

te, und doch ungern einen gegebenen Befehl widerrief, schickte ihnen die Deduktion zurück, nachdem er folgendes Dekret darunter geschrieben hatte: »Wenn meine Unterthanen zu Vallengin »ewig verdammt sein wollen, so hab' ich nichts »dawider.«

Ein überaus junger Kandidat, der erst von der Akademie zurückgekommen war, trat den König an, und bat, mittelst eingereichter Supplik, um eine eben vakant gewordene sehr wichtige Inspektorstelle. Der König, den die Zudringlichkeit und der Eigendünkel dieses jungen Menschen verdroß, schrieb statt aller Resolution unter seine Supplik: »II. Buch Samuelis Kap. 10. Vers 5.« Der Kandidat fand beim Aufschlagen die Worte: Bleibet zu Jericho, bis Euer Bart gewachsen, so kommt dann wieder.

Der König wechselte einstens auf einer Reise nach Westphalen die Vorspannpferde zu Schauen, wovon das Gebiete eine unmittelbare Reichsfreiherrschaft ist, die den Herrn von Grote gehört. Der damalige Besitzer empfing den König ungefähr mit der Anrede, daß es ihn freue, Se. Majestät auf seinem Territorium zu sehen ꝛc. Der König lächelte, und sagte zu seinem Gefolge: Sieh da! hier kommen zwei Souveraine zusammen!

Der Inspektor S.. an der N.. Kirche zu P.. war ein reicher und dabei geiziger Mann. Der König wußte, daß derselbe bei Hochzeiten und Kindtaufen immer durch die Kurrendeknaben eine Menge Speisen nach Hause schickte. Als der König die Predigerwohnungen an dieser Kirche neu erbauen ließ, kam der Inspektor S.. schriftlich ein, und bat, daß der König ihm auf seinem Hausflur zwei eingemauerte Spinden machen lassen möchte. Der König, der jedem die Freiheit ließ, das Innre seines Hauses, nach eigenem Gefallen, einzurichten, wenn nur von außen der von ihm gebilligte Riß befolgt ward, und den es überdies verdroß, daß ein so reicher Mann nicht einmal eine solche Kleinigkeit wollte machen lassen, ohne den König zu behelligen, schrieb unter die Bittschrift: »Da kennt Ihr mich noch nicht, daß »ich Euch soll Spelunken bauen, wo Ihr Euern »Raub und Fraß darin verbergen könnt.«

Der zu lebenswierigem Festungsarrest in Magdeburg verurtheilte General Wallrawe schrieb eine Supplik an den König, die der dortige Kommandeur, ihrer Seltsamkeit wegen, wirklich an den König abgehen ließ. Sie bestand bloß aus dem 88sten Psalm. Um die Leser der Mühe des Nachschlagens zu überheben, rücke ich ihn so, wie Friedrichs Antwort ganz ein.

»Herr Gott, mein Heiland, ich schreie Tag und Nacht vor Dir.«

»Laß mein Gebet vor Dich kommen, neige Deine Ohren zu meinem Geschrei.«

»Denn meine Seele ist voll Jammers, und mein Leben ist nahe bei der Hölle.«

»Ich bin geachtet gleich denen, die zur Hölle fahren; ich bin wie ein Mann, der keine Hülfe hat.«

»Ich liege unter den Todten verlassen, wie die Erschlagenen, die im Grabe liegen, derer Du nicht mehr gedenkest, und die von Deiner Hand abgesondert sind.«

»Du hast mich in die Grube hinuntergelegt, ins Finsterniß und in die Tiefe.«

»Dein Grimm drückt mich, und drängest mich in allen Deinen Fluten. Sela.«

»Meine Freunde hast Du ferne von mir gethan: Du hast mich ihnen zum Gräuel gemacht; ich liege gefangen, und kann nicht auskommen.«

»Meine Gestalt ist jämmerlich vor Elend; Herr, ich rufe Dich an täglich, ich breite meine Hände aus zu Dir.«

»Wirst Du denn unter den Todten Wunder thun? Oder werden die Verstorbenen aufstehen, und Dir danken? Sela.«

»Wird man in Gräbern erzählen Deine Güte, und Deine Treue im Verderben?«

»Mögen denn Deine Wunder in Finsterniß erkannt werden? oder Deine Gerechtigkeit im Lande, da man nichts gedenket?«

»Aber, ich schreie zu Dir, Herr, und mein Gebet kommt frühe vor Dich. Warum verstössest Du, Herr, meine Seele? und verbirgst Dein Antlitz vor mir?«

»Ich bin elend und ohnmächtig, daß ich so verstoßen bin; ich leide Dein Schrecken, daß ich schier verzage.«

»Dein Grimm gehet über mich; Dein Schrecken drücket mich.«

»Sie umgeben mich täglich, wie Wasser, und umringen mich mit einander.«

»Du machest, daß meine Freunde und Nächsten, und meine Verwandten sich fern von mir thun, um solches Elendes willen.«

Der König ließ ihm gleich auf der Stelle den 101 Psalm zur Antwort schreiben, dessen Inhalt folgender ist:

»Von Gnade und Recht will ich singen, und dem Herrn lobsagen.«

»Ich handle vorsichtig und redlich bei denen, die mir zugehören, und wandle treulich in meinem Hause.«

»Ich nehme mir keine böse Sache vor; ich hasse den Übertreter und lasse ihn nicht bei mir bleiben.«

»Ein verkehrtes Herz muß von mir weichen, den Bösen leide ich nicht.«

»Der seinen Nächsten heimlich verläumdet, den vertilge ich. Ich mag des nicht, der stolze Geberden und hohen Muth hat.«

»Meine Augen sehen nach den Treuen im Lande, daß sie bei mir wohnen, und habe gern fromme Diener.«

»Falsche Leute halte ich nicht in meinem Hause; die Lügner gedeihen nicht bei mir.«

»Frühe vertilge ich alle Gottlosen im Lande; daß ich alle Übelthäter ausrotte aus der Stadt des Herrn.«

Als dieser General von Wallrawe zu Magdeburg gestorben war, so fragte der Kommendant dieser Festung bei dem König schriftlich an, wo er begraben werden sollte? Der König antwortete darauf: »wo man will; nur nicht innerhalb der »Festungswerke, weil ich glaube, daß er auch noch »nach seinem Tode daselbst unnütz werden könnte.«

Der bekannte Graf Hoditz sagte einst zum Könige, das Haus Östreich habe sich immer sehr wenig aus Schlesien gemacht, und selbst zu des Kaisers Karl des Sechsten Zeit noch sehr gering

geschätzt. So habe ich denn also sehr wohl daran gethan, es ihnen abzunehmen, sagte Friedrich.

Den Tag vor dem Überfalle bei Hochkirchen bemerkte man auf einem Flügel der preußischen Armee, daß die Östreicher gegenüber bei einem Berge Verschanzungen aufwarfen, und so dreist waren, daß sie von den Preußen keine Hinderniße zu befürchten schienen. Der preußische General, der auf diesem Flügel das Kommando hatte, schickte einen Adjutanten nach dem Hauptquartier des Königs, um ihm dies zu rapportiren. Als der Adjutant zum König kam, fand er denselben mit Lesen gedruckter Sachen beschäftigt. »Was bringt Er Gutes?« rief der König ihm entgegen. Der Adjutant erzählte das Vorgefallene, und fügte die Frage hinzu, ob Se. Majestät befehlen, daß Feuer auf die Feinde gegeben werden sollte: der Artillerieoffizier von der gegenüber stehenden Batterie habe versichert, er könne sie mit dem Geschütz erreichen. — »Nein; nein,« antwortete der König, lasse Er das nur gut sein, ich will sie morgen schon kriegen.« — Der Adjutant beurlaubte sich. In eben dem Augenblick, da er aus der Thüre treten wollte, rief ihn der König zurück: »Höre Er doch! — was meint Er wol, daß mir ein Kanonenschuß kostet?« Diese Frage war dem Adju-

tanten unerwartet; da er indeß wußte, daß der König lieber die erste die beste Antwort als gar keine hatte, so antwortete er: ein Schuß mag Ew. Majestät wol Einen Friedrichsd'or kosten. — »Nun, fuhr der König fort, und wie viel Friedrichsd'or meint Er denn, daß die ... werth sind?« Der König sagte dann: »Lasse Er einige Schüsse thun, aber nicht mehr.« Dies geschah denn auch: das Feuer hatte aber keine Wirkung.

Als der König einmal zur Revüe nach Magdeburg reiste, sahe er auf der Elbe verschiedene Schiffe. Er ließ sich erkundigen, was sie geladen hätten, und erfuhr, daß sie Rheinweine nach Berlin führen. Auf ferneres Nachforschen sagte man ihm, daß diese Weine verschiedenen Kriegsräthen zu Berlin gehörten. Der König merkte sich dies, und als in der Folge einmal sämmtliche Minister bei ihm speisten, entschuldigte er sich, daß er ihnen nichts Besondres von Weinen vorsetzen könne: er riethe ihnen aber, wenn sie ein gutes Glas Rheinwein trinken wollten, sich an seine Kriegsräthe in Berlin zu wenden, die ihn, wie er wohl wisse, sehr gut hätten.

Ein Bauer und seine Frau wollten einmal dem König eine Bittschrift überreichen. Der Monarch fragte nach ihrem Gesuche, und da sie es ihm gesagt hatten, antwortete er: »ihr müßt nach der

Kammer gehen, da werdet ihr Bescheid erhalten.« — Da sind wir schon gewesen, antworteten sie. — »Nun, so kann ich euch denn nicht helfen,« erwiederte der König. — Komm! sagte der Bauer zu seiner Frau, komm! du siehst ja, daß er mit der Kammer unter einer Decke steckt. — Der König lachte herzlich über den naiven Ausdruck, und nahm die Bittschrift an.

Unter der Garde war ehedem ein Italiener, Namens Calabria, ein schöner Mann, der es wagen durfte, öfters zum Könige zu gehen. Da er ihn eines Tages bei guter Laune fand, sagte er zu ihm: Ich habe Ew. Majestät, wie Ihnen bekannt ist, so lange Jahre treu gedient, und schon bei Ihrem Regimente gestanden, als sie noch Prinz waren; Sie haben so manchem einen Orden gegeben, geben Sie mir doch auch einen. — »O ja!« erwiederte der König, »das will ich wol thun, den sollst Du gleich haben.» — Er setzte sich an seinen Schreibtisch, zeichnete mit der Feder einen Hasen im Lauf, setzte die Worte darüber: Calabria princeps leporum *), und gab ihm dies Papier zum Orden. Calabria schätzte dieses Denkmahl von der Laune des Königs sehr hoch, trug es stets in einer

*) Calabria, Fürst der Hasen.

goldnen Dose bei sich, und zeigte es mit vieler Wärme.

Als Friedrich einst auf seinen jährlichen Reisen durch eine kleine Stadt kam, fand er am Thore einen Mann, der viel Verbeugungen gegen ihn machte. »Wer ist Er?« fragte er ihn. — Ich bin der Bürgermeister und Fabrikeninspektor dieser Stadt, antwortete er. — »So! wie viel Fabriken gibt es denn hier?« — Der Mann nannte sie alle her, und versicherte, daß sie sich sämmtlich im besten Stande befänden. — »Das ist mir lieb,« fuhr der König fort; »aber wie viel Faden werden hier zum Aufzug, und wie viel zum Einschlag genommen?« Diese Frage war dem Fabrikeninspektor zu gelehrt und unvermuthet. Er erstaunte. Der König sahe seine Verwirrung, und sagte: »Herr, Er ist ein Narr, geh Er nur, und bekümmere Er sich besser um seine Fabriken.«

In einer andern Stadt fragte er ebenfalls den Bürgermeister, wie viel Fabriken in der Stadt wären? Der Bürgermeister, der zum Unglück kein gutes Gehör hatte, und bemerkte, daß der König mit lächelnder Miene die Augen auf seine wunderbar gestaltete Perücke gerichtet hatte, machte viele Verbeugungen, und sagte: Drei Ew. Majestät, eine schwarze, eine blonde und eine weiße. Eine hat der Herr Inspektor, eine der Herr Senator, und

eine meine Wenigkeit. Der König lachte herzlich über diese Antwort, und befahl weiter zu fahren.

Der König hatte ehedem zwei Italiener von gleichem Namen als Offiziere in seinen Diensten. Einer von ihnen behauptete von dem andern, er sei nicht wirklich von der Familie, deren Namen er sich beigelegt habe. Letzterer foderte von dem Könige seinen Abschied, erhielt ihn wider seine Erwartung, und ging nach Italien zurück. Bald nachher scherzte der König mit dem Zweiten, und fragte ihn unter andern, ob auch er seinen Abschied haben wolle? Dieser versicherte aber, daß er daran gar nicht denke, und daß er den Vorsatz habe, Sr. Majestät Zeitlebens mit der größten Treue zu dienen. Daran thut Er sehr wohl, antwortete der König, denn sehe Er einmal, wenn Er nach Italien zurückkommt, muß Er ja doch nur mit Mausefallen herumlaufen.

Der Oberste Müller von der Artillerie, der dem Könige in seinen Feldzügen große Dienste geleistet hatte, bediente sich bei wichtigen Vorfällen, wo er dem Könige zu einem Unternehmen rathen, oder zur Ausführung zureden wollte, des Ausdrucks: »Ew. Majestät glauben mir, es wird alles gut gehen: mein Genius sagt es mir.« Vor dem Anfange der Schlacht bei Roßbach hatte Müller

eine wichtige Rolle bekommen. Seine Batterien waren, nach des Königs Disposition, hinter Gezelten versteckt, so daß sie der Feind nicht bemerken konnte, und er versprach sich hiervon eine gute Wirkung, die auch, wie bekannt, erfolgte. Ehe die Schlacht anging, fragte der König den Obersten: Nun was sagt sein Genius, Müller? wird's gehen? — »O ja, Ew. Majestät!« erwiederte dieser, »mein Genius verspricht mir den Sieg.«

Als der König eines Tages zu Potsdam ausritt, begegnete er den Waisenkindern unter Anführung ihrer Lehrer, die aber so unhöflich waren, weder den Hut abzuziehen, noch das geringste Zeichen der schuldigen Ehrerbietung gegen den Monarchen zu äußern. Dies verdroß den König, und er ließ, sobald er auf das Schloß zurückgekommen war, den General v. Retzow, der die Oberaufsicht über das Waisenhaus hatte, zu sich kommen, erzählte ihm, was vorgefallen war, und äußerte sein Mißfallen darüber sehr ernstlich. Retzow sagte: er wolle die Lehrer des Waisenhauses sogleich zusammen kommen lassen, und ihnen ihre Grobheit auf das nachdrücklichste verweisen. »Nun das ist schon gut, aber nicht genug,« versetzte der König: »ich will, daß diese Kerls künftig, zum Gedächtniß ihrer Unhöflichkeit, ganz ausgezeichnet geklei-

det

det werden sollen; sie sollen von nun an weiter nichts tragen, als eine schwarze Weste mit Ärmeln, sechs Knöpfe in der Größe eines Hühnereies daran, einen großen weissen herunterhängenden Kragen, und einen spitzen Hut in der Gestalt eines Kegels.« Retzow wagte es nicht, dem Könige Einwendungen dagegen zu machen, ließ, sobald er nach Hause gekommen war, die sämmtlichen Lehrer vor sich rufen, verwies ihnen mit Nachdruck den begangenen Fehler, und machte ihnen zugleich den Willen des Königs in Absicht ihrer künftigen Kleidung bekannt. Alle wurden darüber sehr bestürzt, und suchten sich zu entschuldigen: besonders schoben sie die Schuld auf einen ihrer Kollegen, welcher kurzsichtig war, behaupteten, daß dieser dem König in die Augen gefallen sein müsse, und baten, daß dies dem Könige vorgestellt werden möchte. Retzow sagte dem König wirklich: Se. Majestät hätten vielleicht den kurzsichtigen Präzeptor gesehen, welchen aber der Fehler seines Gesichts entschuldige, und Sie möchten deshalb den übrigen Gnade wiederfahren lassen. — »Nein! nein!« erwiederte der König, »den kenne ich recht wohl; das ist ein guter Kerl, der nimmt vor einem Laternenpfahl den Hut ab. Es sind nur kahle Ausflüchte, die die Herren machen, und ich will, daß meine Befehle vollzogen werden.« Man

kann sich leicht vorstellen, in welche Verlegenheit die Waisenhauslehrer geriethen. Einige von ihnen wollten ihren Posten verlassen, andre legten sich auf's Bitten. Es wurden dem Könige nochmals triftige Vorstellungen gemacht, und er hob den Befehl wieder auf, den er ohnedies wol nur im Scherze, und um die unhöflichen Leute wenigstens mit einiger Angst zu strafen, gegeben haben mochte.

Einmal speiste der Abt Bastiani *) mit dem König. Unter andern ward auch ein künstlicher Springbrunnen mit wohlriechenden Wassern auf die Tafel gesetzt; aber ungeachtet sich der Hofkonditor viele Mühe gab, wollte er doch nicht springen. Als der König dies bemerkte, sagte er zu dem Konditor: »Lasse Er's nur sein!« und damit ward nicht weiter an den Brunnen gedacht. Auf einmal aber sprang der Brunnen unvermuthet. Der König lächelte darüber, und sagte zum Abt Bastiani: »Nicht wahr, wenn das in einem katholischen Lande geschehen wäre, würde man es nicht für ein Mirakel erklärt haben?« — Bastiani zuckte die Achseln, und erwiederte: In Ew. Majestät Gegenwart schwerlich.

Rumaneff, der Leibkutscher des Großfürsten von Rußland, itzigen Kaisers, der 1776 nach Ber-

---

*) S. 1r Th. S. 113.

lin kam, hatte Majorsrang *), und vergab seinem Charakter nichts, wie folgende Anekdote beweiset. Den Tag vorher, ehe der Hof von Berlin nach Potsdam ging, um hier den Aufenthalt des Königs zu bewundern, befahl der Monarch seinem Kämmerer Anderson, er sollte mit dem Leibkutscher des Großfürsten in einem Wagen nach Potsdam fahren, und ihn aufs beste bewirthen. Anderson ging zu dem Kutscher, lud ihn zu der Reise aufs freundschaftlichste ein, und schilderte ihm auch das künftige Vergnügen in Potsdam sehr groß. »Gut,« sagte der Leibkutscher, »ich werde mich bereit halten; aber, mein Herr, wer sind Sie? — »Ich bin des Königs Kammerdiener.« — »Kammerdiener? Nein, mein Herr, mit einem Kammerdiener kann ich nicht fahren. Mich muß ein Kapitain begleiten!« — Anderson sagte diese Antwort dem Könige wieder, der recht herzlich darüber lachte, und ganz gelassen sagte: Wir wollen ihn nur in Berlin lassen. Meine Kapitaine haben mehr zu thun. — Rumaneff blieb auch wirklich in Berlin, und hat Potsdam nicht gesehen.

*) In Rußland hat jeder Hof- und Zivilbediente militairischen Rang. So ist z. B. der Minister Feldmarschall.

Nach dem siebenjährigen Kriege bereisete der König seine Staaten. In Kleve hielt er sich eine kurze Zeit auf, ließ sich von dem Kammerpräsidenten von Bessel sogleich den Etat vorlegen, und fand darin für das in der Stadt liegende Minoritenkloster eine namhaft große Summe jährlich unter der Forstrubrik in Ausgabe. Friedrich wunderte sich hierüber, und fragte: »Wofür bekommt »denn das Kloster jährlich eine so ansehnliche Summe?« — Der Präsident antwortete: »Dieses Geldquantum ist ein Vermächtniß der verstorbenen Herzoge. Es wird für die Seelenmessen gegeben, und die Gelder werden aus der Forstkasse bezahlt.« — »Nimmt denn die Ausgabe kein Ende?« fragte der König. »Wo ist das Kloster? Ich will mit »dem Guardian sprechen.« — Der Präsident sagte: »es liegt nahe vor dem hiesigen Thiergarten.« — »Gut,« erwiederte der König, »da werde ich »noch heute hinreiten. Bestell' Er nur den Mönch »nach Tische um 3 Uhr.« — Friedrich kam mit seinem Gefolge um die bestimmte Zeit an, und fand den Klerus in zwei Reihen gestellt. Sobald die Mönche ihn erblickten, fingen sie den ambrosianischen Lobgesang an. »Was ist das?« fragte der König den Präsidenten. — »Ew. Majestät, das sind die Mönche, welche die Seelenmessen für die Herzoge lesen.« — Der König machte hierauf

Halt, und der Guardian näherte sich ehrerbietigst. »Ist Er der Vorsteher des Klosters?« — Ja, Ew. Majestät.« — »Ihr Leute bekommt ja so viel »Geld aus meiner Forstkasse, und wofür?« — »Sire, es ist ein Vermächtniß von den verstorbenen Herzogen, und wir müssen ihnen dafür die Seelenmessen lesen, damit sie aus dem Fegefeuer kommen.« — »Die armen Vettern! sie sind ja »schon so lange darin! Kommen sie nicht bald her»aus? Ich möchte es gern wissen.« — »Das läßt sich wol nicht eigentlich bestimmen, Sire,« erwiederte der Guardian; »aber sobald es geschehen sollte, werde ich unverzüglich an Ew. königl. Majestät eine Stafette nach Potsdam schicken.« — Der König lachte, und sagte zu dem Präsidenten: »Mit dem Manne ist nichts zu machen. Er hat »gewiß bei den Jesuiten studirt!«

Ein Kolonist, dem der König die gewöhnlichen Wohlthaten erzeigt, und ihm ein Haus aufbauen, eine Kuh und andre Nothwendigkeiten hatte geben lassen, war damit nicht zufrieden, wie denn dies dergleichen Leute sehr selten waren. Er trat den König an, und sagte: »er würde wieder mit seinen Kindern aus dem Lande und anderswo hingehen, wo er es besser haben könnte.« Durch diese Drohung glaubte er den Monarchen dahin zu bewegen, ihm noch mehr zu geben. Der König ant-

wortete ihm aber: »Da thut Ihr Recht daran!
»Wüßte ich einen Ort, wo ich es besser haben
»könnte, als hier, so ging ich auch hin.«

Friedrich war einst sehr früh aufgestanden, und ging in dem Garten bei Sanssouci spazieren. Ein Gärtnerbursche arbeitete fleißig an einer Pfirsichhecke. Da dieser noch ein Neuling war, so kannte er den König nicht. »Du arbeitest ja sehr früh,« sagte der König zu ihm. — »Man muß ja wohl, sonst ist's doch nicht recht, wenn der alte Brummbär aufsteht, und findet's nicht fertig.« — »Brav, »mein Sohn, bleib' bei Deiner Gesinnung!« antwortete ihm der König lachend, und setzte darauf seinen Spaziergang fort.

Der Bischof von Ermeland verlor durch die preußische Besitznehmung einiger Stücke von Polen einen großen Theil seiner Einkünfte. Als er darauf 1773 dem Könige in Potsdam seine Aufwartung machte, fragte ihn dieser: »Sie können »mich wol unmöglich lieb haben?« Der Prälat antwortete: »er werde nie die Pflicht des Unterthanen gegen seinen Monarchen vergessen.« — »Ich bin Ihr sehr guter Freund,« erwiederte der König, »und mache starke Rechnung auf Ihre »Freundschaft. Sollte mir Petrus einst den Ein»gang ins Paradies versagen, so werden Sie, »hoffe ich, die Güte haben, mich unter Ihrem

»Mantel unbemerkt hineinzutragen.« — »Das wird schwerlich angehen,« sagte der Bischof, »Ew. Majestät haben ihn zu sehr beschnitten, als daß man noch Kontrebande darunter verstecken könnte.« — Der König lächelte. Denn wenn ihn auch ein witziger Einfall traf, litt er ihn doch gern, und störte bei solchen Gelegenheiten selten das gesellschaftliche Vergnügen. Als Friedrich daher ein andermal bei muntrer Laune den Bischof fragte: »ob es wahr wäre, daß sowol die konföderirten als nichtkonföderirten Polen ihn zu hunderttausend Teufeln wünschten?« so war der Bischof einigermaßen um eine Antwort verlegen. Allein der König setzte ihm so lange zu, bis er endlich erwiederte: »Was die hunderttausend Teufel betrifft, Sire, so kann ich dies nicht mit Gewißheit versichern. Aber daß sie von tausend Teufeln reden, das kann ich aufs Agnus Dei beschwören.« Der König lachte herzlich über diese Antwort.

Der König hatte eine Dose machen lassen, worauf ein possierlicher Affe gemalt war. Diese schenkte er dem Grafen von Schwerin, um zu hören, was dieser dazu sagen würde. Der Graf dankte ehrerbietigst dafür, und schien sich äußerst zu freuen. Kaum war er aber von der königlichen Tafel aufgestanden, so schickte er augenblicklich einen Boten mit der Dose nach Berlin, ließ

den Affen herausnehmen, des Königs Bildniß an dessen Stelle hineinsetzen, und zwar so eilig, daß er sie den folgenden Morgen schon wieder hatte. Der Graf speis'te den Mittag wieder beim Könige. Da Friedrich sah, daß er eine Prise aus der Dose nahm, die er ihm den Tag vorher geschenkt hatte, sagte er: »Was gilt's, die Dose gefällt Ihm?« — »Ja, Ew. Majestät,« erwiederte der Graf, »sie ist mir um so lieber, weil auf derselben das mir so verehrungswerthe Bildniß Ew. Majestät steht.« — Der König stutzte etwas über die Antwort; er ließ sich die Dose geben, ward überrascht, da er die Abänderung derselben sah, und sagte: »Euer »Einfall ist sinnreich, und macht Euch viel Ehre.« Nach der Tafel rief er den Grafen in sein Kabinet, schenkte ihm eine andre sehr prächtige Dose, worauf sein Bildniß stand, mit den Worten: »Ich »bin auf Eurer Tabatiere nicht so recht getroffen. »Hier ist ein ähnlicheres Portrait von mir.«

Friedrich sprach einst bei der Tafel über die Einrichtungen des Kaisers Joseph II, die Juden in seinen Staaten betreffend, und daß er ihnen Gleichheit mit seinen übrigen Unterthanen zugestanden hätte. »Ich freue mich über diese guten Einrich»tungen,« sagte der König. »Aber der Kaiser hat »auch die nächste Verbindlichkeit, sich der Juden »anzunehmen; er ist ja König von Jerusalem.«

Der englische Gesandte Mitchel, den der König wegen seines lebhaften Geistes schätzte, brachte ihm während des siebenjährigen Kriegs einmal die Nachricht, daß die Engländer wieder einen wichtigen Vortheil über die Franzosen erhalten hätten. Er bediente sich dabei des Ausdrucks: »Mit Gottes Hülfe haben wir die Franzosen völlig geschlagen.« — »Ist Gott auch Euer Alliir»ter?« fragte der König. — »Ja wohl,« sagte Mitchel; »und er ist der Einzige, der uns keine Subsidien kostet.« — »Oft dient Er Euch auch »darnach,« antwortete Friedrich.

Gegenwart des Geistes schätzte der König an jedem, vorzüglich aber an Offizieren, und ihrentwegen übersah er manches andre. Einstmals war ein Offizier, der bei dem Könige sehr beliebt war, während des Karnevals von Potsdam heimlich zur Redoute nach Berlin gegangen. Durch irgend ein Ungefähr bemerkte und erkannte ihn der König, der in seinen frühern Jahren die Redoute, so wie die Oper, bisweilen zu besuchen pflegte. Er ging auf den Offizier zu, und nannte ihn bei Namen. Dieser that, als wüßte er nicht, mit wem er spräche, und sagte: »St! Ja, ich heiße so; aber ein H...tt, der es weiter sagt.« — Kaum war aber der König von ihm weggegangen, so verließ er geschwind den Redoutensaal, und ritt so schnell als

möglich nach Potsdam zurück. Als er daselbst ankam, that er, als wäre er berauscht, fing mit der Wache Händel an, und ward von dem Offizier in Arrest genommen, bis er den Rausch würde ausgeschlafen haben. Nicht lange nachher kam ein Jäger vom Könige, mit dem Befehl: »Sobald der Lieutenant E·· in Potsdam ankommen würde, sollte er sogleich arretirt werden.“ Der Offizier ließ dem Könige zurücksagen: „das sei schon vor einer halben Stunde geschehen.“ Der Arrestant kam, auf Befehl des Königs, bald wieder los. Als er das erstemal wieder auf der Parade war, rief ihn Friedrich zu sich, und sagte: »E···i, Er ist Ka»pitain; aber ein H···tt, der es weiter sagt.“ — Alle übrigen Offiziere waren neugierig, was der König wol mit ihrem Kameraden gesprochen haben möchte; er war aber so klug, sich kein Wort entfallen zu lassen. Nach Verlauf eines Jahrs bekam er endlich das Kapitainspatent ausgefertigt, und zwar unter eben dem Datum, an welchem ihm der König die erwähnte scherzhafte Strafe aufgelegt hatte.

Auf einer Reise nach dem Braunschweigischen kam der König durch das Städtchen Sandow, wo ein Major und zwei Kompagnien Kuirassier in Garnison standen, und vor dem Monarchen paradirten. Dieser besah die Leute, und fragte den

schwer hörenden Major: »wo sind die Überkom»pletten?« — Der Major glaubte, der König frage ihn nach den Listen von den Kompagnien, und erwiederte: »ich habe sie in der Tasche;« wobei er zugleich Anstalt machte, sein Taschenbuch hervorzuholen. — Ohne daß dieser Mißverstand dem Könige verdrießlich war, lachte er vielmehr, und sagte: »Nun, wahrhaftig, das müssen große »Kerls sein!«

Ein abgedankter Offizier eines Freikorps hatte sich vergebliche Mühe gegeben, wieder angestellt zu werden. Er hatte Frau und Kinder. Das wenige Vermögen, was er sich im Kriege erspart hatte, war nun gänzlich aufgezehrt, und der Mangel stieg in dieser Familie auf das äußerste. Er entschloß sich daher, eine auffallende Bittschrift an den König zu schreiben, damit der Monarch darauf noch aufmerksamer würde, schrieb sie in Knittelversen, und klagte darin seine Noth auf eine drollige und rührende Art. Dieser Einfall gefiel dem Könige, und er antwortete:

»Wer dieses hat in Verse gebracht,
»Dem sind 200 Dukaten vermacht.«

Und kurze Zeit darauf bekam dieser Offizier eine gute Stelle bei einem Regimente.

Auf einer Reise nach Preußen, welche der König jährlich machte, unterhielt er sich zu ··· stets

mit einem Amtmanne, der ein sehr starker Mann war. Ungeachtet er einen Widerwillen gegen fette Leute hatte, so konnte er doch diesen Mann wohl leiden. Einst stellte sich ein langer hagerer Mann an dessen Stelle. Der König fragte: »Wer ist »Er?" — „Ich bin der Amtmann." — „Das »ist nicht wahr! Der Amtmann von hier ist ein »dicker Mann." — „Ew. Majestät halten zu Gnaden, dieser Mann ist gestorben, und ich bin nun an seiner Stelle." — „So! so!" — Friedrich fuhr dann weiter, und sagte zu dem Generallieutenant von ····: „Dieser Mensch wird mir »noch viel kosten, ehe ich ihn so weit als den vo»rigen bringe."

Ein Oberster hatte sich einen Postzug angeschafft, und seinem Knechte, wenn er über Land fuhr, ein Posthorn gegeben. Das Postamt beschwerte sich darüber bei dem Könige, und dieser schrieb daher dem Obersten: „Es ist Euch vergönnt, so viele »Hörner zu tragen, als Euch gefällig sind. Nur »kein Posthorn, das ist wider die Verordnung."

Ein junger Offizier trug, ungeachtet des scharfen Verbots, einen bürgerlichen Rock, und ging mit einem Frauenzimmer in Sanssouci spazieren, weil er glaubte, der König wäre in Potsdam. Auf einmal, da er aus einer Allee kam, stand der König vor ihm, und fragte: »wer ist Er?« — Was

ihn noch kenntlicher machte: er hatte aus Unbedachtsamkeit seinen Offizierdegen angesteckt. Der Offizier erschrack, hatte aber doch so viel Gegenwart des Geistes, daß er antwortete: »Ich bin ein Offizier, allein ich bin inkognito hier.“ Dieser Einfall gefiel dem Könige. Er sagte: „So »mach' Er, daß Ihn der König nicht sieht,« und ging dann weiter.

Nach dem bekannten Überfalle bei Hochkirchen begegnete der König dem General von der Golz, und sagte zu ihm: „Mein lieber Golz, man hat »uns nicht gut geweckt.“ — „Verzeihen Ew. Majestät,“ antwortete der General, „gemeiniglich pflegt man diejenigen im Schlafe zu stören, die man am Tage nicht sprechen kann.“ — „Er hat Recht,“ erwiederte der König; „aber ich werde den Her»ren, die uns aufgeweckt haben, schon am hellen »Tage ihre Unhöflichkeit verweisen.“ — Friedrich hielt, wie bekannt, bei verschiedenen Gelegenheiten sein Wort, und der Feind hatte von diesem berüchtigten Überfalle wenig Nutzen.

Der König bemerkte einmal in Potsdam, als er gerade über den Markt ritt, eine Menge Menschen. Er fragte, „was es da gäbe?“ und man erzählte ihm: „ein Bäcker habe von einem Bauer Korn gekauft, und nun wolle er ihn nicht, wie es verabredet worden sei, halb in Kourant und halb

in Sechspfennigern, sondern bloß in der letztern Münzsorte bezahlen. Der Monarch ließ den Bauer näher kommen, und sich von ihm diese Umstände nochmals erzählen. „Nun, das ist ja wunder»bar!“ sagte der König, „warum wollt Ihr denn »die Sechspfenniger nicht nehmen? Geld ist Geld!“ — „Je,“ erwiederte der Bauer, „nemmt he se denn?“ *). Der König lachte herzlich, und befahl, daß der Bauer zufrieden gestellt werden sollte.

Ein andermal ritt der König, in Begleitung eines Prinzen, durch eine Straße von Berlin. In einem gewissen Hause lagen verschiedene Frauenzimmer, aufs beste koeffirt, in den Fenstern. Der König hielt sie für Personen von Stande, und nahm seinen Hut sehr gnädig ab. Der Prinz lachte, und sagte: „Ew. Majestät, das sind ja Huren!“ — Der König antwortete bloß: „So? Ew. »Liebden kennen sie also?“

Der Fürst · · · ·, der zu Pr. in Garnison lag, stand beim Könige in großen Gnaden, weil er auf alles sein Augenmerk richtete, und jede Frage des Königs zu beantworten wußte. Wenn der Prinz zur Revüezeit mit seinem Regimente nach Berlin marschirte, machte er sich mit allen nützlichen Gegenständen bekannt, um beim Könige nicht unwis-

*) Nimmt Er sie denn?

send zu scheinen, und glaubte, daß es ihm nicht an einer schnellen Antwort auf irgend eine Frage fehlen könne. Friedrich ging auf ihn zu. „Will»kommen, Ew. Liebden. Nun, wie geht es in »der Provinz? Ich höre, es ist alles wohlfeil, so »daß der Soldat und Bürger leben kann. Was »kostet denn der Waizen?“ — Der Fürst stutzte über diese ganz unvermuthete Frage, an die er nie gedacht hatte, und der König sagte lächelnd: »Ei! Ew. Liebden kommen aus einem so reichen »Kornlande, und wissen den Getreidepreis nicht?“

Der König besah einmal das große hallische Waisenhaus, das der berühmte August Herrmann Franke durch milde Beiträge guter Menschen angelegt hat. Der Sohn dieses ehrwürdigen Mannes war gerade der Begleiter, der den König herumführte. Der Monarch nahm seinen Hut ab, weil es ihm vielleicht zu heiß war; aber Herr Franke glaubte, es geschehe aus Höflichkeit gegen ihn. Er sagte daher zum Könige: „Bedecken Sie sich! Geniren sich Ihro Majestät nicht!“ — Die beständige Gegenwart des Geistes, die dem Könige so ganz eigen war, zeigte sich auch itzt. Friedrich klopfte nämlich seinem Begleiter sehr treuherzig mit der Hand auf die Schulter, und sagte: „Sein Vater war ein vernünftiger Mann!“

Ein andermal besuchte der König die berlinische

Kunstkammer, und ließ sich auch das Münzkabinet zeigen. Hier fragte er nach der schönsten und prächtigsten Medaille. Man schaffte sie herbei. Der König besah sie, legte sie wieder weg, griff dann nach der Tasche, holte ein Sechspfennigstück heraus, legte dies daneben, und sagte: Diese Münze gefällt mir bei weitem besser! — Bekanntermaßen ist das Münzkabinet auch eingeschmolzen worden.

Die Karnevalszeit brachte Friedrich immer in Berlin zu. Er pflegte sich dann auch zuweilen mit hiesigen Gelehrten zu unterhalten. Einem von diesen hatte er eine Amtswohnung angewiesen, die er aber nicht bezog. Der König schien dies übel zu nehmen, und machte dem Hofrath ·· deswegen Vorwürfe. Dieser aber entschuldigte sich, und sagte: „die Amtswohnung sei zu klein, und die Familie sehr groß.“ — „Ich habe gehört, Er »hat große Töchter,“ fuhr der König fort; „die »muß Er an Männer zu bringen suchen. Führe »Er sie nur auf Bälle, in Redouten, Konzerte und »Komödien, und lasse Er sie nur hübsch große »Federbüsche und Blumen auf den Kopf stecken, »dann werden sich schon Liebhaber finden.“ — »Für solche Schwiegersöhne danke ich!“ antwortete der Gelehrte mit vieler Freimüthigkeit. Der König entließ ihn mit den Worten: ich werde

Ihm

Ihm einen großen Pallast müssen bauen lassen! — Nach einiger Zeit ließ ihn Friedrich wieder zu sich kommen, und schenkte ihm die sonstige Gnade von Neuem.

Der Fürst L···z hatte sich in die berlinische Opernballetmeisterin Denis höchlich verliebt, und behandelte diese Leidenschaft so ernsthaft, daß die Fürstin, seine Mutter, die Sache bedenklich fand, und ihren Beichtvater, den Pater C··, abschickte, dem jungen Prinzen eine Gewissensrüge zu halten. Dies gelang dann dem frommen Manne auch so wohl, daß der Prinz in ein hitziges Fieber, und nachher in Schwermuth verfiel, und ein trauriger Andächtler ward. Die Theaterprinzessin ward abgedankt. Der König erfuhr es; denn des Fürsten Mutter hatte die Denis als eine Verführerin bei ihm verklagt. — „Ich wollte lieber,“ sagte der König, „daß man durch Überlegung, und nicht „durch Fieberhitze, gescheut würde; aber ich sehe „nicht ein, warum ich eine Tänzerin verlieren soll„te, weil ihr Liebhaber sich bekehrt. Sie mögen „beide ihrer Neigung folgen. Er mag beten, und „sie mag tanzen.“

Friedrich besuchte einst auf seinen Musterungsreisen seinen Vetter, den Markgrafen Friedrich Wilhelm in Schwedt, dessen lebhaftes Temperament dem Könige manchen kleinen Verdruß zu-

gezogen hatte, weil oft Klagen darüber bei ihm eingelaufen waren. Bei einem Spaziergange im dasigen Schloßgarten setzten die Mücken, die dort überaus häufig und ungewöhnlich groß sind, dem Könige heftig zu. „Es ist nicht zu läugnen,“ rief der König aus, „daß ich schlimme Cousins *) in „Schwedt habe.“

Da die Festung Schweidniz von dem Könige belagert ward, hatte er sein Hauptquartier in Peterswalde, unweit Reichenbach, genommen. Nachdem die Östreicher weggeschlagen waren, so ging Schweidniz an die Preußen über, weshalb den folgenden Tag Viktoria geschossen werden sollte. Die Armee mußte ausrücken. Friedrich kam mit dem verstorbenen König, als Prinzen von Preußen, aus Peterswalde geritten, um sie in Augenschein zu nehmen. Sobald der Oberste von Schwerin ihn kommen sah, sprengte er mit dem Pferde ihm schnell entgegen, um seine Befehle zu empfangen, hatte aber das Unglück, beim Übersetzen über einen Graben, jedoch ohne Schaden, zu stürzen. Das Pferd blieb stehen, der Oberste setzte sich sogleich wieder zu Pferde, und galloppirte dessenungeachtet dem Könige entgegen. Sobald er zu dem

*) Ein unübersetzbares Wortspiel! Cousin heißt im Französischen eine Mücke; es heißt aber auch ein Vetter.

Monarchen kam, sagte dieser zu ihm: „Er ist ge»fallen.“ — „Ja! doch nicht aus Ihro Majestät Gnade?“ — „Nein!“ war des Königs Antwort, welchem dieser Einfall gefiel, „nur aus dem Sat»tel in den Sand.“

Im Januar 1754 ging der König Nachmittags, ohne die geringste Begleitung, vom Schlosse durch den Lustgarten spazieren, hatte einen schlechten blauen Rock an, und einen unansehnlichen Hut auf. Es begegneten ihm zwei Sackträger, wovon der eine sagte: „da kommt der König!“ — Der andre, der ihn noch nie gesehen hatte, fragte, da der König ihnen schon ganz nahe war: „Wo? wo kommt der König?“ — Friedrich legte diesem Sackträger die Hand auf die Schulter, und sagte: „hier bin ich!“ — Hierauf antwortete der Sackträger in einem erschrockenen Tone: „ach, Gott straf' mich! ich habe in meinem Leben noch keinen König gesehen!“ — „So?“ war des Königs Antwort; „wie heißt Du? und wo bist Du »her?“ — „Ich heiße Korge, und bin aus Littauen.“ — Der König ging hierauf lächelnd fort, und sagte: „Komm' morgen früh um 9 Uhr aufs »Schloß, da sollst Du mich noch einmal sehen.“ — Der Sackträger ging um die bestimmte Zeit des andern Tages aufs Schloß, und erhielt von einem der ersten Kammerlakaien einen Friedrichs-

d'or mit dem Bedeuten: »er solle sich dafür einen guten Rock kaufen.»

Ein königlicher Lakai saß im Vorzimmer des Königs, und las ganz ruhig die Zeitungen. Auf einmal kam der König heraus, und fragte sogleich: »Was hast Du da?« — Ihro Majestät! ich lese die Zeitungen, erwiederte der Lakai. Der König sagte hierauf: »Pfui! schäme Dich dergleichen zu lesen. Das sind lauter Lügen.« Der Lakai antwortete in seiner Unschuld: Ihro Majestät aber lassen sich doch zum öftern diese Lügen vorlesen. — »Ja Du hast recht,« erwiederte der König, indem er lächelnd wegging, »aber ich bin dergleichen schon gewohnt!«

Bei der leuthner Schlacht ward ein gewisser Stabsoffizier durch eine Kanonenkugel tödtlich verwundet. Der König, der dessen Verwundung gleich nachher erfuhr, befahl, daß man die größte Sorgfalt für seine Erhaltung anwenden sollte; welches auch auf das pünktlichste, doch ohne guten Erfolg, beobachtet ward. Den Tag vor des Offiziers Tode kam eben der Feldprediger desselben Regiments vom Besuch dieses Kranken. Da der König geritten kam, um diesen würdigen Offizier zu besuchen, so bemerkte er den Feldprediger an der Hausthüre, und sagte: »Nun sieht es nicht gut aus, da kommt unsers Herrn Gottes sein Wer-

ber.« Da der König mit diesen Worten vom Pferde stieg, wendete er sich zu dem Feldprediger, und fragte ihn: »Was macht der rc.?« — Ihro Majestät, sagte der Feldprediger, er hat sich sehr gut zu Gott gewendet. — »Das hab ich gleich gemerkt! war die Antwort des Königs, »unser Herr Gott ist in diesem Fall glücklicher wie ich, er bekommt und ich verliere einen guten und braven Offizier.«

Der Kaufmann Mölder zu L.. in Westphalen, der einen ziemlich guten Handel betrieb, gab der gesunden Vernunft den Abschied, ging zur Frömmelei über, und ward dadurch einer der ausgezeichnetsten Sonderlinge. Weil er sich nun dadurch bei seinen Mitbürgern vielen Spott aussetzte, so legte er seine Handlung unter dem Vorwand nieder: »ein wahrer Christ könne unmöglich ein Kaufmann sein;« empfand aber bald, daß er daran thöricht gethan habe, indem ihn sein kleines erübrigtes Vermögen nicht erhalten konnte. Nun gab er sich Mühe, eine Zivilbedienung im Preußischen zu bekommen; da ihm dies aber sehr schwer ward, wendete er sich unmittelbar an den König, und stellte demselben vor: daß sein Gewissen so unschuldig und rein, auch so empfindlich wäre, daß es nie die listigen Streiche hätte ertragen und dulden können, welche bei dem Handel, den er bisher getrieben, nothwendig wären. Aus Liebe zur

Herzensreinigkeit, und damit er sein Gewissen unbefleckt erhalten möchte, hätte er daher sein Gewerbe niedergelegt, und wünschte, Sr. Majestät in irgend einem konvenablen Zivilposten zu dienen; welches er mit aller Rechtschaffenheit zu thun gedächte. Der König ertheilte ihm den 17ten Juli 1753 folgendes Kabinetsschreiben: »Se. königl. »Majestät lassen dem Kaufmann Mölder auf seine »Eingabe vom 15ten d. M., worin er um eine »Zivilbedienung bittet, zur allergnädigsten Resolu»tion ertheilen: daß Höchstdieselben nicht gemeinet »sind, ein so überirrdisches und delikates »Gewissen in Dero Dienste, als welche nur »irrdisch sind, und in denen es auch Gelegenhei»ten geben möchte, dasselbe zu irritiren, zu ziehen, »und überlassen denselben allen den himmli»schen Empfindungen, welche eine so sel»tene Herzensreinigkeit nothwendig ge»währen muß.«

Als der König in Glatz war, erfuhr er, daß die Gräfin Grün, die Gemahlin eines Stabsoffiziers der Garnison, ein Gelübde gethan hatte, der h. Jungfrau bei den Jesuiten ein schönes Kleid zu verehren, wenn die Belagerung aufgehoben würde. Sogleich ließ er ein Kleid von dem reichsten Stof für die Madonna verfertigen, schickte es den Jesuiten, und ließ ihnen sagen: »Da er von dem

unnützen Gelübde der Frau Gräfin gehört hätte, und er so gut Lebensart verstände als sie, so wollte er nicht, daß unsre liebe Frau darunter verlöre: da die Sache nun eine andre Wendung genommen hätte, brächte er in der That das dar, was die Frau Gräfin vergeblich versprochen hätte.« Die Jesuiten, über dieses Geschenk entzückt, kamen in Prozession, sich bei dem Könige zu bedanken, und zeigten den Fremden dieses Kleid, als einen sichtbaren Beweis von des Königs gottseligen Gesinnungen.

Die Vorstellungen des Königs von den französischen Finanziers und der Finanzverwaltung in Frankreich, bezeichnet folgende Anekdote. Ein gewisser La Combe, Akzisedirektor zu Magdeburg, ward wegen der Entwischung eines Kassenbedienten zur Verantwortung gezogen, kassirt und eingesetzt. Als er wieder loskam, ging er mit einer Vorstellung nach Potsdam, worin er gewisse Klagen gegen den General-Direktor De Launay vorbrachte, dem er die ganze Schuld seines Unglücks beimaß. Als er den König in Sanssouci erblickte, überreichte er ihm seine Vorstellung. »Wer ist Er?« fragte der König. — Ich heiße de la Combe, ehemaliger Akzisedirektor in Magdeburg. — Der König wies mit der Hand die Bittschrift zurück, und sagte: »Seine Sache ist mir

bekannt; geh Er nur, geh Er nur, die ganze Sache ist mir bekannt.« — La Combe stellte vor, sie wäre nicht der Wahrheit gemäß dem König vorgetragen worden, und bat, daß seine Vorstellung angenommen werden möchte. Da entfernte sich der König zehn Schritte, um zu Pferde zu steigen, und wiederholte einigemal: »Ja, ja! die ganze Sache ist mir bekannt, wenn man stehlen will, muß man nach Frankreich gehn.«

Nach einer blutigen Schlacht fragte Friedrich seine Offiziere: »wer sich ihrer Meinung nach diesen Tag am tapfersten gehalten hätte?« — Ew. Majestät, lautete die allgemeine Antwort. »Ihr irret,« sagte der König, »ein Pfeifer ist es; ich bin während der Bataille wol zwanzigmal bei ihm vorbeigekommen, und er hat von dem ersten Angriff an bis zum letzten nicht abgelassen, sein Türlütütü zu blasen.«

Der Geheime Rath F... beklagte sich einst schriftlich bei dem König, daß seiner Wohnung gegenüber ein öffentlich liederliches Haus sei: dies sei ein gefahrvolles und anstößiges Schauspiel für seine Töchter: er bäte daher Se. Majestät, es doch wegschaffen zu lassen rc. Friedrich antwortete: »Mein lieber F... In Eurem und meinem Alter »kann man nichts mehr machen; wir wollen diejenigen machen lassen, die noch können.«

Friedrich ging einst mit dem Obersten Quintus in Sanssouci spazieren. Sie standen bei einem Gärtnerburschen still, welcher an einigen Bäumen etwas verbesserte. Der König fragte ihn: »Was macht Er?« — Ich will das, was der Sturm gestern beschädigt hat, wieder herzustellen suchen. — »Ist denn gestern ein so starker Sturm gewesen, der so vieles hat beschädigen können?« — Ja freilich; denn wie ich gehört habe, so hat sich wieder ein Kornjude aufgehängt, und dann kommt immer ein solcher Sturm. — »Wer hat sich denn eigentlich aufgehängt? — Je, da in ... der Kornhändler ..., der hat im vorigen Jahr sehr viel Roggen aufgekauft, weil er glaubte, dieses Jahr werde eine schlechte Ärnte werden; und da er nun sieht, daß das Korn alle Tage wohlfeiler wird, so hat er sich aufgehängt. — »Sieht Er wol, da trifft es ein, was die Schrift sagt: Die da reich werden wollen, fallen in Versuchung und Stricke.«

Im Sommer 1767 hatte der König die Garde hinter Bornstädt bei Potsdam ausrücken lassen, um einige Evolutionen mit ihr zu machen. Er ließ sie in einer geraden Linie avanciren, und weil es einige Tage vorher sehr geregnet, und von den sogenannten bornschen Bergen vieles Wasser im Thal sich als ein kleiner Teich gesammelt hatte, so kommandirte der König, als sie vor dieses Was-

ser ankamen: »Halt!« Friedrich war sehr vergnügt, und fragte sogleich seine Soldaten! »Bursche, habt Ihr mir geschworen, zu Lande und zu Wasser zu dienen?« — Ja! erschallte es von der ganzen Garde. — »Nun gut,« sagte der König, und kommandirte: »Bataillon vorwärts: marsch!« — Nun ging die Garde mit ihren weissen Stiefelleten durch diesen Sumpf zum Vergnügen des Königs.

Der Prediger Blankmeister zu Treptow an der Tollensee, unweit Stettin, brachte in einer Predigt etwas einen Offizier betreffend, welcher beim Könige Zutritt hatte, auf die Kanzel. Dies erfuhr der König, und er nahm sich vor, mit dem einfältigen Landprediger, der ihm als ein närrischer pietistischer Schwärmer beschrieben worden, dessen Predigten Unruhen verursacht hätten, einen Scherz auszuführen, um ihn für seine Dreistigkeit etwas zu ängstigen. Er ließ den Prediger nach Potsdam zitiren. Er kam an, ward in ein Zimmer geführt, wo der Markis d'Argens und der Baron von Pöllnitz als Prediger angekleidet an einer langen Tafel saßen. Ein jeder von ihnen hatte ein Foliobuch vor sich aufgeschlagen, um ein feierliches Ansehen zu haben. Pöllnitz redete den Prediger an, dem König wäre von seiner Lehre ein nachtheiliger Bericht gegeben worden, und er habe ihnen den Auftrag gegeben, dieselbe zu untersuchen, und ihm da-

von zu berichten. Die erste Frage war: Worin besteht die wahre Gottseligkeit? Darauf antwortete Blankmeister: »Daß man Gott fürchte und den König ehre.« So waren auch die andern Antworten. Man glaubte nun durch gelehrte Fragen ihn lächerlich machen zu können, und d'Argens wollte den Prediger im Griechischen und Hebräischen examiniren. Das lief aber gar übel ab. Denn der Examinirte wußte mehr, als der Examinator, der bald in ziemliche Verwirrung kam, zur großen Belustigung des hinter dem Schirme stehenden Königs. Blankmeister ward also mit Ehren, und mit der Hofnung zu einer bessern Beförderung entlassen: aber er starb ungefähr ein Jahr darauf.

Der englische Arztschmied beim königlichen Stalle, Philipps, ein jovialischer Mann, war bei dem Könige sehr beliebt, der oft über die Beschaffenheit und die Krankheiten der Pferde mit ihm sprach. Einst scherzte Friedrich im Stalle mit diesem Philipps, und sagte ihm unter andern: »Wenns in den Krieg ginge, so würde er wol das Hasenpanier ergreifen.« — Ei, antwortete Philipps lachend, ich habe schon Herz; aber man hat manchmal ein Pferd, das geht mit einem durch! — Und nun wendete sich Philipps zu den Umstehenden, und sagte, ohne daß es der König hörte:

»Bei Molwitz konnte der lange Schimmel auch gut laufen!«

Im Jahre 1765 befahl der König zu Potsdam, daß er den andern Tag in Charlottenburg speisen wollte, zu welchem Ende des folgenden Tages ganz frühe der Küchenwagen dahin geschickt ward. Auf diesem Küchenwagen, der gewöhnlich mit Maulthieren bespannt ist, mußten auch einige Lakaien mitfahren. Anstatt daß der König erst um 9 Uhr von Potsdam reiten wollte, ritt er schon nach 7 Uhr aus. Mitten auf dem Wege nach Charlottenburg im Walde fuhr der Küchenwagen mit den Lakaien noch langsam fort. Der König holte den Wagen bald ein, ritt langsam vorbei, und sagte scherzend: Ei! sind doch meine Esel auch noch da!

Einer von des Königs Lieblingen, welcher überzeugt war, daß Frirdrich ihm nichts ungnädig nahm, ließ es sich einfallen, dem König während des siebenjährigen Krieges unter andern zu schreiben: er möchte ihm doch einige Nachrichten von sich geben, weil er zu wissen wünschte, was für Plane der König noch ausführen wolle. Friedrich antwortete hierauf: »Christum lieb haben, ist besser, denn alles Wissen!«

Beim Einmarsch in Böhmen thaten die Kroaten aus einem alten Bergschloße einige Schüße

auf die preußischen Husaren. Ein Offizier kam an die Kolonne zurückgeritten, an deren Spitze sich der König befand, und meinte, daß zur Vertreibung der Kroaten eine Haubitze vorgebracht werden müßte. Friedrich fragte ihn nach der Beschaffenheit des Kroatenpostens, und erhielt zur Antwort: es sei ein altes Bergschloß, welches vielleicht zu den Zeiten, da noch das Faustrecht gegolten hätte, erbauet wäre. — Der König fragte ihn hierauf in einem verwundernden Tone: So? hat Er es abgeschafft?

Der König ließ einem seiner Kammerlakaien, der zu roh und ungebildet war, einen Lehrer halten, und fragte ihn nach einiger Zeit, was er denn nunmehr schon alles gelernt hätte? Dieser antwortete, er lerne französisch, und sagte zum Beweise seines Fleißes unter andern, was in dieser Sprache ein Ochse, Esel, Schwein u. s. w. hieße. Der König lachte über seine Einfalt, und sagte: »Nun brav! daß Du Dich vor allen Dingen nach Deinen Freunden erkundigt hast.«

Friedrich ließ sich einen Vorleser aus Paris verschreiben, und es kam einer Namens Le Beye an. Ob er gleich nicht sonderlich mit ihm zufrieden war, so behielt er ihn doch auf eine kurze Zeit bei. Dieser Le Beye ließ seine Frau aus Paris nachkommen, welche einen Begleiter, Namens

Cervelle (Gehirn, Verstand) mitbrachte. Der König, der diese Neuangekommenen auf dem Thorrapport gelesen hatte, gratulirte Abends, als Le Beye zum Vorlesen nach Sanssouci herauskam, ihm, daß seine Frau glücklich angekommen wäre, und zugleich den ihm höchstnöthigen Verstand mitgebracht hätte.

Einst fiel das Gespräch des Königs auf Leibgerichte. Ein hoher Offizier lobte den Baumkuchen, und zog solchen allem andern vor, besonders wenn er ihn bei guter Musik essen könnte. Der König merkte sich dies, gab den folgenden Tag Befehl, einen Baumkuchen, so groß es nur immer möglich wäre, und von gutem Geschmack zu verfertigen. Da nun dieser Offizier zu Potsdam im rothen Adler nahe am Schloß wohnte, so überschickte der König den Kuchen des Morgens durch viele Bedienten, die ihn in Prozession tragen mußten. Vorher aber hatte er 25 Hautboisten bestellen lassen, und befohlen, daß jeder vor dessen Zimmern einen besondern Gassenhauer eine ganze Stunde lang spielen sollte, z. E. Jungfer Lischen weißt du was ꝛc. Höre Gretchen nur zwei Worte ꝛc. — Da der Offizier dies hörte, ging er hinaus, gab den Spielleuten fünf Friedrichsd'or, und bat nur aufzuhören. Sie nahmen das Geld, spielten aber auf Befehl des Königs ihre vorgeschrie-

bene Stunde durch; und der König sah dies am Fenster mit vielem Lachen an.

Der König reiste einst durch Grüneberg, eine wegen starken Weinbaues bekannte schlesische Stadt. Der Magistrat überreichte in Korpore und tiefster Ehrfurcht eine Flasche alten Wein von dasigem Gewächs. Der König nahm das Glas an den Mund, setzte es aber geschwind wieder weg, und sagte: gut, recht gut: wohl dem, der ihn nicht trinken darf.

In Krossen hielt, wie bekannt, Friedrich die jährliche Musterung stets bei Anbruch des Tages. Der Kammerhusar hatte Befehl, den König Schlag 2 Uhr zu wecken. Dies geschah; das Wetter war aber überaus stürmisch, und es regnete sehr. Der König noch sehr ermüdet, sagte, indem er aufstand: Ach! wäre ich doch nur ein Kriegsrath geworden!

Ein sonst geschickter Kandidat, welcher schon seit vielen Jahren sich mit Privatunterricht erhalten hatte, meldete sich bei allen erledigten Predigerstellen, aber vergeblich. Ihm ward stets ein Vetter oder andrer Verwandter von angesehenen Männern der Stadt vorgezogen. Dies ward er überdrüßig, und er entschloß sich, seine Noth dem König zu klagen. Er reiste nach Potsdam, und stellte sich auf den Paradeplatz, wo der König die

Wachparade in Augenschein nahm, und von vielen Generalen und Flügeladjutanten begleitet war. Hier wollte nun der Kandidat des Königs Aufmerksamkeit auf sich ziehen, und sah daher fast jeden Offizier mit forschendem Blick an. Dem König entging selten etwas, und so anch dieser Mann nicht. Er schickte einen Flügeladjutanten zu ihm, und ließ ihn fragen, wen er suche? Er gab diesem Abgeschickten zur Antwort: er suche einen Vetter! Da der König dies hörte, schickte er abermals zurück, und ließ fragen: »wie er heißen sollte?« Er gab zur Antwort: er wüßte es nicht. Auf diese erhaltene Berichte trieb die Neugierde den König an, ihn selbst zu sprechen, und er mußte also gleich zum König kommen. Er erzählte nun dem König, wie es ihm jederzeit gegangen sei, und er glaube also schwerlich, ohne einen ansehnlichen Vetter eine Pfarre zu erhalten, deshalb bemühe er sich, einen solchen Vetter zu finden. Hierüber lachte der König, und befahl, daß er um 3 Uhr aufs Schloß kommen sollte. Der König hatte unterdessen einen gelehrten Prediger um eben die Zeit zu sich bestellen lassen, und da sie beide in sein Zimmer traten, sagte er zu dem Prediger: »Examinire Er mir doch einmal hier meinen Vetter; ich will hören, ob er Prediger werden kann.« Dies geschah sogleich, und da es vorbei war,

fragte

fragte der König: »Nun mein lieber ...., wie findet Er diesen Kandidaten?« — Sehr gut, Ihro Majestät. — »Nun so will ich, daß man diesem meinem Vetter, der die Fähigkeit hat, ein Predigtamt zu bekleiden, die erste konvenable Vakanz ertheile.« — Der Befehl ward sogleich dem Konsistorium bekannt gemacht, und er erhielt kurz darauf eine sehr einträgliche Pfarre.

Ein gewisser Dietrich, der eine ansehnliche Leibesgröße hatte, redete einst den König mit folgenden Worten an: »kleiner Gott! großer Friedrich!« Der König antwortete geschwind: kleiner Narr! großer Dietrich! ging geschwind weg, und ließ den Supplikanten bestürzt stehen.

Nicht lange vor seinem Tode nahm der König öfters Besuche von Personen seines Hauses, oder von Männern an, denen er besondres Vertrauen geschenkt hatte. Unter den letztern war auch der Graf von .... Eines Tages lenkte der König bei der Tafel das Gespräch auf Geistererscheinungen, und auf die Möglichkeit, sie hervorzubringen. Man behauptete gegen den Monarchen, daß diese Kunst sehr zu bezweifeln sei, und mehrentheils auf Vorurtheilen beruhe. Friedrich bemerkte, daß sich der Graf in das Gespräch eingelassen hatte, und behauptete nun auf einmal kathegorisch, die Sache sei nicht so ganz unzuverlässig, und es gebe wirk-

lich Personen, welche diese Kunst verständen. Er selbst verstehe sie, habe aber nie Gebrauch davon gemacht, weil es wenig Personen würden ertragen können, einen Geist zu sehen. »Nicht wahr, mein lieber Graf ...., Er würde artig laufen, wenn ich Ihm einen Geist zeigte?« — Verzeihen Ew. Majestät, erwiederte dieser; Sie wissen nur zu gut, daß mir das Herz am rechten Orte sitzt; ich denke es durch Proben bewiesen zu haben, und ich werde mich vor nichts fürchten, wenn man mir auch den Teufel selbst zeigte. — Der König lächelte hierüber, und versicherte mit vieler Beredsamkeit, es sei keine Kleinigkeit, einer Geistererscheinung kaltblütig beizuwohnen. Ein andrer hoher Gast, dem der König die Rolle, welche er bei diesem Spaße spielen sollte, schon vorher aufgetragen hatte, fing nun an, der Sache Beifall zu geben, und dringend zu bitten, der König möchte ihnen doch eine Probe von dieser so großen Kunst zeigen. Der Graf stimmte mit bei. Endlich erklärte sich der König nach einigen wiederholten Weigerungen: er wolle es zwar thun, heute sei es aber zu spät; morgen nach der Tafel würde er der Gesellschaft wirklich einen Geist sehen lassen.

Am folgenden Tage, gegen das Ende der Mahlzeit, erinnerte einer von den Gästen den König an sein Versprechen. Dieser war nach einigen

kleinen Ablehnungen bereit, es zu erfüllen. Nachdem die Tafel aufgehoben war, ließ der König alle Bediente hinausgehen, nahm darauf einen kleinen schwarzen Stab, sagte einige unverständliche Worte, und machte mit dem Stabe verschiedene Kreise in der Luft und auf der Erde. Dann befahl er dem Grafen, die Thüre zum nächsten Zimmer zu öffnen. Kaum war dies geschehen, so fuhr der Graf vor Schrecken zurück, ward blaß und konnte kein Wort sprechen. Er sah in dem geöffneten Zimmer seine eigene Gemahlin, weiß gekleidet, mit langsamen Schritten einhergehen, still stehen, und ihn scharf anblicken. Der Graf wußte zuverläßig, daß seine Gemahlin verreiset und an einem beinahe 16 Meilen entlegenen Orte war, und es war ihm also unbegreiflich, daß sie nun auf einmal hier sein sollte. (Der König hatte aber die Gräfin mit Extrapost nach Sanssouci holen, und zu dieser Szene vorbereiten lassen.) Nachdem Friedrich den Grafen lange genug in Erstaunen gelassen hatte, sagte er: »nun, wie steht es mit seiner Herzhaftigkeit? gehe Er doch hin, und umarme Er den Geist, der Ihm wohl bekannt sein muß. Ich habe Ihn schonen wollen, deshalb zeige ich Ihm einen vertraulichen Geist.« Der Graf ging endlich, auf wiederholten Befehl des Königs, auf seine Gemahlin zu, umarmte sie, und ward nun überzeugt,

daß ihm der König einen drolligen Streich gespielt habe.

Ein witziger Gesellschafter des Königs wünschte ihm Glück zu einer neuen Akquisizion. »Nun, und worin besteht denn die?« fragte Friedrich. — Ein reicher Jude hat sich in Ew. Majestät Staaten niedergelassen, und ist ein Christ geworden, antwortete der Höfling. — »Ich freue mich über diese Akquisizion gewiß nicht,« sagte der König: »ich merke wohl, der Patron ist des Sündenbocks überdrüßig geworden, und hat sich nun unter die Schafe begeben; aber die guten Schafe mögen sich nur in Acht nehmen, daß er nicht ihr Bock wird, und ihre Wolle an seinen Hörnern sitzen bleibt.«

Einst ritt der König in Begleitung eines Generals durch eine schlesische Stadt. Der General betrachtete mit vieler Aufmerksamkeit ein Haus. Der König bemerkte dies, und fragte ihn: »was gibt es da?« — Ich bewundere den guten Einfall, antwortete der General, den der Wirth dieses Gasthofes gehabt hat, Ew. Majestät Bildniß zum Schilde zu wählen. — »Wie?« fragte der König, »das soll ich sein?« — Wenigstens steht es darunter, erwiederte der General. — »Der Maler ist ein Schurke gewesen,« fuhr der König fort; »aber macht denn auch der Wirth meinem Bilde Ehre?«

Ich habe einigemal bei ihm logirt, sagte der General, und ich bin recht gut bewirthet worden. — »Nun, das ist mir lieb, und ich vergebe dem Manne seinen Einfall.« — Ja, Ew. Majestät: aber er läßt sich auch gut bezahlen. — »Auch daran thut er recht; denn glaubt Er wol, daß er sich würde billiger finden lassen, wenn Sein Bildniß über der Thüre hinge?«

Im siebenjährigen Kriege nahm der König einmal bei einem Prediger auf einem Dorfe unweit Leipzig das Nachtlager. Er konnte aber die ganze Nacht hindurch nicht schlafen, weil eine Menge von Mäusen im Hause waren, und auch sogar im Zimmer des Königs ein anhaltendes Lärmen machten. Kaum war der Tag angebrochen, so stand der König auf, ließ den Pfarrer zu sich rufen, und sagte: »Höre Er einmal, versteht Er sich auf Traumauslegen?« — Nicht sonderlich, Ew. Majestät, weil ich nicht viel davon halte. — »Das glaube Er nicht. Mancher Traum hat seine wirkliche Bedeutung. Ich will Ihm den meinigen erzählen. Mir träumte, Seine ganze Stube wäre voll Mäuse. Was bedeutet das?« — Ich weiß es nicht. — »Ich denke, der Himmel gibt mir dadurch zu verstehen, daß mich meine Proviantbedienten tüchtig bestehlen.« — Ach nein, Ew. Majestät; ich fürchte, daß der Traum aus natürlichen Ursachen herrührt; denn

leider bin ich in meinem Hause von diesem Ungeziefer sehr geplagt, und weiß mich fast nicht davor zu retten. — »So? — dann muß ich mich irren. Nun, nehme Er hier diese Friedrichsd'or, und kaufe Er dafür Mausefallen, damit ich künftig besser schlafen kann, wenn ich Ihn einmal wieder besuchen sollte.«

Die französische Schauspielerin La Fleury, die sich in Berlin berühmt gemacht hat, verschaffte sich durch einen glücklichen Einfall eine Gnade vom Könige, um die sie bitten wollte. Als er sie mit einem Memorial in der Hand in dem Vorzimmer stehen sah, ging er auf sie zu, um es ihr abzunehmen, und sagte in seinem gewöhnlichen scherzhaften Tone: Ich lege mich zu den Füßen der Kleopatra. — »Und ich, Sire, antwortete sie, werfe mich dem Mars zu Füßen.«

In Breslau wollte jemand bei einer feierlichen Gelegenheit eine Rede an den König halten, die er sich von einem Juristen hatte aufsetzen lassen. Sie war ziemlich lang, und sein Gedächtniß nicht sonderlich; indeß gab er sich alle Mühe, sie zur bestimmten Zeit auswendig zu kennen. Als er nun den König antreten wollte, vergaß er schon den Anfang der Rede. Hierüber gerieth er in große Verlegenheit, die sich auf seinem Gesichte stark ausdrückte. Der König bemerkte den Redner und

seine Angst, und fragte einen von den Umstehenden: »Was will der Mann?« — Ew. Majestät, antwortete man ihm, er will eine Rede halten. — »Ja, ja!« sagte der König lächelnd, »ich sehe es, er will eine Rede halten.«

Als der König den Kaiser Joseph in Mähren besuchte, ward dessen Leuten von dem kaiserlichen Hofe, ja vom Kaiser selbst, sehr ehrenvoll begegnet. Man nannte z. B. einen königl. Leibhusaren nicht anders, als Edler Herr. Der König, der dies hörte, lachte herzlich darüber, und sagte zu seinen Leuten: Nun seid ihr ja Barone, der Kaiser hat euch selbst dazu gemacht.

Bei Liegnitz war die preußische Armee von Daun und Laudon eingeschlossen. Die Östreicher glaubten, durch ihre vortheilhafte Stellung den König von Preußen auf einmal zu Grunde zu richten, und es ging bei ihren Armeen die Rede: der Sack sei nun aufgemacht worden, worin man den König von Preußen mit allen seinen Soldaten fangen, und den man dann zuschnüren würde. Diese östreichische Großsprecherei kam auch vor den König. Er erzählte sie bei der Tafel seinen Generalen, und setzte endlich lächelnd hinzu: »Meine Herren! die Östreicher haben nicht so ganz unrecht; aber ich denke in den Sack ein Loch zu machen, das sie in ihrem Leben nicht werden ausbessern

können.« — Friedrich hielt königlich Wort; nach einigen Tagen schlug er Laudon gänzlich.

Ein gewisser Gilbert vom ersten Bataillon Garde verstand den Schlag der Nachtigallen bis zur höchsten Täuschung nachzuahmen. An einem sehr angenehmen Frühlingsmorgen ließ der König die Garde in dem Lustgarten zu Potsdam zusammenkommen. Ehe die Kompagnien noch zusammentraten, unterredete sich der König mit den vornehmen Offizieren. Indessen schlich Gilbert seitwärts unter den Schatten dickbelaubter Bäume, und begann seinen Nachtigallen-Gesang so natürlich, daß der König auch diejenigen, mit welchen er sprach, auf den trefflichen Schlag des Vogels aufmerksam machen wollte; denn er selbst schien dadurch angenehm überrascht, und lauschte bewundernd darauf. — Ihro Majestät, es ist keine Nachtigall; es ist nur Gilbert, sagten die Offiziere. — Sogleich rief der König laut: »Gilbert!« — und siehe, Gilbert kam aus seiner Schattenlaube hervor. »Mein lieber Gilbert, redete ihn der König an, »die Vögel, die des Morgens so früh schlagen, pflegt gemeiniglich die Katze zu fressen. Sieh Dich heute vor.«

Als der König im Jahr 1767 zur Revüe in Schlesien war, duellirten sich zwei vom ersten Bataillon Garde, Namens Nieståd t und Kaiser.

Dieser ward arretirt, und jener ins Lazareth gebracht. Sobald der König wieder nach Potsdam zurückkam, ward ihm der Vorfall gemeldet, und er war darüber sehr aufgebracht. Kaiser mußte sogleich vor ihn gebracht werden. Mit strengem Ernst trat Friedrich vor ihn hin, und sagte: »Kaiser! Kaiser! was hast Du gemacht? ich werde Dich für Dein Verbrechen hart bestrafen lassen.« — Kaiser antwortete ganz ruhig: Davor fürchte ich mich nicht, Ihro Majestät. — »Kerl! warum nicht?« — Weil der Kaiser mit dem Könige von Preußen in gutem Vernehmen steht, und sie gute Freunde sind. — Wider Willen lächelte der König und sagte: »Der Kaiser darf dem König von Preußen eben nicht viel trauen, sobald der Kaiser was Unrechtes thut. Nun geh! Für diesmal sollst Du los sein; aber hüte Dich, daß Du nicht doppelte Streiche leidest, da Du meinen Willen nun weißt.«

Mit dem Grenadier von der ersten Garde, Bullion, einem Italiener von Geburt, pflegte sich der König oft einen Spaß zu machen, wodurch jener dann sehr dreist ward. So oft seine Frau ins Kindbett kam, brachte er dem König einen Gevatterbrief, und bat bei einem Sohn zu Gevatter, wenn es gleich ein Mädgen war. Er bediente sich dieses Gevatterbittens aber auch so oft, als es ihm an Geld fehlte. Einst kam er wieder mit einem

solchen Antrage vor den König. — »Geh', geh',« sagte Friedrich; „Deine Frau ist nicht in Wochen. »Du bekommst nichts." — Bullion ließ sich für diesmal abfertigen, kam aber nach einigen Tagen wieder, und sagte: „Err, Gevatter, ick brauch' Geld!" — „Geh'," sagte der König, „ich habe »keins.« — Bullion blieb. — „Jhro Majestät, lehn Sie mir auf mein' Kapitulazion nur swei Dukat." — »Hast Du sie bei Dir?« fragte der König. — »Ja.« — »Gib sie her.« — Bullion erhielt zwei Dukaten, und der König behielt die Kapitulazion. — Als nach einiger Zeit die Kapitulazionen verflossen waren, ließ sich der König die Liste davon einreichen, und als er den Namen Bullion darauf fand, fragte er den Feldwebel: »hat Bullion Kapitulazion?« — „Ja, Jhro Majestät." — Der König behauptete, er habe keine, und um aus der Sache zu kommen, mußte der Grenadier erscheinen. Friedrich fragte nun den Feldwebel: „Wie lange hat er gedient?" — „24 Jahre, Jhro Majestät." — „Was verdient der »Soldat, der seine Kapitulazion versetzt?" — »24mal Gassen laufen, und die Kapitulazion ist verfallen." — Bullion trat hierauf zum Feldwebel, und sagte: „Err Feldwebel, was hat der verdient, der auf Kapitulazion Geld lehn?" — Der König lachte laut auf, und gestand ein, daß

er auch gefehlt habe. — „Da, nimm Deine Ka»pitulazion, und komm' mir sobald nicht wieder.“

Oft machte sich der König auf Andrer Unkosten einen Spaß. Er trug einst dem Sänger Orequi, der zugleich Direktor von der Opera comica war, auf, eine Opera Buffa zu veranstalten, und befahl, daß alles, was vom Stande in Potsdam war, dazu eingeladen werden sollte. Es geschah. Als die glänzendste Gesellschaft versammelt war, und die Musiker die Instrumente schon stimmten, ließ der König den Orequi rufen, und sagte ihm, er solle aufs Theater treten, den Vorhang aufziehen lassen, und der Versammlung bekannt machen, daß heute der erste April sei. Dem Orequi war der Auftrag sehr willkommen; er ließ den Vorhang aufziehen, sah, wie verwundert, über die zahlreiche Versammlung rund umher, fing dann an, in die Hände zu klatschen, und lachte dabei so kräftig, daß die Zuschauer schon mit einstimmten. »Meine Herren und Damen, heut' ist sich die erste April! ha, ha, ha, ha!« und der Vorhang fiel wieder nieder. Daran hatte nun freilich keiner gedacht. Man erwartete, das Stück werde angehen. Indem wurden aber schon die Lichter ausgelöscht, daß man tappend und stolpernd den Ausgang zu gewinnen suchen mußte. Nun hieß es: »wie rächen wir uns an dem Kö-

nig?« — Endlich kam man dahin überein: daß man des Königs Fragen so beantworten wolle, als sei alles nach Wunsch und Erwartung der Zuschauer ausgefallen. Der Monarch wußte nun an seinem Theile nicht, woran er war, und zweifelte schon, ob man seinen Befehl vollzogen hätte, als endlich ein allgemeines Gelächter die Entwickelung gab.

Nicht immer war aber der König bei Laune, solche Scherze durchgehen zu lassen, welche die Achtung gegen ihn überschritten. Einst ließ er vier Operntänzer nach Potsdam kommen, weil fremde Herrschaften, denen zu Ehren Feste angestellt werden sollten, dort erwartet wurden. Als sie am Thore ihre Namen angeben sollten, hatten sie den Einfall, dem Unteroffizier statt derselben die erste Zeile eines bekannten altväterschen Liedchens zu diktiren. Der eine nannte sich ma commère; der andre quand je danse; der dritte mon cottillion, und der vierte va-t-il bien. Der Unteroffizier schrieb treuherzig hin, was ihm die Herren vorsagten. Der König erhielt auf den Abend den Rapport, belachte zwar erst den närrischen Einfall, ließ aber doch die Spaßmacher wissen: »daß, wenn es ihnen ein andermal belieben sollte, mit ihm zu scherzen, er sie nach Spandau werde tanzen lassen.“ — Auch in Gesellschaft vergnügte

ihn guter Witz ungemein. Die wichtigsten Gegenstände der Politik und Philosophie wurden in seinen Abendgesellschaften in dem launigsten Tone abgehandelt, und er stellte sich dabei seinen Gesellschaftern völlig gleich, litt auch ihren Widerspruch; wenn derselbe aber zu lebhaft und andringend ward, nahm er wol zuweilen einen königlichen Ton an. Voltaire pflegte dann auszurufen: »Still, meine Herren! der König von Preußen tritt herein!« — worauf er dann seinen Ton herabstimmte, und den Einfall mit den Übrigen belachte.

Im siebenjährigen Kriege umritt der König mit dem General Seidlitz die Grenzen der Grafschaft Glatz. An einer Schluft entdeckte er von weitem einen Haufen Leute, den er auf den ersten Blick für ein östreichisches Kommando hielt. Seidlitz, der ein ausnehmend scharfes, weittragendes Auge hatte, wollte es nicht dafür gelten lassen; und da Fouqué die Grenzen besetzt hatte, wie hätte auch ein Trupp Feinde ohne sein Vorwissen bis dahin vorgedrungen sein können? Der König und Seidlitz ritten also auf den Haufen zu, und da fand es sich, daß es Bauern aus der Grafschaft waren, die Fouqué dort zur Bewachung der Grenzen angestellt hatte. „Seid Ihr preu„ßisch?" fragte Friedrich. — „Wir sind Fiketsch," antworteten sie. (Fouqué ward vom gemeinen

Mann gewöhnlich Fikef genannt.) „Da hört „Er nun," sagte der König lachend zu Seidlitz, „wer Herr in diesem Ländchen ist, und daß ich „darin nichts gelte."

In demselben Kriege hatte der Koch des Markgrafen Karl einen kaiserlichen Musquetier gefangen genommen, und stellte ihn dem Könige vor. „Wer seid Ihr?" fragte Friedrich. — „Ich bin der Koch vom Markgrafen Karl." — „Wenn Er „doch bei Seiner Kelle bliebe!" — Hiermit war der Koch entlassen, der sich, wie er selbst gestand, kein geringes Geschenk vermuthet hatte.

Einst traf der König in dem Zimmer, in welchem der Kabinetsrath Stelter zu expediren pflegte, dessen Schreiber an. Der Monarch fragte: „wer ist Er?" — „Des Kabinetsraths Stelter Schreiber." — „Kann Er schreiben?" — „Ja, Ihro Majestät." — „Schreib' Er; ich werde dik„tiren. — Wenn ein guter Reiter ein gutes Pferd „hat, so bedarf er weder Spießgerte noch Sporn; „er darf nur mit dem Munde machen." — Hier klatschte der König einigemal mit der Zunge, welches der Schreiber nicht ausdrücken konnte; er sah deshalb sehr verlegen aus. „Sieht Er, daß Er „nicht schreiben kann?" — sagte der König, und ging lächelnd fort.

Oft fand der König in der Muße des Frie-

dens Geschmack am Possierlichen und an Karrikaturen, es sei nun am Körper, oder am Geist, und dieses gab ihm Stoff zu mancher Belustigung. Der General Wyhlich und der Oberste Balby waren beide von ungemein kurzer, gedrungener Gestalt. Bei der Tafel ward vom schnellen Laufen gesprochen, und dem Könige fiel es bei dieser Gelegenheit ein, zu fragen: „welcher von den beiden korpulenten Herren wol am schnellsten laufen könnte?“ — Weil nun ein jeder von sich behauptete, er sei der schnellste Laufer, und der König beiden viel Liebe zum Gelde zuzutrauen Ursache hatte, so schlug er ihnen einen Wettlauf vor, dessen Prämie ein seidener Geldbeutel mit hundert Stück Friedrichsd'or sein sollte. Sie gingen es ein. Der König zählte die Summe selbst in die Börse, und übergab sie dem General Winterfeld. Nach aufhobener Tafel begab sich der Monarch mit seiner Tischgesellschaft auf die grüne Treppe. Winterfeld mußte im Portal an der langen Brücke die Börse mit ausgestrecktem Arme in die Höhe halten. Und nun begann der Wettlauf der beiden kurzen kugelrunden Männer vom eisernen Gitter an, 700 Schritte lang, die genau abgemessen waren. Die große Begierde nach dem Preis und der vorhergegangene Streit spornte beide so an, daß sie sich aufs äußerste anstrengten, und ihre kurzen

Beine so ausreckten, daß sie schier hinten über hätten fallen mögen. Der König belachte den höchst drolligen Anblick so, wie man ihn selten lachen sah Balby kam um zwei Schritt früher an, und erschnappte die 100 Stück Friedrichsd'or. Beide aber hatten sich so außer Athem gelaufen, daß sie sich mußten zu Hause fahren lassen.

Auch lächerliche Verstoße gegen Schicklichkeit in Briefen an ihn pflegten ihn zum Lachen zu bewegen. Wenige Jahre vor seinem Tode schickte ihm jemand aus Preußen mit der Post einen Dorschkopf. Der Übersender wollte seine Sache recht gut machen, und schrieb auf die Adresse:

»Dem Allerdurchlauchtigsten, Großmächtigsten König, Herrn, Herrn Fridericus Borussorum Rex, König von Preußen. Wohnhaft auf dem Schlosse.

Hierbei einen Paudel, worin ein Dorschkopf. Dieser wird mit Wasser gekocht, und Öl und Essig darüber gegossen. Schmeckt sehr gut.

in

Cito. Citissime.

Berlin.«

Franco.

Der

Der König unterhielt sich einst bei einer Kour am Hofe mit einer Dame. Er bemerkte, daß sie ihre Augen oft nach einem Orte hinrichtete, und fragte sie endlich, „worauf sie so genau sähe?“ „Mein Gott!“ erwiederte die Dame, (indem sie auf ein Paar alte Generale zeigte, die eingeladen waren, und die an den Feierlichkeiten dieses Tages keinen Antheil zu nehmen wußten) „ich bedaure die Herren dort recht sehr; die Zeit muß ihnen hier schlechterdings sehr lang werden.“ — Der König sah nun auch hin, und antwortete: „Madame, diese braven Männer muß man vor ihren Regimentern sehen, wenn man sie beurtheilen will. Aber, was denken Sie wol, wenn man an ihre Stelle ein Paar Kammerherren placiren wollte, was die Soldaten machen würden?“ — „Sie würden tanzen!“ erwiederte die Dame sehr naiv, und der König lachte herzlich.

Auf einem Spazierritte in Pommern begegnete der König einem Bauer, der sich in der Stadt lustig getrunken hatte, und sich im Zuhausegehen ein Liedchen sang. „Wo seid Ihr her?“ fragte Friedrich. — Der Bauer nannte den Ort. — „Was sagt Ihr denn da von dem Könige von Preußen?“ — „Herr,“ sagte der Bauer, indem er still stand, und die Hand um den Kopf schwang, „de König kann sine Pietsche nemen, un faaren,

wo he will; et geet em immer goot« *). — „So,
»so!« antwortete der König mit Lachen, und ritt
vergnügt weiter.

Der ehemalige Abt des Klosters Kamenz, Tobias, hatte oft die Gnade, mit dem Könige zu sprechen, und von ihm etwas Angenehmes zu hören. Eines Tages kam er zu dem Monarchen, als eben sehr große Hitze war. Friedrich, der gerade Lust zu scherzen hatte, fragte ihn: „um wie viel Grade es im Fegefeuer heißer wäre, als heute?“ — „Ew. Majestät glauben ja nicht an das Fegefeuer,“ erwiederte Tobias, „und daher würde es unnütz sein, Ihnen einen Begriff von der Hitze desselben zu machen; Sie würden doch vermuthen, eine Lüge von mir zu hören.“ — „Ich weiß, »mein guter Tobias,“ antwortete der König, „daß »Er nicht lügen kann, und daher thut Er mir ei»nen Gefallen, wenn Er mir aufrichtig sagt, was »Seine Kirche von der Hitze des Fegefeuers lehrt.“ — „Nun denn,“ antwortete Tobias, „wenn Ew. Majestät es zu wissen befehlen, so muß ich Ihnen sagen, daß es drei Grade im Fegefeuer gibt. In den ersten kommen diejenigen, die ihre Sünden bereuet haben, ohne sie abzubüßen; der zweite ist

*) Der König kann seine Peitsche nehmen, und fahren, wo er will; es geht ihm immer gut.

für diejenigen bestimmt, die zwar für ihre Sünden gebüßt haben, aber dennoch mit der Neigung zu sündigen gestorben sind; und in den dritten Grad kommen die, welche gar nicht glauben, daß sie sündigen können: und das sind die Großen dieser Welt. Dieser Grad des Fegefeuers ist der stärkste, und ich werde fleißig beten, daß Ew. Majestät nicht hineinkommen mögen." — „Ach, das »thu' Er ja, mein lieber Tobias!" sagte der König mit Lachen; „es soll nicht umsonst geschehen." — Nicht lange hernach schickte der König dem Abt eine goldene Dose, worin ein Zettel lag, auf den der Monarch geschrieben hatte: »Souvenir um »an meiner Erlösung zu arbeiten."

Als der König im Jahre 1768 seine westphälischen Provinzen bereis'te, ritt ihm der Bürgermeister einer kleinen Stadt vor. Friedrich fragte ihn nach etwas, und bekam darauf eine französische Antwort. „Ich glaube gar, Er kann französisch »sprechen?" — „Zu dienen, Ew. Majestät." — »Wo hat Er denn das gelernt?" — „Ei, Ew. Majestät, wir haben so lange die Franzosen hier gehabt; da hat man es wol lernen müssen." — »Nun, wahrhaftig! wenn Er's daher hat, so wer»de ich wol die Westphälinger um Vergebung bit»ten müssen, daß ich bisher geglaubt habe, sie »könnten nichts lernen. Denn überall, wo die Rus-

»sen in meinen Landen gestanden haben, habe ich »noch Niemanden gefunden, der von ihnen russisch »gelernt hätte.“ — „Ja, Ew. Majestät, die sind auch nicht so umgänglich, als die Franzosen.“ — Der König lachte, und sagte: „das werden Eure »Weiber wol attestiren.“

Im Jahre 1772 meldete sich bei dem Könige der Kaufmann Wind aus Zwolle, der gegen sehr ansehnliche Benefizien eine Fabrik von Kastorhüten in den königlichen Staaten anlegen wollte. Friedrich sandte dessen Vorstellung an die Behörde, und hatte eigenhändig dabei geschrieben: „Ich »brauche keinen Wind in meinen Landen, weil ich »schon genug habe.“

Als der König nach der Einnahme von Brieg, im ersten schlesischen Kriege, einige Gefangene von der gewesenen kaiserlichen Besatzung besah, sagte ein alter kaiserlicher Soldat zu ihm: „Halter! Ew. Majestät sind, seitdem ich Sie nicht gesehen hab', a recht sauber Herrle geworden.“ — „Hast »Du mich denn schon sonst gesehen?“ fragte ihn der König. — „Halter, ja!“ erwiederte der Soldat. „Ich habe Sie recht oft im Lager bei Mühlberg gesehen; da habe ich den Sachsen gedient, und stand vor Ihrem Zelt Schildwache.“ — „So, »so!« sagte der König lächelnd, und wendete sich zu seinem Pagen mit den Worten: „Gib ihm doch, »der alten Bekanntschaft wegen, etwas.“

Nach vollendetem Ameublement des neuen Palais bei Sanssouci ließ der König den Kastellan Sigard dorthin rufen, um den Zimmern in der belle-étage ihre Anweisung zu geben. Der Monarch bestimmte die Zimmer, welche von der königlichen Familie bewohnt werden sollten; sagte aber zugleich zu dem Kastellan: „Du kannst aber nicht »lesen und schreiben." — „O ja!" sagte dieser, der sich dazu vorbereitet hatte, und verzeichnete nach der Anweisung des Königs mit einem Bleistift die erhaltene Anweisung. — „Was hast Du »nun geschrieben?" fragte der König, und verlangte den Aufsatz. Der Kastellan verbat es. Auf Befehl wies er nun seine Verzeichnung, und als Friedrich theils lange Striche, theils Nullen darauf fand, lachte er herzlich. Der Kastellan mußte nun seinen Aufsatz erklären, und er bekannte, daß der lange Strich einen Prinzen, die Null aber eine Prinzessin bezeichne. Indeß hatte er die Folgeordnung der Zimmer seinem Gedächtnisse dergestalt eingeprägt, daß, als ihn der König aus seinem Aufsatze in und außer der Reihe prüfte, er in diesem Examen recht gut bestand.

Gleich nach dem siebenjährigen Kriege ward bei der Tafel von einem Gefecht gesprochen, und der König war, in Absicht der historischen Umstände dieser Begebenheit, mit den anwesenden Gene=

ralen nicht einerlei Meinung. Um diesen Widerspruch zu heben, befahl er einem Pagen, Calabria zu rufen. Dieser Calabria, ein Italiener von Geburt, war Grenadier bei dem Kommando der Garde, das der König im siebenjährigen Kriege beständig um seine Person hatte, und der Monarch hatte schon öfters Proben seines genauen Gedächtnisses gesehen. Es traf sich, daß Calabria eben auf der Schloßwache war. Er trat also mit umhängender Patrontasche ins Speisezimmer hinein. Es war gegen das Ende der Tafel, und auf der Bratenschüssel lag noch ein ganzer Fasan. — „Hör' »'mal, Calabria, bist Du bei der Akzion da und »da gewesen?“ — »Ja, Ihro Majestät.“ — »Nun, so erzähle 'mal, was da vorging.“ — Hierauf erzählte Calabria alle Umstände genau so, wie die anwesenden Generale solche behauptet hatten. — „Du irrst Dich,“ erwiederte der König, »besinne Dich nur.“ — Nach vielen Betheuerungen von Seiten des Calabria, daß er Recht hätte, rief er endlich mit erhöhter Stimme: „Ihro Majestät, wenn das, was ick gesagt hab', nicht wahr ist, so geb' Gott, daß ich mir an diesem Fasan den Tod fress'!“ und in diesem Augenblicke packte er den Fasan aus der Schüssel in die Patrontasche hinein, machte rechts umkehrt, trat stark, wie es bei diesem Tempo gewöhnlich ist, mit dem

Fuße zu, und war eben so schnell zur Thüre hinaus. Ein lautes Gelächter der Tischgesellschaft war die natürliche Folge hiervon, und der König schien mit der unerwarteten Auflösung des Zwistes zufrieden zu sein.

Friedrich begegnete ungefähr um das Jahr 1753 der Demoiselle Auguste, einer berühmten, schönen Operntänzerin, unvermuthet im Schlosse. Bei dem kurzen Wortwechsel, der hierbei vorfiel, that er unter andern die zweideutige Frage: »wie geht das Gewerbe, Mademoiselle?« — worauf er von der losen Auguste die beißende Antwort erhielt: »Sehr schlecht, Sire, seitdem sich auch die vornehmen Damen damit abgeben!«

Einst drängte sich bei der Umspannung auf der mutlerer Mühle in Westpreußen ein gewisser Amtsaktuarius an den Wagen des Königs, welchen er noch nie gesehen hatte. Er trug einen mit Tressen besetzten Rock und Hut, und hatte ein so auffallendes Gesicht, daß der König ihn fragte, wer er sei? Er räusperte sich, und sagte mit einer tiefen Verbeugung: „Ew. königl. Majestät allerunterthänigster Knecht, der Amtsaktuarius Hase.“ — Das sehe ich! erwiederte der König lächelnd, indem er das Fenster im Wagen herunterließ, und jener ging bestürzt zurück.

Bei der Huldigung in Breslau, 1741, stellte

die Bürgerschaft allerlei Freudensbezeigungen an, und erleuchtete auch des Abends die ganze Stadt. Der König fuhr daher Abends, in Begleitung einiger Prinzen und Generale, durch alle Straßen, und bezeigte sein Wohlgefallen. Besonders aber ließ er vor dem Hause eines Tischlers stillhalten, wo verschiedene Tischlerarbeiten und darunter eine Wiege künstlich illuminirt waren, mit der Inschrift:

»O, wie würd' ich vor Freuden lachen,
»Wenn ich meinem gnädigsten König sollt' eine
Wiege machen!«

Der König wendete sich zu seinen Begleitern, und sagte: Das ist der treuherzigste Schlesier!

Der Marquis d'Argens sprach einst mit dem Könige sehr viel zum Lobe der Kirchenväter. Aber der Monarch sagte: »Kein Wort mehr von Ihren »Vätern! Das sind dicke Bücher, die nichts ent»halten; Körper, ohne Seele!« — In einem der Zimmer des neuen Schlosses bei Sanssouci, die für den Marquis eingerichtet waren, stand auch eine kleine auserlesene Handbibliothek aufgestellt. Unter derselben fielen besonders viele prächtig gebundene große Bände in die Augen, welche sehr leserlich die Titel aller Werke der verschiedenen Kirchenväter zeigten. Aber was fand der Marquis? Alle diese prächtigen Bände enthielten — bloß lediges Papier.

Der Kapellmeister des Königs Friedrich Wilhelm I., Pepusch, komponirte einst ein Stück von sechs Fagotten, welche Porco primo, Porco secondo, etc. überschrieben waren. Der König ward durch diese Musik sehr überrascht, ließ sie oft wiederholen, und hielt sich allemal dabei den Bauch vor Lachen. Dies Stück war noch im Gange, als der Kronprinz zur Exerzirzeit vor der Revüe nach Potsdam kam. Friedrich liebte bekanntlich die Baßinstrumente nicht, sondern nur die Flöte, und es herrschte bei ihm und seiner Gesellschaft außerdem in der Musik ein feinerer Geschmack; daher wurden an seinem Hofe über dieses Stück mancherlei Glossen gemacht. Einst fügte es sich, daß der Kapellmeister Pepusch über den Paradeplatz ging, als der Kronprinz sein Regiment exerzirte. Friedrich ließ ihn zu sich rufen, und sagte ihm mit anscheinender Ernsthaftigkeit: er habe gehört, daß der Herr Kapellmeister eine schöne neue Musik gemacht habe; er wäre daher begierig, sie zu hören, und ersuche ihn, sie doch diesen Nachmittag bei ihm aufzuführen. Pepusch wollte der Sache ausweichen, und versicherte: es wäre nur eine Kleinigkeit, nicht würdig, von Sr. königl. Hoheit gehört zu werden. Der Kronprinz aber versicherte ihn: er habe wohl gehört, daß es eine gelehrte sechsstimmige Musik sei, und bäte sich es aus, sie

von den Virtuosen, für die sie gemacht worden, zu hören.

Es war denselben Nachmittag beim Kronprinzen eine große Gesellschaft versammelt worden, um das Stück zu hören, und sich über den Komponisten lustig zu machen. Mitten im Saale waren sechs Musikpulte gesetzt, und die Hofleute lachten schon im voraus darüber, daß da würde gegrunzt werden. Pepusch kam endlich mit sieben Hautboisten an. Er legte seine Musik ganz ernsthaft selbst auf die Pulte aus, und als alle sechse belegt waren, sah er, mit einem Notenpapiere in der Hand, im Saale umher. Der Kronprinz kam auf ihn zu, und fragte: »Herr Kapellmeister, sucht Er et»was?« — »Es wird noch ein Pult fehlen,« antwortete Pepusch. — »Ich dachte,« versetzte der Kronprinz lächelnd, »es wären nur sechs Schweine »in Seiner Musik.« — »Ganz recht, Ew. königl. Hoheit,“ versetzte Pepusch; „aber es ist noch da ein Ferkelchen gekommen: Flauto solo.« — Friedrich erzählte selbst diese Geschichte lachend seinem Quanz, und fügte hinzu: „Der alte Kerl »hatte mich doch angeführt, und ich mußte ihm »noch gute Worte geben lassen, daß er nur das »Ferkelchen nicht noch dazu vor meinem Vater »produzirte!“

Auf dem Marsche von Schweidniz nach der

Lausitz im Herbste 1760, um Berlin und Potsdam von den Russen und Östreichern zu befreien, sagte der König öfters, wenn seine Soldaten ermüdet waren: »Grad uut, Kinder! grad uut!« (sie sollten gerade, und nicht so gekrümmt marschiren). »Fritz, ooch grad uut!« war ihre Antwort; und ein Husar, dem der König denselben Vorwurf machte, sagte zu ihm: »Fritz, ooch grad uut, unn die Stiefeln in die Höhe gezogen!« — Und stets lachte der König hierüber.

Besonders war auch der Baron von Pöllnitz häufig der Gegenstand der Scherze des Königs. Pöllnitz sagte einst gelegentlich zum Könige, daß das Rindfleisch schlecht und kaum zu haben wäre, und daß die Polizei für nichts sorge. »Mit »meinen Truthähnen geht es eben so," antwortete der König; „sie sind dieses Jahr auch sehr theuer, »und kaum zu bekommen.« — Dies merkte sich Pöllnitz, suchte ein recht fettes Thier auf, und schickte es dem Könige mit den Worten: »Ein Truthahn, Ew. Majestät.« — Friedrich ließ sogleich einen sehr magern Ochsen kaufen, ließ die Hörner vergolden, und schickte ihn durch ein Paar Schlächter öffentlich dem Baron mit den Worten: Pöllnitz, ein Ochse.

Einst wettete der König mit dem Baron von Pöllnitz um eine ansehnliche Summe, er wollte ihn

auf der Redoute in jeder Verkleidung erkennen. Pöllnitz ließ am nächsten Redoutentage einen Menschen, der ganz seine Figur hatte, in einer Maske auf die Redoute gehen, in der Friedrich ihn selbst schon zuvor gesehen hatte. Er aber borgte sich viele Juwelen zusammen, und sorgte überhaupt für eine solche Pracht in seinem Anzuge, daß der König eher jeden andern, als den Baron v. Pöllnitz unter dieser Maske suchen mußte. Er drängte sich geflissentlich an den König heran, ließ sich mit veränderter Stimme in ein Gespräch mit ihm ein, und äußerte: er wünsche nichts mehr, als den König zu sprechen, dem er wichtige Dinge zu entdekken habe. Friedrich ward hierüber aufmerksam. Nach einigen Zwischenreden nahm er endlich seine Maske ab, und sagte: ich bin der König. — Geschwind nahm auch Pöllnitz die seinige mit den Worten herunter: und ich bin Pöllnitz.

Einst ließ der König Pöllnitzen in sein Zimmer kommen, und befahl, er sollte ihm etwas vorlesen. Man brachte ihm einen Stuhl, dessen Sitz vorher auf des Königs Befehl mit Pech bestrichen worden war. Pöllnitz setzte sich, und las eine gute Viertelstunde. Als er endlich aufstehen wollte, zog er den Stuhl mit sich in die Höhe. Sein Erstaunen hierüber, und die Mühe, die er anwendete, von dem Sessel loszukommen, machte den

König herzlich zu lachen. Endlich entschloß sich Pöllnitz zu einer raschen That, die das Komische des Vorganges nicht wenig vermehrte. Er zog nämlich ein Messer aus der Tasche, und schnitt so viel aus dem Gesäße des Stuhls ab, als an seinen Beinkleidern festsaß. So erschien er, als wenn nichts geschehen wäre, mit unverzogener Miene bei Hofe, und stellte sich keck unter die Anwesenden, die nichts von dem Vorgefallenen wußten. Der König konnte indeß den Baron unmöglich ansehen, ohne in ein Gelächter auszubrechen.

Doch verlangte Pöllnitz als Oberzeremonienmeister seinen Abschied, in der Hoffnung, eine reiche Frau in einer Reichsstadt zu heirathen. Der König diktirte diesen Abschied selbst, (den 1sten April 1744) in einer so besondern Form, daß er gewiß der einzige in seiner Art ist. Er enthielt den ganzen Lebenslauf des Barons. Hier ist er.

»Wir Friedrich rc. thun kund und zu wissen, daß der Baron von Pöllnitz, aus Berlin gebürtig, und, so viel Uns bekannt ist, von ehrlichen Ältern geboren, Kammerjunker bei Unserm seligen Großvater glorwürdigen Andenkens; wie auch im Dienste der Herzogin von Orleans in derselben Würde, Oberster in spanischen Diensten, Rittmeister bei der Armee des verstorbenen Kaisers, Kämmerer des Papstes, Kammerherr des Herzogs von Braun-

schweig, Fähnrich im Dienst des Herzogs von Weimar, Kammerherr in Diensten Unsers Höchstseligen Vaters, hochbeglückten Andenkens; und zuletzt Oberzeremonienmeister in den Unsrigen; indem er sich von dem Strom der ehrenvollsten Militairwürden und der erhabensten Hofbedienungen, die nach und nach über seine Person ausgeschüttet worden, ganz wie überschwemmt sieht; nun weltüberdrüssig, und durch das schlechte Beispiel des neuen Kammerherrn Montaulieu fortgerissen, der kurz vor ihm von dem Hofe desertirte; so hat Uns besagter Baron von Pöllnitz angesucht, und unterthänigst gebeten, ihm, zur Aufrechthaltung seines guten Rufs und Namens, in Gnaden einen ehrlichen Abschied zu ertheilen.«

»Da Wir also Rücksicht auf sein Begehren nehmen, und nicht für gut befinden, seiner guten Aufführung das Zeugniß zu versagen, um das er angesucht hat, in Hinsicht der wichtigen Dienste, welche er Unserm königlichen Hofe durch seine Spaßmachereien geleistet, und des Zeitvertreibes, welchen er 9 Jahre hindurch Unserm Höchstseligen Herrn Vater verschafft hat; so erklären Wir zum Ruhme des Barons, daß während der ganzen Zeit, die er in Unserm Dienst zugebracht, er weder Straßenräuber, noch Beutelschneider, noch Giftmischer gewesen ist, daß er kein

Mädgen geraubt und verführt, noch die Ehre irgend jemandes von Unserm Hofe verletzt, sondern sich stets wie ein ehrlicher Mann, seiner Geburt gemäß, betragen, und beständig einen guten Gebrauch von den Gaben, die ihm der Himmel verlieh, gemacht hat, um den Zweck des Theaters zu erreichen, welcher darin besteht, das Lächerliche der Menschen angenehm und gefällig darzustellen, um sie dadurch zu bessern.«

»Desgleichen hat er den Rath des Bacchus, in Ansehung der Mäßigkeit und Enthaltsamkeit, sehr aufrichtig befolgt, und die christliche Liebe so weit getrieben, daß er die Bauern die Vorschrift des Evangeliums: Geben ist seliger, denn nehmen, stets hat befolgen lassen. Er hatte auch noch die Anekdoten von Unsern Schlössern und Lustgärten vollkommen inne, besonders aber die Listen Unsers alten Hausraths; und verstand übrigens, sich nützlich und gefällig bei denjenigen zu machen, welche die Bosheit seines Verstandes und die wenige Güte seines Herzens kannten.«

»Ferner geben Wir auch dem benannten Baron das Zeugniß, daß er Uns nie zum Zorn gereizt hat, es sei denn, wenn seine Zudringlichkeit alle Grenzen der Ehrfurcht überschritt, und auf eine unwürdige und unerträgliche Art die Asche

Unsrer glorreichen Vorfahren zu entehren und zu verunglimpfen suchte.«

»Da man aber in den schönsten Gegenden auf unangebaute und unfruchtbare Stellen stößt; da die schönsten Körper ihre Unförmlichkeiten, und die Gemälde der berühmtesten Maler ihre Fehler haben; so wollen Wir wohlbesagtem Baron seine Fehler und Gebrechen zu Gute halten, und ertheilen ihm durch Gegenwärtiges, obschon ungern, den Abschied, um den er ansucht, wollen überdies noch das Amt, das ihm anvertraut war, gänzlich aufheben und abschaffen, damit das Andenken davon unter den Menschen gänzlich vertilgt werde, weil Wir dafür halten, daß nach besagtem Baron kein Mensch würdig sei, es zu bekleiden.«

Um jene reiche Heirath desto sicherer zu thun, ward Pöllnitz zum zweiten- oder drittenmal katholisch. Diese Verbindung kam aber dennoch nicht zu Stande, und der Baron saß ohne Geld und ganz entblößt da. Nun schrieb er aus Nürnberg an den König, und bat, ihn wieder in seinen vorigen Posten einzusetzen, er wollte auch alsdann die reformirte Religion wieder annehmen. Friedrich antwortete aber: »Ob Ihr reformirt, katho»lisch oder lutherisch seid, dies ist mir gleichviel. »Wenn Ihr Euch aber wollt beschneiden lassen,

dann

»dann will ich Euch wieder in meinen Dienst an»nehmen.«

Während der zweiten Reise des Marquis d'Argens nach der Provence, im Jahr 1766, da ihn der König gern bald wieder zurück wünschte, setzte Friedrich im Namen des Erzbischofs von Aix folgenden Hirtenbrief wider die Freigeister auf, in welchem besonders der Marquis d'Argens als ein Ketzer und Atheist abgemalt war, vor welchem alle gute Provencalen gewarnt wurden.

»Johannes Baptista Antonius de Brankas, durch die Barmherzigkeit Gottes und durch die Gnade des heiligen Stuhls Bischof von Aix, Heil und Segen allen Gläubigen unsrer Diözese!«

»Jesus Christus, meine theuren Brüder, hat gesagt: es werden falsche Propheten und falsche Christi unter euch aufstehen; denen sollt ihr nicht glauben. Der große Apostel der Heiden sagt an einem andern Orte: es werden in den letzten Zeiten Menschen aufstehen, stark in Irrthümern, und die Gemeine verführen. Dünkt euch nicht, meine theuren Brüder, daß wir in dem Jahrhundert leben, welches die heilige Schrift so deutlich bezeich-

net? Geht diese unglückliche Weissagung in unsern Tagen nicht ganz augenscheinlich in Erfüllung? Der Sinn, welchen die vom Geiste Gottes getriebenen Schriftsteller mit den Worten: falsche Propheten, falsche Christi, und Menschen stark in Irrthümern, verbinden, darf euch nicht erst erklärt werden. Es sind jene reissende Wölfe, die mit blutdürstigem Zahn unter die Schäflein des Herrn einbrechen; es sind jene verkehrten Seelen, jene Geister der Finsterniß, die einen traurigen Trost darin finden, sich Genossen bei den unaussprechlichen Quaalen zu verschaffen, die sie leiden. Sie zeigen sich unter mancherlei Namen, sind aber allzumal von einer Schaar: hochmüthige Mathematiker, die mit ihrem Zirkel die Erde ausgemessen zu haben glauben, und nun unsre Glaubenslehren unter ihre Formeln und Wahrscheinlichkeitsrechnungen bringen wollen; freche Encyklopädisten, welche alle Gründlichkeit des Geistes verloren haben, da sie seine Oberfläche zu weit ausbreiteten; enthusiastische Philosophen, welche der Kirche frech Hohn sprechen, um von Ungläubigen und Ruchlosen Beifall einzuärnten. Das, meine Freunde, sind die gefährlichen Feinde, die uns drohen.«

»In den verflossenen Jahrhunderten widerstanden gottselige Fürsten den Werkzeugen, deren der böse Feind sich bedient, um die Menschen zu ver-

derben, und wußten sie strenge zu bestrafen: es waren in den Städten heilige Blutgerüste aufgeführt, auf denen die Feinde Gottes den gerechten Sold ihrer Empörung bekamen. Seitdem ein unseliger und verdammlicher Geist der Toleranz, oder besser, der Laulichkeit, in dem Rathe der Fürsten herrscht, steht die Ketzerei wieder aus ihrer Asche auf, Irrthümer verbreiten sich, Gotteslängner kommen zu Ansehen, und der wahre Gottesdienst geht gänzlich verloren und zu Grunde. Da der Unglaube also kein Gebiß mehr hat, das ihn im Zaume hielte, so schwillt er von Hochmuth auf, erhebt frech seine Stirn, und untergräbt offenbar den Grund unsrer Tempel und Altäre. Wie es scheint, strengen die verbündeten Mächte der Hölle ihre letzten Kräfte an, den Thron des unbefleckten Lammes umzustürzen und zu zerstören. Und welcher Waffen bedient sich der Feind des menschlichen Geschlechts, um uns zu bekämpfen? Der Vernunft. Ja, der Vernunft, meine theuren Brüder; sie setzen die menschliche Vernunft der göttlichen Offenbarung entgegen; die Weisheit der Philosophie der Thorheit des Kreuzes; Vernunftgrundsätze den Offenbarungen; physische Entdeckungen den erhabenen Wundern; ihre ausstudirte Bosheit der evangelischen Einfalt, und ihre Eigenliebe der priesterlichen Demuth. Der Geist des Schwindels be-

herrscht sie so sehr, daß Gotteslästerungen in ihrem Munde für Scherze gelten, und daß die göttlichen Geheimniße auf alle Weise angegriffen, ungereimt genannt und lächerlich gemacht werden. Aber der Ewige, der in seiner Hand noch eben den Bliß hat, mit dem er die rebellischen Engel in den Abgrund der Quaalen stürzte, ist schon bereit, mit seiner rächenden Hand eben die Pfeile auf sie abzuschleudern. Was sage ich, meine theuren Brüder? Er hat es ja schon gethan. Betrachtet nur die Landplagen, die auf unsre Häupter hereingebrochen sind. Erinnert euch an die Verwüstungen jenes wilden Thieres, dessen würgesüchtige Kehle unaufhörlich sich mit Menschenblute tränkte, und seine Raserei nur durch die Entvölkerung dieser Provinz zu besänftigen schien. Dies Ungeheuer war noch nicht damit zufrieden, seine Wuth an den Bewohnern des Landes auszulassen; nein, es trieb auch unsre Vertheidiger in die Flucht, jene Helden, jene Dragoner, die sich im Innern von Teutschland, und in den fernsten Gegenden, wohin wir unsre Waffen verbreiteten, glorreich bekannt machten. Ach! meine Brüder, ist das Zeichen, das Gott euch gibt, wol zweifelhaft? Lehrt es nicht, daß ihr den Feind eures Heils in eure Mauern und bei euern Heerden aufgenommen habt?«

»Aber Gott läßt es nicht dabei bewenden, daß er euch diese handgreiflichen Merkmahle von unsern Gefahren gibt: er zerrüttet die Natur, kehrt die Ordnung der Jahreszeiten um, und schickt uns hyperboräische Winde, die unsre Felder dürr und unsre Flüsse erstarrend machen. Die Rhone friert zu; erstarrende Kälte verstümmelt die Glieder der unglücklichen Wanderer, und die dicke Luft, die sich nicht mehr athmen läßt, erstickt sie selbst. Umringt von diesem schrecklichen Schauspiel, fühlen wir unser Innerstes zum Mitleid gegen unsre Brüder bewegt, und gerechte Furcht macht, daß wir für uns selbst ein eben so unglückliches Schicksal befürchten.«

»Das ist noch nicht Alles. Jene sonst blühenden Hügel, wo fleißige Hände einen sonst dankbaren Boden baueten; jene Weinberge, jene Ölbäume, die Quellen und Ursachen unsers Reichthums, sind von der strengen Jahrszeit zerstört und künftig unfruchtbar, wie der Feigenbaum im Evangelium, der verflucht ward, fürder keine Früchte zu tragen. Das sind die starken Zeichen, deren der Ewige sich bedient, den Völkern seinen göttlichen Willen zu verkündigen! Ein wildes Thier, das die Menschen verschlingt — das ist der Feind eures Heils, welcher sucht, daß er eure Seelen stürze in ewiges Verderben. Übermäßige Kälte, welche die Glieder

erstarrt und Elende dem Grabe übergibt — das sind die Werke der Ungläubigen, die den Glauben der Frommen kalt machen, erstarren und erlöschen. Die verdorrten Ölbäume — das sind die Unglücklichen, die der Irrthum verderbt, und die nicht mehr tragen werden Früchte der Gerechtigkeit und Heiligkeit.«

»O, daß doch der Schleier, der eure Augen bedeckt, abfiele oder zerrisse! Hephata! daß der Blinde das Licht seiner Augen wiederbekäme! Seht, meine theuern Brüder, den Gott Abrahams, Isaak's und Jakobs gegen euch entbrannt, wie ehemals gegen sein Volk, als die Stadt, wo er seinen Tempel hatte, entweiht ward, und Gräuel der Verwüstung war an heiliger Stätte! Ja, Gräuel ist unter uns; der giftige Hauch eines Ungeheuers steckt unsre reine Luft an; es erregt und bringt uns den göttlichen Zorn. So wie der ruchlose Ahab alle Geisseln, die ihn trafen, auf sein Geschlecht brachte, so bringt dieser Höllenbrand alles Unglück auf uns. Dieser Mensch hat aber eine unendliche Biegsamkeit des Geistes, so wie eine tiefe Bosheit, die durch die Weltweisheit noch listiger geworden ist. Durch hartnäckigen Unglauben geleitet, und durch ein verführerisches Genie unterstützt, hat er sich zu einem Feinde der Sache Gottes erklärt. Wie ein neuer Proteus, verwandelt er sich und nimmt im-

mer neue Gestalten an. Bald als Jude, bald als Sinese, bald als wäre er in der Kabbala eingeweihet, speiet er seine schrecklichen Gotteslästerungen aus. Dann nimmt er die Wendung, daß er Kommentare schreibt, und läßt den Okellus und den Timäus von Lokris anstößige Dinge denken und sagen, die ihnen niemals in den Sinn gekommen sind. Eben dieser Mensch ist itzt von den nordischen Himmelsstrichen, von den äußersten Enden jenes Preußens ausgeworfen, wo der Unglaube und die falsche Weisheit der Welt ihren Sitz aufgeschlagen haben, und befindet sich mitten unter uns, wo er, gleich dem Feinde des menschlichen Geschlechts, auf allen Seiten seine Netze auswirft, damit sein Raub in die Schlingen fallen möge, die er ihm gelegt hat.«

»Gott hat zu seinem Volke gesagt: »Brechet jeden Bund mit dem Ruchlosen, oder ich breche meinen Bund mit euch und euren Kindern. Rottet aus die Frevler und Abgötter, d. i. die Philosophen.« Eben die Worte richte ich an euch, meine theuren Brüder. Duldet den Feind eures Heils nicht in eurer Mitte! Laßt ferne Lande sein zwischen euch und dem, der euren Glauben untergraben will! Mauern müssen euch trennen von diesem Genossen Belials, von diesem Bruder des Geistes, der in der Finsterniß herrscht, von diesem

Sohne Luzifers, der in den Abgründen der Quaalen brüllt, wenn er den Kindern der Kirche Übles zufügen kann. Oder bewaffnet vielmehr eure Arme, wie jene tapfern Leviten, die in Heiligkeit mordeten, und ihre Brüder in der Wüste umbrachten! Reiniget die Schlösser d'Argens und Eguilles von dem Anblick des Unreinen, der sie befleckt! Rottet aus der Zahl der Lebendigen diesen Geist, der sich gegen die Kirche empört! — Ihr werdet für die Kirche kämpfen. Streiter des lebendigen Gottes, ihr werdet seine Sache schützen! Dann wird dieses glückliche Land wieder schöne Tage sehen; die Ungeheuer werden verschwinden, die Jahreszeiten in ihren rechten Grenzen bleiben, und dieses geliebte Volk wird, mit dem Schilde des Glaubens bedeckt, gesichert sein vor den vergifteten Pfeilen, welche der Unglaube zu seinem Verderben abschießt. Ein strafbares Opfer wird den Zorn des Himmels stillen. Nach dieser heiligen und seligmachenden Härte werden wir wieder mit dem Ewigen versöhnt sein, und ihm Gesänge singen in der Einfalt unsers Herzens, und in dem frommen Unverstande unsers Geistes. Dann können wir in vollkommner Blindheit seine unbegreiflichen Geheimniße im Glauben und im Geiste anbeten. Die wilden Thiere werden vor unserm Eifer Ehrerbietung haben; die Hyänen durch Weihwasser verjagt

werden; unser lebendige und brünstige Glaube wird den Winter mildern, Berge versetzen, und unsre Ölbäume wieder grün machen. Schon machen die kalten Nordwinde den sanften Zephyren Platz; die Bäume schlagen aus, und ihr stolzer Gipfel bedeckt sich mit Früchten. Die Verheißungen, die der Ewige seinen Kindern gegeben hat, gehen in Erfüllung; er wird euch mit seinen Gaben überhäufen; eure Keller werden reichlich voll Öl und eure Keltern voll Weins sein; ihr werdet das Fleisch eurer Feinde essen, und eure Kinder werden zahlreich euren Tisch umgeben, wie die zarten Weinreben, die in unsern fruchtbaren Bergen Lauben bilden.«

»Zuletzt, meine theuren Brüder, habe ich euch noch bei der Barmherzigkeit Gottes zu beschwören, daß ihr mit Eifer und mit frommen Triebe in der Verfolgung des Ruchlosen verfahret, auf dessen Ausrottung das Ende unsers Unglücks und der Segen des Himmels beruht. Die Kirche ist ein unerschütterlicher Felsen, an dem die Wogen des Irrthums zerschellen, ohne ihn zu verletzen. Haltet euch, meine theuren Brüder, an diesen Felsen, an diese sichre Freistatt, und euer Glaube wird siegreich die verwegene Weisheit der Welt und die stolze Vernunft zu euren Füßen hingestreckt sehen.«

»Ihr seid unsre Heerde, und Wir euer Hirt.

Als solcher sind Wir verpflichtet, daß Wir euch warnend die Werke der Bosheit anzeigen, die man verbreitet, diese dicken Dämpfe, die aus dem Pfuhl des Abgrundes aufsteigen, und die Verderben und ewigen Tod aushauchen. Deswegen nun, und dieweil die Bücher unter folgenden Titeln: »Jüdische Briefe,« »Sinesische Briefe,« »Kabbalistische Briefe,« »die Philosophie der gesunden Vernunft,« »Kommentar über den Okellus und über den Timäus von Lokris,« und »Leben des Kaisers Julian,« nachdem Wir sie mit Männern von großer Frömmigkeit geprüft, und sie allenthalben voll irriger, falscher und ketzerischer Sätze gefunden haben, welche fromme Ohren beleidigen, anstößig und gotteslästerlich sind: als verbieten Wir demnach männiglich in Unsrer Diözese besagte Bücher zu lesen oder zu behalten, bei Strafe des Gesetzes. Den Verfasser aber thun Wir hiermit in den Bann, wo sein Loos sein wird, wie das Loos Koras, Dathans und Abirams, und wollen, daß dieses Unser gegenwärtiges Mandat bei der Predigt der Parochialmessen in den Kirchen der Städte und Vorstädte Unsrer Diözese verlesen werde.«

Gegeben zu Aix in Unserm bischöflichen Pallaste, den 15. März 1766.

Antonius von Brankas,
Bischof von Provence.

Der König ließ von diesem ganz im bischöflichen Kanzleistil abgefaßten Hirtenbriefe eine kleine Anzahl Exemplare abdrucken, und einige davon ohne Namen an Personen von des Marquis Bekanntschaft in der Provence senden, damit dieser Aufsatz ihm durch dieselben zukommen sollte. Die Absicht war theils Scherz, theils daß der Marquis, dessen lebhafte Einbildungskraft die Besorgniß der Gefahr übertreiben würde, den Hirtenbrief vielleicht für wirklich echt halten, und desto eher zurückkommen sollte. In dieser letzten Absicht that dieser angebliche Hirtenbrief viel größere Wirkung, als der König im Sinne hatte. Er hatte nicht daran gedacht, daß man damals in der Provence nicht so tolerant als in den preußischen Staaten war, daß die Einwohner mehrentheils bigottkatholisch waren, und daß ein erzbischöflicher Befehl dort kein Gegenstand des Spaßes sein konnte. Anfänglich ward auch wol der Hirtenbrief in Aix und Toulon wirklich für echt gehalten. Der Marquis lachte zwar darüber; als er aber sah, daß viele Bewohner jener Städte die Sache ernstlich nahmen, so hatte er deshalb einige sehr unangenehme Stunden. Bei seiner Zurückkunft schalt er darüber den König, nach seiner Art, wacker aus. Dieser lachte über diese Schäkerei. D'Argens aber

behauptete immer: daß dies mehr als Spaß sei.

Als ein Beweis von Friedrichs muntrer Laune wird gewiß der apostolische und theologische Kommentar über die heiligen Prophezeihungen des heiligen Vaters des Blaubarts nicht unwillkommen sein. Vernünftigen und aufgeklärten Lesern braucht der Zweck dieser Schrift nicht erst erklärt zu werden; er ist sehr leicht einzusehen.

Vorerinnerung des Bischof Dupuis.

»Es muß der Welt bekannt gemacht werden, daß man vor Kurzem unter den Papieren des verstorbenen Don Calmet einen theologischen Kommentar über das so nützliche als erbauliche Werk, den Blaubart, entdeckt hat. Man hat angestanden, es zu seiner Zeit mit den übrigen Werken dieses gelehrten Benediktiners bekannt zu machen, weil der Doktor Tamponet und noch andre Mitglieder der Sorbonne mit recht anstößiger Hartnäckigkeit behaupteten, Blaubart sei kein kanonisches Buch. Der Erzbischof von Paris, dessen

große Gelehrsamkeit so bekannt ist, der Kardinal von Rohan, der für einen der größten Theologen des Landes gehalten wird, der Bischof Dü Velai, der sich durch seinen Eifer hervorthut, Herr von Montpellier, Herr von Tours, kurz, die vornehmsten von unsrer Geistlichkeit bewiesen, daß Blaubart kein apokryphisches Buch sei, welches denn eine Streitigkeit von auserlesener Gelehrsamkeit veranlaßte. Die Partei des Blaubarts stützte sich auf den Erasmus, welcher ihn in seinem unvergleichlichen Lobe der Narrheit anführt; auf den heiligen Athanasius, der in seiner Streitigkeit wider die Arianer Stellen daraus anführt; auf den heiligen Basilius, der ihn sehr orthodox findet; auf den heiligen Gregorius von Nazianz, der sich auf die in einer Apologie der christlichen Religion enthaltenen Prophezeihungen stützt, welche er an den Kaiser Julian gerichtet; auf den heiligen Johann Chrysostomus, welcher aus diesem gottseligen Buch die schönsten Rednerfiguren schöpfte, womit er seine bewundernswürdigen Homilien schmückte. Der fromme Bischof Las Casas las alle Tage einige Seiten darin, seinen Glauben zu mehren und zu stärken. Blaubart war das Brevier des Papstes Alexander des Sechsten. Der Kardinal von Lothringen urtheilte ebenfalls, daß dieses Buch kanonisch sei. Wenn man also die Stimmen zählt,

so übertrifft die Anzahl derer, welche den Blaubart für ein prophetisches und auf Eingebung geschriebenes Buch halten, bei weitem diejenigen, welche es im Verdacht des Gegentheils haben. Hier ist alles, was wir von seinem Ursprunge wissen. Blaubart erschien zuerst in Alexandrien mit der Übersetzung, welche die siebzig Dollmetscher von den fünf Büchern Mosis und den übrigen Büchern des alten Testamentes herausgaben. Während der Gefangenschaft der Stämme hatten sie das alte Testament verloren; aber die Samariter hatten diese Bücher, wobei Blaubart sich befand, aufbewahrt. Nachdem das Volk, als es aus Babylon kam, nach Jerusalem zurückkehrte, gaben sich Esra und Nehemia viel Mühe, Alles, was sie von diesen verlornen köstlichen Schriften wieder zusammen bringen konnten, zu sammeln. Sie fanden einige, und setzten das Übrige aus ihrem eigenen Gedächtniß hinzu. Da nun ihre Arbeit unermeßlich und die Eile, in der sie dieselbe liefern wollten, sehr groß war, vernachläßigten sie es, den Blaubart den andern heiligen Schriften beizufügen, welche sie, so gut sie es vermochten, wieder herstellten. Und eben dieser Nachlässigkeit des Esra sind vornämlich die Zweifel zuzuschreiben, welche einige Gelehrte gegen die Authentizität dieser Schrift geäußert haben.«

Um aber alle Zweifel zu heben, die man noch in Ansehung des Blaubarts hegen könnte, darf man nur lesen, was der heilige Franziskus von Assisi davon schreibt. Dieser Heilige, der ihn streng untersucht hatte, sagt: »Dieses Buch hat das voll»ständigste Gepräge göttlicher Eingebung, es ist »eine Parabel, oder vielmehr Weissagung von dem »ganzen Werk unsrer Seligkeit; ich erkenne darin »die Schreibart der Propheten, es hat die An»muth des Hohenliedes, das Wunderbarerhabene »des Propheten Jesaias, den männlichen Nachdruck »des Ezechiel, und alles Pathetische des Jeremias. »Und da in dem hebräischen Text kein Ausdruck »noch sonst irgend eine Spur der syrischen Sprache »zu finden ist, so ist es unstreitig ausgemacht, daß »der göttlich inspirirte Verfasser des Blaubarts »lange Zeit vor der babylonischen Gefangenschaft »gelebt haben muß.« Der heilige Franziskus setzt sogar voraus, er müsse ein Zeitgenosse des Propheten Samuel gewesen sein, welches wir uns aber nicht zu behaupten, noch zu bestätigen getrauen. Der Name des Verfassers von diesem heiligen Buche ist nicht bis auf uns gekommen, welches ein Beweis seiner großen Bescheidenheit ist, in welcher ihn die Schriftsteller unsers Jahrhunderts nicht erreichen werden. Wissen wir doch aber auch nicht, wer die Verfasser des Buches

Ruth, des Hiob und der Makkabäer sind. Vielleicht hat unser heilige Prophet hierin eine Ähnlichkeit mit Moses, der, wie Niemand auf der Welt, uns die Geschichte seines Todes und Begräbnisses erzählen konnte. Wir müssen uns also mit dem begnügen, was unser berühmte Kommentator Don Calmet uns von dem Blaubart sagt. Er findet eine heilsame Lehre zur Erbauung frommer Seelen, und augenscheinlich erfüllte Weissagungen darin; er fügt hinzu, daß diese Weissagungen hauptsächlich von großem Gewicht zur Bestätigung unsrer heiligen katholischen römisch apostolischen Religion sein würden. Unersetzlicher Verlust wär' es für die streitende Kirche gewesen, wenn dieser schätzbare Kommentar länger unterdrückt geblieben wäre. Wir machen ihn aus mehr als Einer Ursache bekannt. Leider! nähern wir uns den letzten Zeiten, der große Tag kommt heran, der aller menschlichen Eitelkeit ein Ende macht. Alles, was uns vorher gesagt ist, geht in Erfüllung. Die Natur verliert ihre Fruchtbarkeit; das menschliche Geschlecht verschlimmert sich immer mehr und mehr, zusehends siegt schon die Verkehrtheit der gesunden Vernunft über die christliche Einfalt, der brennende Eifer für den Glauben geht in sträfliche Gleichgültigkeit über, die neuern Irrthümer erheben sich über die alten Wahrheiten, der

Glaube

Glaube wird für die Wirkung der Thorheit und des Schwachsinns, der Unglaube für Anstrengung der Vernunft gehalten. Unsre Feinde greifen uns nicht mehr im Verborgenen an; anstatt, wie ehedem, zu untergraben, laufen sie heftig Sturm auf die vornehmsten Grundpfeiler unsers Glaubens. In zahlreichen Haufen versammeln sie sich zu verschiedenen Fahnen der Ketzerei; sie umringen uns von allen Seiten. Luzifer streitet an ihrer Spitze, unsern Gottesdienst und unsre Altäre zu zerstören. Die Kirche ist bis in ihre heilige Grundfesten erschüttert, sie drohet den Einsturz, und ist im Begriff, in sich selbst zu zertrümmern. Diese heilige Mutter girrt gleich einer Taube, sie schreiet gleich einem Hirsche, den der unbarmherzige Jäger tödten will. Sie ruft in ihrer großen Traurigkeit nach ihren Kindern. Es ist Rahel, die um ihre Kinder weint, und sich nicht trösten lassen will. Laßt uns ihr zu Hülfe eilen. Laßt uns ihren alten geweiheten Bau mit dem heiligen Kommentar des Don Calmet über den Blaubart unterstützen. Diesen gelehrten Benediktiner wollen wir, gleich einem Schilde, vorhalten, die vergifteten Pfeile abzuhalten, welche eine unheilige Philosophie auf uns schleudert, daß die Pforten der Hölle nicht eine Kirche überwältigen, welche auf den Fels unsers Heils gegründet ist. Möchten doch alle in ihren

Lüsten und in ihrem Unglauben verhärtete Herzen durch das Lesen dieses göttlichen Kommentars erweicht werden! und möchten doch auch diejenigen, welche den Geschmack an den geistlichen Ergötzlichkeiten verloren haben, und in die Gottlosigkeit des Jahrhunderts versunken sind, durch Don Calmet und den Blaubart gestärkt, sich überzeugen, daß, wenn sie es sich zu sehr angelegen sein lassen, ihre Begierde nach irdischen Dingen zu befriedigen, sie dieser vergänglichen Güter wegen vielleicht unwürdig werden, künftig eine ewige Glückseligkeit zu genießen.

Blaubart.

(Eine Erzählung.)

Es war einmal ein Mann, der schöne Häuser in der Stadt und auf dem Lande, goldnes und silbernes Geräth, gestickten und verbrämten Hausrath, und über und über vergoldete Kutschen hatte. Unglücklicher Weise aber hatte dieser Mann einen blauen Bart: das machte ihn so häßlich und so abscheulich, daß es keine Frau oder Mädgen gab, die nicht vor ihm gelaufen wäre. Eine vornehme Frau in seiner Nachbarschaft hatte zwei

vollkommen schöne Töchter; er hielt bei ihr um die eine an, ließ ihr aber die Wahl, welche von beiden sie ihm geben wollte. Die Mädgen aber wollten ihn alle beide nicht, und schickten ihn einander zu, da keine sich entschließen konnte, einen Mann zu nehmen, der einen blauen Bart hatte. Was sie aber noch weit mehr abschreckte, war, daß er schon zuvor verschiedene Frauen geheirathet hatte, und man doch gar nicht wußte, was aus ihnen geworden war. Um nähere Bekannschaft mit ihnen zu machen, führte sie Blaubart mit ihrer Mutter und drei oder vier ihrer besten Freunde, nebst einigen jungen Leuten aus der Nachbarschaft, auf eines seiner Landhäuser. Man hielt sich acht Tage dort auf. Da gab es nun nichts als Spazierfahrten, Jagdpartien und andre Lustbarkeiten, nichts als Tanz und feine Soupees; da ward an keinen Schlaf gedacht, und man brachte die Nacht unter hundert kleinen Schäkereien hin. Kurz, es ging alles so gut, daß die jüngste von den Schwestern bald anfing zu finden, der Herr vom Hause habe keinen blauen Bart mehr, und sei ein recht artiger Mann. Sobald man wieder zur Stadt zurück kam, ward die Heirath vollzogen. Einen Monat darnach sagte Blaubart zu seiner Frau, er müsse einer wichtigen Angelegenheit wegen eine Reise von wenigstens sechs Wo-

chen nach der Provinz thun, er bäte sie, sich während der Zeit nichts abgehen zu lassen; sie möchte ihre guten Freundinnen zu sich einladen, mit ihnen aufs Land oder sonst wohin gehen, und allenthalben fröhlich und guter Dinge sein. Hier sind, sprach er, die Schlüssel zu den Vorrathskammern. Dieses ist der zu dem goldnen und silbernen Geräthe, das nicht immer im Gebrauch ist; hier ist der zu meinen Geldkasten; dieser ist zum Juweelenbehältniß, und jener ist der Hauptschlüssel zu allen Zimmern. Dieser kleine Schlüssel hier aber, ist der zum kleinen Kabinet zu Ende der untern großen Gallerie. Gehe allerwegen hin, öfne alles; was aber das kleine Kabinet betrift, so verbiete ich dir hineinzugehen: und wenn es dir dennoch einfiele, es sehen zu wollen, so kannst du das Ärgste von meinem Zorn erwarten. Sie versprach, alles genau zu befolgen, was ihr befohlen war, und nachdem er sie umarmt hatte, stieg er in seine Kutsche und reisete ab. Die Nachbarinnen und guten Freundinnen warteten nicht erst ab, bis sie zur jungen Frau geholt wurden, so ungeduldig waren sie, alle Schätze des Hauses zu besehen; denn so lange er zu Hause war, wagten sie nicht zu kommen, weil sie sich vor dem blauen Barte fürchteten. Nun ging es an ein Besichtigen; aus den Zimmern in die Garderoben, aus den Garderoben

in die Kabinetter. Dann stiegen sie zu den Meubelkammern, wo sie ebenfalls genug zu bewundern fanden; die Schönheit der Tapeten, Betten, Sophas, Armleuchter, Tische und Spiegel, ja sogar Spiegel, worin man sich vom Haupt bis zu den Füßen sehen konnte. Sie hörten gar nicht auf, das Glück ihrer Freundin zu preisen und zu beneiden; sie aber fand gar kein Vergnügen daran, alle diese Reichthümer zu betrachten, weil sie vor Ungeduld brannte, in das untere Kabinet zu gehen. Ihre Neugierde ward endlich so dringend, daß sie, ohne zu bedenken, wie unartig es sei, ihre Gesellschaft zu verlassen, durch eine verborgne Treppe hinunter ging, und zwar so eilfertig, daß sie einigemal im Begriff war, hinab zu stürzen. Als sie an die Thür des Kabinets kam, blieb sie eine Weile davor stehen, weil ihr das Verbot ihres Mannes einfiel, und überlegte, ob ihr für ihren Ungehorsam nicht ein Unglück begegnen könne; aber die Versuchung ward so mächtig, daß sie derselben unterlag. Sie nahm also den kleinen Schlüssel, und öfnete zitternd das Kabinet. Anfänglich sahe sie nichts, weil die Fensterladen zu waren; nach einigen Augenblicken ward sie aber gewahr, daß der Fußboden ganz mit geronnenem Blute bedeckt war, worin sich die Körper verschiedener todten Frauen spiegelten, die rings herum an den

Wänden hingen. Diese waren die Frauen, die Blaubart geheirathet, und eine nach der andern erwürgt hatte. Sie war vor Schrecken beinahe des Todes, und der Kabinetsschlüssel, den sie wieder aus dem Schlosse gezogen hatte, fiel ihr aus der Hand. Als sie sich etwas erholt hatte, hob sie den Schlüssel auf, schloß die Thür zu, und ging in ihr Zimmer, um sich wieder ein wenig zu fassen; allein es gelang ihr schlecht, sie war zu sehr bewegt. Nun bemerkte sie erst, daß der Kabinetsschlüssel Blutflecken hatte; sie wischte ihn verschiedenemal ab, aber er war und blieb blutig, sie mochte so viel wischen, als sie immer wollte; denn der Schlüssel war bezaubert, und es gab kein Mittel, ihn ganz rein zu machen. War das Blut auf der einen Seite fortgeschafft, so kam es auf der andern gleich wieder hervor. Blaubart kam noch an dem nämlichen Abend von seiner Reise zurück, und sagte, er habe unterweges Briefe erhalten, wodurch er erfahren, die Angelegenheit, um derentwillen er die Reise unternommen, sei schon glücklich beendet. Seine Frau that ihr möglichstes, ihm zu zeigen, wie froh sie über seine schnelle Rückkehr sei. Den folgenden Morgen forderte er die Schlüssel von ihr zurück; sie gab sie ihm, aber mit einer so sehr zitternden Hand, daß er sehr leicht errieth, was geschehen war. Wie kommt es, sagte

er, daß der Kabinetsschlüssel nicht bei den übrigen ist? Ich habe ihn vielleicht oben auf meinem Tisch liegen lassen, antwortete sie betroffen. Unterlaß nicht, ihn mir sogleich zu bringen, sagte Blaubart; und nach einigen Ausflüchten ihrerseits mußte sie den Schlüssel holen. Blaubart betrachtete ihn von allen Seiten, und sagte dann zu seiner Frau: Wie kommt es, daß Blut an dem Schlüssel ist? Ich weiß es nicht, antwortete die arme Frau, und ward todtenblaß. Du weißt es nicht? erwiederte Blaubart; so weiß ich es, du hast wollen in das Kabinet gehen. Nun dann, Madame, Sie sollen hinein, und Ihren Platz bei den Damen, die sie dort gesehen haben, bekommen. Sie warf sich ihrem Mann zu Füßen, weinte und flehete um Verzeihung, mit allen Merkmahlen einer aufrichtigen Reue, daß sie ungehorsam gewesen war. So traurig und schön als sie da war, hätte sie einen Tiger erweicht. Aber Blaubart hatte ein Herz, härter als Felsen. Sie müssen sterben, Madame, sagte er spöttisch, und das den Augenblick. Weil ich denn sterben muß, antwortete sie, und sah ihn dabei mit thränenden Augen an, so laß mir nur noch so lange Zeit, daß ich ein wenig beten kann. Ich gebe dir noch eine halbe Viertelstunde, antwortete Blaubart, aber keinen Augenblick mehr. Als sie allein war, rief sie ihre Schwester, und sagte:

Schwester Anna, (denn so hieß sie) steige doch, ich bitte dich, oben auf den Schloßthurm, und siehe, ob meine Brüder nicht kommen; sie haben versprochen, mich heute zu besuchen, und wenn du sie gewahr wirst, so gib ihnen ein Zeichen, daß sie herbei eilen. Schwester Anna stieg auf den Thurm, und die arme Betrübte rief von Zeit zu Zeit: »Anna, meine Schwester Anna, siehest du Niemand kommen?« Und Schwester Anna antwortete ihr: »Ich sehe nichts, als Sonnenstaub und grünes Gras.« Unterdessen hatte Blaubart ein grosses Messer zur Hand genommen, und rief aus allen Kräften seiner Frau zu: Komm herunter, oder ich komme zu dir hinauf. Nur noch einen Augenblick, antwortete sie, und sogleich rief sie wieder ganz leise: »Anna, Schwester Anna, siehst du Niemand kommen?« Und Schwester Anna antwortete: »Ich sehe nichts, als Sonnenstaub und grünes Gras.« Komm doch einmal herunter, rief Blaubart, oder ich werde hinauf kommen. Ich komme gleich, antwortete sie, und dann rief sie sogleich; »Anna, Schwester Anna, siehest du noch Niemand kommen?« — »Ich sehe, antwortete Schwester Anna, einen starken Staub, der diesseits herfliegt.« — »Sind es nicht meine Brüder? — »Leider! nein liebe Schwester, es ist nur eine Heerde Hammel.« — Willst du denn nicht einmal kommen? schrie

Blaubart wüthend. — Nur noch einen Augenblick, antwortete seine Frau, und nun rief sie wieder: »Anna, Schwester Anna, siehest du denn noch nichts kommen?« — »Ich sehe, antwortete jene, zwei Reiter, die hieher kommen; aber sie sind noch weit, sehr weit von hier. Gott Lob, rief sie einen Augenblick nachher, es sind meine Brüder; ich winke ihnen, so viel ich nur kann, daß sie eilen sollen.« — Nun fing Blaubart an so gewaltig zu schreien, daß das Haus davon erbebte. Die arme Frau ging nun hinab, und warf sich ihm ganz trostlos mit hängendem Haar zu Füßen. Das hilft dir alles nichts, sagte Blaubart: Du mußt sterben! wickelte sich dann ihre Haare um die eine Hand, und mit der andern hob er das Schwert in die Höhe, ihr den Kopf abzuhauen. Die arme Frau sah ihn noch einmal mit wehmüthigen Blicken an, und bat nur noch um einen Augenblick, sich mit ihm versöhnen zu können. Nichts, nichts, rief er grimmig, befiehl dich dem Himmel. — Schon hob er den Arm auf — — Indem klopfte man so heftig an die Thür, daß Blaubart plötzlich einhielt. Es ward aufgemacht, und siehe da, es kamen zwei Herren herein, die sogleich ihre Degen zogen, und auf Blaubart los gingen. Er sah nun, daß es seiner Frau Brüder waren; der eine war Dragoner, der andre Gardeoffizier. Blaubart

suchte zu entfliehen, aber die Brüder eilten ihm nach, erreichten ihn, ehe er noch an der Thür war, und stießen ihm den Degen durch den Leib, daß er starb. Die arme Frau war beinahe so todt, als ihr Mann, und hatte nicht die Kraft aufzustehen, ihre Brüder zu umarmen. Blaubart hatte, wie sichs fand, keine Erben, und hinterließ also seiner Frau sein ganzes Vermögen. Einen Theil desselben wendete sie dazu an, ihre Schwester Anna mit einem jungen Edelmann zu verheirathen, den sie schon längst liebte; und dann kaufte sie ihren beiden Brüdern Kompagnien. Das übrige behielt sie selbst. Hierauf verheirathete sie sich mit einem sehr rechtschaffenen Mann, bei dem sie die böse Zeit vergaß, welche sie mit dem häßlichen Blaubart zugebracht hatte.

Moral.

Die Neugier lockt zwar stark und sehr;
Doch zeigt sich täglich mehr und mehr,
Daß sie oft schlimme Folgen hat.
Mit Gunst mag es gesagt dann sein:
Die Lust, die sie gewährt, ist klein,
Und eilig wird man ihrer satt.
Hat man auch das, was man gehoft;
Zu theuer, ach! bezahlt man's oft!

Des Don Calmet theologischer Kommentar über den Blaubart.

Um ganz in den mystischen Sinn dieses göttlichen Werks eindringen zu können, muß man es zuvor sorgfältig studirt haben. Obschon der Name des heiligen Verfassers nicht bis auf uns gekommen ist, so kann man dennoch urtheilen, wenn man die Schreibart des hebräischen Textes untersucht, daß er ein Zeitgenosse des Propheten Samuel gewesen sein muß. Er bedient sich der nämlichen Ausdrücke, die man im Hohenliede findet, wie auch einiger Phrasen, die mit den Psalmen Davids übereinkommen, woraus sich denn schließen läßt, er müsse noch lange vor der babylonischen Gefangenschaft gelebt haben. Das Werk ist in der morgenländischen Schreibart abgefaßt. Es ist eine Parabel, welche, bei der allerchristlichsten und erhabensten Moral, zugleich eine der augenscheinlichsten Weißagungen über die Ankunft des Meßias und seines merkwürdigen Siegs über den ewigen Feind Gottes und der Menschen ist. Dieses Buch, wozu wir einen Kommentar liefern, ist eine sehr reichhaltige Mine; je tiefer man darin nachgräbt, je mehr Schätze entdeckt man. Hier paßt der Ausspruch: »Bei Blaubart tödtet der Buchstabe, aber der Geist macht lebendig.« Die Bücher des alten

Testaments haben alle das nämliche Gepräge. Die Kirchenväter und diejenigen Gelehrten, die in den heiligen Schriften am meisten bewandert waren, sind anhaltend bemüht gewesen, nach dem verborgenen Sinne der inspirirten Verfasser zu haschen, und oft ist es ihnen gelungen, indem sie Stellen aus verschiedenen Propheten verglichen, und eine durch die andre zu erklären suchten. Wir wollen uns ebenfalls dieser weisen Methode bedienen, um die göttlichen Wahrheiten, und die auffallenden Weißagungen, welche die heilige Parabel vom Blaubart unserm Nachdenken darstellt, in das ungezweifeltste Licht zu setzen.

Mit welcher rührenden Einfalt hebt er nicht an: »Es war einmal ein Mann, der schöne Häu»ser in der Stadt und auch auf dem Lande hatte.« Schon dieser Anfang zeigt sehr deutlich an, daß er aus göttlicher Eingebung schrieb. Er sagt nicht, in dem und dem Jahre war, sondern: es war einmal ein Mann, rc. weil er schon im Voraus alle die Streitigkeiten der Ungläubigen, in Ansehung der Zeitrechnung, sah, nämlich über die Geburt Christi, seine Reise nach Ägypten, die Dauer seines heiligen Lehramts, und endlich die Zeit seines Sterbens und seiner Auferstehung. Er zieht also diese erhabene Einfalt jener historischen Genauigkeit vor: »Es war einmal ein Mann; dieser

»Mann hatte schöne Häuser in der Stadt und »auch auf dem Lande.« Dieses ist der echte erzählende Ton. Der heilige Verfasser bezeichnet durch diese verschiedenen Besitzungen die Begehrlichkeit desjenigen, von dem die Rede ist; er hatte sich an die vergänglichen Güter dieser Welt gehangen. Vermuthlich rühmte er sich seines Reichthums, und achtete für nichts die Güter des künftigen Lebens. »Er hatte einen blauen Bart,« so geht er stufenweise weiter. Dieser Mann ist reich, er ist eitel, er hat einen blauen Bart: dies ist das charakteristische Abzeichen des Teufels. Dieser Urheber aller unsrer Plagen kann unmöglich einen Bart wie die Menschen haben: blau muß er sein; denn der Teufel, der Eva im Paradiese in Gestalt einer Schlange versuchte, hatte eine bläuliche Farbe. Ich stütze diese Behauptung auch noch auf einen physischen Grund. Die Lampen, die mit Öl brennend erhalten werden, werfen eine bläuliche Ausdünstung von sich, und die Teufel, welche die Verdammten in große Gefäße voll siedenden Öls tauchen, färben unvermerkt dabei ihren Bart blau, so wie diejenigen, die in den Vitriolminen arbeiten, zuletzt grünliches Haar bekommen. Diese Abzeichen und diese Farben werden dem bösen Geiste zugeeignet, damit die Menschen den Feind ihrer Seligkeit sogleich daran erkennen können. Wir

haben Augen, und sehen nicht; allein wir untersuchen nichts. Das macht unsre Trägheit, unsre Laulichkeit, unsre strafbare Nachlässigkeit; die läßt uns in alle Netze fallen, welche dieser aufrührerische und boshafte Geist uns aufstellt. Wir sind nicht aufmerksam genug auf das Heil unsrer unsterblichen Seelen. Der Verführer habe einen blauen Bart oder nicht, niemand denkt darüber nach. Er schmeichelt unsern Begierden, wir lassen uns verführen; wir vertrauen uns ihm an, und wir sind verloren. Die Parabel erklärt diese wichtige Wahrheit so: »Eine vornehme Dame hatte »zwei Töchter zu verheirathen; Blaubart hielt um »die eine an.« Man bemerke, daß sich der Teufel stets an die Weiber wendet. Er weiß es, daß dieses Geschlecht der Verführung empfänglicher ist, als das unsrige. Nun füge man noch hinzu, daß es diesem Feinde Gottes einerlei sei, ob es die älteste oder jüngste Tochter ist, wenn er nur seine Beute erhascht. »Lange konnten sie sich nicht ent»schließen, den Blaubart zu heirathen, weil er »schon verschiedene Frauen gehabt hatte, und nie»mand wußte, was aus ihnen geworden war.« Das machte, noch rang die Gnade in den Herzen dieser jungen Mädgen, und flößte ihnen einen geheimen Abscheu gegen diesen Fürsten der Finsterniß ein. Man muß sich hüten, vertraut mit ihm zu

werden, oder man wird früh oder spät dafür büßen. Hütet euch, den ersten Schritt auf der Bahn des Lasters zu thun; der zweite folgt ohne Gewissensbisse nach. »Und Blaubart führte diese Fräu»lein, mit noch einigen jungen Leuten, nach einem »seiner Landhäuser, wo es nichts als Bälle, Lust»barkeiten und Spazierfahrten gab.« Man kann die Ränke des Satans, und den Weg, den er einschlägt, uns zu verführen, nicht deutlicher vorstellen, als es in dieser Parabel geschieht. Erst flößt er uns Geschmack an Vergnügungen ein: da gibt es nichts als prächtige Gastmähler, schlüpfrige Bälle, verführerische Unterhaltungen; dann zündet er das Feuer der Begierden in uns an: Wollust, Reichthum, Hochmuth, Verachtung des Guten, und so sucht er nach und nach die Knechte Gottes abwendig zu machen. Wir sind wie trunken von dieser vergänglichen Lust der Welt, wir streben nicht mehr nach der ewigen Glückseligkeit, und unsre frechen, unseligen Leidenschaften stürzen uns in einen Abgrund des Jammers. Durch solche treulose Ränke gelang es dem bösen Geist, als er den Himmel verließ, die Hölle zu bevölkern, welche sein Königreich ist. Hauptsächlich aber merke man auf die schnellen Fortschritte, welche seine Versuchungen auf die Herzen der Unschuld machten. Er riß die jüngere der Schwestern, die am wenigsten

Erfahrung hatte, an sich, und heirathete sie, zum Unglück des armen Mädgens. Unter diesem jungen Mädgen versteht der heilige Verfasser nichts anders, als das jüdische Volk, welches, uneingedenk der göttlichen Wohlthaten und aller zu seinem Besten bewirkten Wunder, hinging und den falschen Göttern opferte, nämlich den Teufeln, und in alle heidnischen Abgöttereien verfiel. Mit diesen großen theologischen Einsichten und tief eindringendem Sinn lehrt uns unser heilige Verfasser diese erhabenen Wahrheiten. Das junge Mädgen verläßt das väterliche Haus, um sich mit Blaubart zu verheirathen. Die Juden verlassen den Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs, um dem Baal-Phegor und andern Göttern, welche die Hölle auf die Erde gespieen hatte, anzuhangen. Man fängt damit an, daß man laulig wird; man wird kaltsinnig, vergißt Gott, läßt sich in die Sünde ein, versinkt in ihrem Schlamm, endlich ist man so darin vertieft, daß man nicht mehr herauskommt; und der Mensch ist in dem Augenblick verloren, da ihn die mitwirkende Gnade verläßt. Ein Schwindelgeist bemächtigt sich seiner Sinne; er steht am Rande des Abgrundes, ohne daß er die Tiefe kennt, die ihn verschlingen wird. Die junge Vermählte, von einem unseligen Irrthum geblendet, wird nicht gewahr, daß ihr Gatte einen blauen

Bart hat. Eben so werden wir nicht gewahr, wenn wir uns von der Heftigkeit der Leidenschaft hinreißen lassen, daß das Laster eine abscheuliche Gestalt hat. Der Sünder schwimmt dahin ohne Steuer und Kompaß, und wird dann ein Raub der ungestümen Wellen, die endlich sein armes kleines Schiflein zerschmettern. »Kaum war Blau»bart verheirathet, so unternahm er eine Reise von »sechs Wochen, gewisse Angelegenheiten zu Stande »zu bringen, und empfahl seiner Frau, sich in sei»ner Abwesenheit wohl zu belustigen.« Der Teufel ist nicht mit Einem Raube zufrieden; immer thätig den Menschen zu schaden, sucht er beständig neue Beute. »Als Blaubart verreisete, gab er sei»ner Frau die Schlüssel zu allen seinen Schätzen, »und auch einen heimlichen Schlüssel zu einem Ka»binet, welches er ihr zu öffnen untersagte.« Wie viele Lehren in diesen wenigen Worten! Der alte Verführer, der sein Handwerk durch die Erfahrung so vieler Jahrhunderte vollkommen ausgelernt hat, verrückt das Gehirn einer jungen Person dadurch, daß er ihr Geschmack an dem Reichthum beibringt. Er will, daß wir unser Herz an irdische und vergängliche Güter hängen sollen, um uns von den unvergänglichen Freuden des Paradieses loszureißen. Durch dieses Mittel gelang es ihm, den weisesten der Könige irre zu führen: er gab dem Sa-

lomo alles Gold aus Ophir. Mit diesem Golde nun fing Salomo an, dem Herrn einen Tempel in Jerusalem zu bauen: dieses war der gute Gebrauch, den er davon machte; aber der Satan ließ deshalb den Muth nicht sinken. In der Folge versah sich der weise König mit siebenhundert Kebsweibern: das ist der Mißbrauch. Laßt uns hier im Vorbeigehen bemerken, wie sehr doch das Menschengeschlecht ausartet; denn kein Sardanapal unsers Zeitalters vermöchte eine so große Menge Kebsweiber zu bestreiten. Salomo ließ es hierbei nicht bewenden. Man sah ihn endlich den falschen Göttern opfern. So zieht stets ein Fall den andern nach sich. Aber laßt uns wieder zu dem heiligen Grundtexte zurückkehren. Der Schlüssel, den Blaubart seiner Gemahlin zu seinen Schätzen gab, stellt figürlich den Hauptschlüssel zur Hölle vor. Dieses sind eben die unseligen Schlüssel, welche allen Lastern Thür und Thor öffnen. Der Teufel weiß es, daß sich die mehrsten Menschen durch Reichthum blenden lassen; er hat wenige gefunden, die ihm zu widerstehen im Stande waren. Erinnert euch nur, daß, als der Fürst der Finsterniß so verwegen war, den göttlichen Meßias auf den Gipfel eines hohen Berges zu führen, er zu ihm sagte: »Siehest Du alle diese Königreiche auf Erden? Ich gebe sie Dir, wenn Du niederfällst

und mich anbetest.« Unglücklicher Reichthum, und du, unselige Hoheit, die ihr diejenigen ins Verderben stürzt, die euch lieben! Nein, die Reichen werden nicht das Himmelreich ererben. Und ihr, große Beherrscher dieser Welt, ihr, deren Stolz sich so unverschämt auf euren prächtigen Thronen brüstet: ach! ihr werdet einst ein Raub ewiger Flammen, indeß der arme Lazarus von der Höhe der Himmel eure Leiden und eure Quaalen mit Augen des Mitleids betrachtet! Zugleich laßt uns anmerken, daß der Teufel, als er seiner Gemahlin so viele Schlüssel gab, ihr das heimliche Kabinet zu öffnen untersagte. Dieser einzige Zug ist schon hinreichend, uns zu überzeugen, daß dies Buch göttliche Eingebung ist, weil diese wenigen Worte die Treulosigkeit des Teufels mit auffallenden Farben bezeichnen. Er bedient sich listiger Weise unsrer Leidenschaften, uns ins Joch zu bringen; aber er will nicht, daß wir den Trug und die List gewahr werden, durch welche es ihm gelingt, uns zahm zu machen. Indem er uns bindet, ja sogar uns fesselt, will er, daß seine Ketten uns unsichtbar bleiben, und daß wir gar nicht gewahr werden sollen, daß wir seine elende Sklaven sind. Es ist das unselige Kabinet, welches die sündenvollen Geheimnisse enthält: er will nicht, daß seine junge Gemahlin hineingehe; zugleich aber versucht er sie,

indem er ihre Neugierde erregt. Durch diese nämliche List richtete er auch unser aller Mutter zu Grunde. Er sagte zu ihr: »iß von der schönen Frucht, die Dich klug in allen Dingen machen wird; man beneidet sie Dir, weil sie vortrefflich ist; iß davon, es hängt itzt nur allein von Dir ab.« — Traurige Neugierde! unseliger, abscheulicher Apfel, du stürztest das ganze Menschengeschlecht ins Verderben! Die junge Gemahlin des Blaubart war ein Frauenzimmer, und gerade so neugierig, als unsre erste Mutter. Die Versuchung war stark. »Warum gab er mir den Schlüssel zu diesem Kabinet? warum verbot er mir, hineinzugehen?« sagte sie bei sich selbst. »Vermuthlich hat mein Gemahl seine größten und seltensten Kostbarkeiten darin aufbewahrt.« Konnte sie aber auch wol allen den Feinden widerstehen, womit sie umgeben war? Sie ward zu gleicher Zeit von dem Teufel des Vergnügens, von dem Teufel der Liederlichkeit, von dem Teufel der Reichthümer und von dem Stachel der Neugierde angegriffen. Sie sah weder das Netz, das ihr aufgestellt war, noch die erbärmlichen Folgen ihres Falles. Ach! was konnte itzt dieser schwache Überrest der genugthuenden Gnade auf ihr Herz wirken, von der schon drei Viertel bei ihrer abscheulichen Vermählung mit dem Fürsten der Finsterniß erloschen waren! Die Gnade hielt

es nicht länger aus; sie verließ sie. Von da an verfinsterte der Geist der Verblendung alle ihre Sinne, und herrschte despotisch über ihr Herz. Nun ergreift sie den Schlüssel des unglücklichen Kabinets; sie fliegt dahin, öffnet die Thüre, und — geht hinein. Gerechter Himmel, welch' ein Schauspiel stellt sich ihren Blicken dar! Die Leichname einer Anzahl ermordeter Weiber, deren Blut den Fußboden überströmt! Dieser fürchterliche Anblick erschreckt und bestürzt sie; düstre, schwarze Schwermuth erfüllt ihre Seele mit Schmerz. Der Schleier der Verblendung zerreißt; Reue und Niedergeschlagenheit nimmt die Stelle der Trunkenheit täuschender Freude ein. In dem Augenblick, als sie sich verloren achtete, sendet ihr der Himmel einen Stral der leitenden, und drei Stralen der mitwirkenden Gnade ins Herz, welches sie durch ihre Reue zuwege gebracht hatte. Da sah sie nun ihre Vergehungen in ihrer ganzen Abscheulichkeit. Schrecklicher Augenblick, in welchem sie den eifrigen Gott sieht, bewaffnet mit dem Donner, womit er sie zu tödten droht! Erschrocken und fast leblos, läßt sie den Schlüssel aus der Hand fallen; aber was war zu thun? sie mußte ihn aufheben; sie fand, daß er ganz mit Blut befleckt war. Dieses ist das unschuldige Blut, das vergossen ist, von dem gerechten Abel an, bis auf den Hohenpriester

Jojada. Es schrei't zum Himmel um Rache; es fordert von Adonai, der lange taub gegen die Klagen der wenigen Gerechten, die noch in Israel waren, blieb, daß er ihnen den sende, auf den die Völker hofften, und der den alten Feind Gottes und der Menschen stürzen sollte. Diese junge Frau war in einem entsetzlichen Zustande. Ihre Seele ward durch so manche Eindrücke durchwühlt: durch den Anblick der todten Körper, durch die Reue über ihre Vergehungen, durch die Macht der kräftigen Gnade, und durch den Abscheu, den sie nun vor dem Blaubart empfand. Trostlos und außer sich verließ sie diesen Aufenthalt der Schrecken. Sie wollte das Blut abwaschen, das an dem unseligen Schlüssel klebte, aber es wollte ihr nicht gelingen. So unauslöschlich sind die Sündenflecke, womit wir uns verunreinigen; so viel Mühe kostet es, das wieder zu reinigen, was durch das Laster besudelt ist! Indeß vernimmt Blaubart, der verreis't war, daß seine Angelegenheiten zu seinem Vortheil geendigt sind; denn mit des Teufels Angelegenheiten geht es immer gar schnell von statten. Das Böse ist leicht, das Gute schwer zu bewirken. Er kam in seinen Pallast zurück, und forderte von seiner Gemahlin sogleich den Schlüssel zu dem schrecklichen Kabinet. O Augenblick des Entsetzens für die arme Frau, der ihr alle Plagen vorstellte, wel-

che ihre Neugierde ihr zugezogen hatte; aber auch seliger Augenblick für ihr Heil, indem die Gnade sie stärkt, und sie ihrem Schöpfer wiedergibt! Blaubart schrie mit heller Stimme: »Wo ist der Schlüssel zum Kabinet?« Die junge Frau gibt ihn hin mit bebender Hand; denn schon fühlte sie einen heilsamen Abscheu vor allem Umgange mit dem Teufel. »Woher kommen diese Blutflecken auf dem Schlüssel?« fragte Blaubart. »Ich weiß es nicht,« antwortete sie, und ward dabei todtenblaß. »Nun dann, Madame,« sagte Blaubart, (der Teufel besitzt auch Lebensart) »Sie sollen hinein, um Ihre Stelle bei den Weibern, welche Sie dort gesehen haben, einzunehmen.« Ach, arme Sterbliche, lernt doch den Teufel kennen; setzt stets Mißtrauen in ihn; seid immer auf eurer Hut; er streut den Weg mit Blumen, auf welchem er euch zur Hölle führt. Anfänglich schmeichelt er wol euren Leidenschaften; aber plötzlich verwandelt er sich in den Henker eurer Seelen, und stürzt euch in den Pfuhl des Jammers. Bei dieser Gelegenheit laßt uns aber mit den heiligen Kirchenvätern bemerken, wie verschieden die Wege Gottes von den Wegen der Menschen sind. Der von der Vorsehung bestimmte Augenblick, worin sie sich vorsetzte, die junge Reuige zu erretten, war noch nicht gekommen. Diesen glücklichen Augenblick zu gewinnen, legt

der heilige Geist der jungen Frau rührende Worte in den Mund, die das Herz eines Löwen oder Tigers erweicht haben würden. Allein der Teufel, an den sie gerichtet waren, war unbarmherziger, als alle Tiger der ganzen Welt zusammen genommen. Er kennt kein andres Vergnügen, als die Gefährten seiner Verbrechen zu vermehren, diejenigen abtrünnig zu machen, die der Fahne Christi geschworen haben, sie sich beizugesellen, und sie zu Opfern der Hölle zu machen. »Sie müssen sterben, Madame,« rief Blaubart; »Sie müssen sterben, und das den Augenblick!« Barbarische Worte, welche alle Grausamkeit des bösen Geistes ausdrücken; aber auch nützliche Worte, welche der heilige Geist dem Verfasser vorgeschrieben hat, uns allen den Abscheu und Widerwillen einzuflößen, den wir vor diesem Fürsten der Finsterniß haben sollen. »Weil ich denn sterben muß,« antwortete die trostlose Gemahlin, »so bewilligen Sie mir nur eine Viertelstunde noch.« »Ja,« sagte Blaubart, »aber auch keinen Augenblick länger.« Nothwendiger und nützlicher Augenblick; kostbarer Augenblick zur Entwickelung der Parabel! Die junge Frau bedeutet, wie wir schon gesagt haben, das Volk Israel; ihre Heirath mit dem Blaubart den Götzendienst, den dieses auserwählte Volk dem Baal-Phegor, dem Moloch und andern Göttern

leistete; das Hinabsteigen der jungen Frau in das blutvolle Behältniß verkündigt ganz deutlich die babylonische Gefangenschaft, während welcher der Dienst des wahren Gottes aufgehört hatte, und die Sklaverei, in welcher das Volk lange schmachtete, indem es bald den Assyrern, bald den Ägyptern, den Medern oder Römern unterwürfig war. Das Wiederkommen des Blaubarts, der seine Frau erwürgen will, deutet auf die letzte Anstrengung der Hölle, den Glauben, den Dienst und die Altäre des Herrn Zebaoth zu zerstören, die gehäuften Verbrechen auf Erden, das Aufhören der Propheten und der Wunderwerke, und die unglücklichen Verirrungen des ganzen Menschengeschlechts, die den Adonai zwangen, seinen unschuldigen Sohn zu senden und sterben zu lassen, um die strafbaren Menschen zu erretten. Aber laßt uns unbesorgt sein. Die Gnade wirkt; sie belebt die junge untröstbare Frau, die in diese merkwürdigen Worte ausbricht: »Anna, meine Schwester Anna, siehst Du nichts kommen?« recht als ob sie gesagt hätte: »Adonai wird mich nicht verlassen, so viel und schwer ich auch gesündigt habe; ich traue seiner Barmherzigkeit; meine Reue geht über mein Verbrechen; ich weiß, daß er einen Rächer ausrüstet, mich von dem Joche der Hölle zu erlösen. Schwester Anna, Anna, meine Schwester, siehst Du die-

sen göttlichen Erlöser noch nicht kommen? Ach, ich habe ihn beleidigt; ja, ich habe seinen Zorn verdient! So groß aber auch meine Sünden sind, so ist seine Barmherzigkeit nicht minder ohne Ende. Wann wird der kommen, den Jesaias, Ezechiel und Daniel den Völkern verheißen haben; derjenige, welcher der Schlange, die unsre ersten Ältern verführt hatte, den Kopf unter seinem Fuße zertreten wird; derjenige, dem das Menschengeschlecht sein Heil zu verdanken haben wird? — Anna, meine Schwester, kommt er noch nicht?« »Ihre Schwester Anna stieg geschwind auf einen der Thürme des Schlosses.« Denn man muß sich aus dem Sündenschlamm erheben, wenn man sich mit himmlischen Dingen beschäftigen will. Deshalb gehen auch die Thiere mit zur Erde gesenktem Haupte; nur allein der Mensch trägt sein Angesicht empor, um seinen Blick zum Himmel richten zu können. Wir wissen zwar, daß man uns einwirft, der Hahn trage seinen Kopf so gut in die Höhe gerichtet, als wir. Das sind aber bloß übel ersonnene Mährchen, wodurch die Ungläubigen die himmlischen Wahrheiten, die uns offenbaret sind, herabsetzen wollten, wenn sie sonst könnten. Aber ich wende mich wieder zu unserm heiligen Texte, und kehre zur Schwester Anna zurück, die, dem mystischen Sinne der Parabel zufolge, alle Heiligen und Pro-

pheten vorstellt, welche mit der Ordnung unsers Heils und dem Werke der Erlösung zu thun gehabt haben. Da sie nicht, wie ihre Schwester, gefallen war, so verließ sie auch die zureichende und wirkende Gnade nicht, und darum ruhte auch der Geist der Weißagung auf ihr. Sie beschäftigte sich unabläßig mit der Wurzel Jesse und den großen und rühmlichen Schicksalen des Sohnes Davids, auf den die Völker hofften, mit seiner Erniedrigung und mit seiner Erhöhung. Anna warf ihren forschenden Blick allenthalben umher. Was sieht sie? Sonnenstaub und grünes Gras, welches in der heiligen Sprache bedeutet: »Ich sehe die Sonne, die vor Freude hüpft, und sich der glorreichen Ankunft des Meßias freut; ich sehe seine Stralen, die den Staub des Irrthums durch die Klarheit des Evangeliums zerstreuen; ich sehe Gras grünen, oder, um besser zu reden, Gras, welches sich in die Farbe der Hoffnung kleidet, und ungeduldig der Ankunft Christi harret.« Aber das jüdische Volk, welches durch die junge Frau vorgestellt wird, begreift den heimlichen Sinn dieser göttlichen Allegorie nicht. Der Meßias, den die Propheten so oft verhießen, kommt seinem voreiligen Verlangen nicht schnell genug. Seht, wie indeß der Teufel seine Mühe verdoppelt; seine Grausamkeit treibt ihn, sein böses Unternehmen zu

Ende zu bringen. Mit donnernder Stimme, gleich den Trompeten zu Jericho, ruft Blaubart aus vollem Halse: »Kommen Sie geschwind, Madame, oder ich komme hinauf, und erwürge Sie.« Was wird sie thun? was kann sie thun? Sie fleht um einen kleinen Aufschub; sie will warten, bis die Stunde des Herrn gekommen ist, und zugleich wiederholt sie mit schwacher Stimme diese andächtigen Worte: »Anna, Schwester Anna, siehst Du nichts kommen?« So seufzte das kleine Häuflein frommer Seelen, die Gott unter seinem auserwählten Volke erhalten hatte, mit frommen Eifer nach seiner Errettung, und besorgte, daß das Geschlecht Abrahams, Isaaks und Jakobs in dem Dienste des Jehovah, Adonai und Elohim durch den Fürsten der Finsterniß ausgerottet würde. Anna antwortet ihr abermals: »Ich sehe Sonnenstaub und grünes Gras. Ja, Gott wird seine Verheißung erfüllen; er wird Dich nicht verlassen. Er stand dem Propheten Elisa bei, als die kleinen Buben ihn Kahlkopf hießen; diese Buben wurden von Bären zerrissen. Er war es, der das rothe Meer theilte, seinem Volke einen Durchgang zu verschaffen. Er war es, der die Hand des Simson mit einem Eselskinnbacken ausrüstete, die Philister zu schlagen; er wird auch Dich nicht verlassen.« — »Aber Blaubart ward immer ungeduldi-

ger, und schrie stärker als zuvor: komm' herab, oder ich komme hinauf.« Wodurch der heilige Verfasser andeuten will den Greuel aller Greuel in der heiligen Stadt, oder den siegreichen Einzug des Pompejus zu Jerusalem, und die römischen Adler und Götter, die neben dem Tempel aufgestellt wurden, den Thurm des Antonius, den der schändliche Herodes dem Triumvir dieses Namens aufführen ließ, und die Mühe, welche sich dieser König gab, Abgötterei in das Land einzuführen, das Zebaoth auf ewig für sein erwähltes Volk bestimmt hatte. Diese wichtigen Begebenheiten fielen etwa 30 Jahre vor der Ankunft des Meßias vor. Mit eben so bewundernswürdiger Genauigkeit hat der Verfasser dieses heiligen Buchs in die Zukunft gesehen, und sie vorausgesagt, so daß, wenn er die Viertelstunde Frist, die Blaubart seiner Frau noch gab, die Minute zu drei Jahren rechnet, dies genau mit der Zeit übereinkommt, die seit der Einnahme von Jerusalem durch den Pompejus, bis zur glücklichen Ankunft und Geburt des Meßias verfloß. »Aber die unglückliche Gemahlin des Blaubart, zitternd und beinahe leblos, hielt ihr Ende für ausgemacht; sie ward »ganz ohnmächtig, ihre Stimme ward schwach und »immer schwächer; doch wiederholte sie mit andächtigem Eifer diese gottseligen Worte: »Anna, meine

»Schwester Anna, siehst Du nichts kommen?« — »Ich sehe,« antwortete die Schwester, »eine Wolke »Staub, die sich auf der Morgenseite erhebt. Die »trostlose junge Frau fragt sie: sind es nicht mei»ne Brüder? Leider! nein, antwortete ihr Anna; »es ist eine Heerde Schafe.« — Ihr werdet leicht bemerken, daß diese Stelle insonderheit große und wichtige Wahrheiten verkündigt. Der heilige Verfasser deutet unter dieser Heerde Schafe auf den heiligen Johannes, den gebenedeiten Vorläufer des Meßias, hin. Er selbst war so sanft und duldsam, wie ein Schaf, und kündigte dem, durch seine Laster gleichsam zum Vieh gewordenen, menschlichen Geschlecht das Lamm ohne Fehl an. Hätte unser heilige Verfasser alles das mit seinen leiblichen Augen in Erfüllung gehen sehen, was vor der gebenedeiten Ankunft des Erlösers herging, so hätte er die Begebenheiten nicht mit mehr Ordnung hererzählen können, als er in dieser Parabel thut. Nun nahen wir uns endlich dem Zeitpunkt, wo die Erde in voller Arbeit ihren Heiland gebähren will. Blaubart, oder laßt uns lieber sagen, der Teufel, kommt wüthend und will seinen Raub haschen. In dem nämlichen Augenblick kündigt Anna ihrer Schwester an, daß sie zwei Reiter kommen sieht, aber daß sie noch sehr fern sind. Diese beiden Reiter sind nun niemand anders, als

der Sohn und der heilige Geist. Verschieden in ihren Personen, aber ganz unauflöslich im Logos vereinigt, machen sie die allerheiligste und höchst anbetungswürdigste Dreieinigkeit aus. Und wann kommen sie? Zu einer Zeit, wo auf der ganzen Welt Friede war, wo Augustus den Janustempel verschloß; aber auf einer andern Seite auch zu der Zeit, wo alle höllischen Mächte sich gegen ihren Schöpfer empört hatten, und ihn aufs lebhafteste bekriegten; als Priester, Leviten und Schriftgelehrten sich in verschiedene Sekten einer verdammungswürdigen Philosophie zertheilt hatten, die sich Pharisäer, Essäer, Sadducäer und Therapeuten nannten, und den Glauben ihrer Väter so gut untergruben und zerstörten, daß Zebaoth beinahe schon keinen wahren Verehrer mehr hatte. Die Gefahr war augenscheinlich; sie erforderte eine schnelle Hülfe, oder die junge Gattin ward erwürgt, die Kirche zerstört. Aber Zebaoth verläßt seine getreuen Anhänger nicht. In dem Augenblicke, da Blaubart das Schwert über seine junge Frau zuckte, erschien der Heilige aller Heiligen, warf ihn zu Boden, und erschlug Luzifern zu seinen Füßen. Die Kirche war erlös't, und die Hölle knirschte vor Wuth. Da sehet, wie genau passend diese Allegorie ist, und wie unfehlbar des heiligen Verfassers Worte sind! Die

Heiligen und Propheten, welchen der Himmel zukünftige Begebenheiten offenbarte, haben sie verkündigt; der schwache menschliche Verstand konnte die Rinde nicht durchdringen, welche diese gottselige Wahrheiten umgab. Ihn zu überzeugen, mußte alles in Erfüllung gehen. Den mystischen Sinn der heiligen Schriften muß man zu erforschen suchen, sonst wird man hinter die wahre Bedeutung des Jeremias, Jesaias, Ezechiel, Daniel, Blaubart, und des Hohenliedes schwerlich kommen. Sobald die beiden Reiter erschienen, siehe! da war die junge Frau rrrettet. Sobald der Messias auf Erden erschien, siehe! da war der Teufel mit ewigen Ketten gebunden. Da entstand die immer streitende und immer siegreiche Kirche Christi, und das Werk unsrer Seligkeit ward vollbracht. Aber laßt uns unsre Paraphrase fortsetzen. Die Gemahlin des verstorbenen Blaubart kauft ihrem Bruder eine Kompagnie. Was wird aber für eine Kompagnie darunter verstanden, wenn es nicht das Häuflein frommer Seelen ist, welches in dem Schooß der Kirche lebt, diese wahren Streiter Christi, die bereit sind, für die Fortpflanzung des wahren Glaubens zu kämpfen und zu sterben; Streiter, die bereit sind, mit dem Schwert zu vertilgen jenes Heer von Kezzern oder vielmehr Verdammten, welche, empört gegen ihre heilige Mutter, ihr Innerstes zerreissen.

Diese

Diese Kompagnie deutet in noch erhabenerem mystischen Sinn auf das Schwert hin, das unserm heiligen Vater dem Papst gegeben ward, die Sache Gottes zu rächen und seine Feinde zu vertilgen. Ferner: die Witwe des Blaubart, oder besser des Beelzebub, heirathet nachher einen sehr rechtschaffnen Mann; dieses ist der Papst, den sie heirathet. Denn wie man weiß, ist die Kirche mit dem Papst vermählt, welcher der Statthalter Christi ist. Nun stehe ein Luther, ein Calvin, ein Sozin, oder sonst ein Ketzer ihrer Gattung, dieser wahre Auswurf der Hölle, auf; man füge den elenden Haufen der Nonkonformisten mit der schändlichen Rotte der Philosophen, die so abscheulich als jene sind, zusammen, was bleibt ihnen itzt noch für ein Weg übrig, sich gegen die Übermacht unsers heiligen Vaters des Papstes aufzulehnen, oder ferner noch die Lehrsätze des römisch-katholisch-apostolischen Glaubens anzugreifen? Umsonst mögen sie alle ihre Seelenkräfte anspannen, wir lachen ihrer Ohnmacht und bringen sie zum Schweigen, sobald wir ihnen nur die wundervolle Erfüllung der Weissagungen des Verfassers des Blaubarts umständlich zergliedert vorlegen werden. Zu ihrem Schaden wird man ihnen beweisen, daß die Witwe des Beelzebub den heiligen Vater geheirathet hat; nämlich daß die Kirche, nachdem sie ihre ehemalige Abgötterei ab-

gelegt, die Vermählte Jesu Christi geworden ist. Der Papst ist sein Statthalter hier auf Erden, also ist die Kirche des Papstes Vermählte. In der ersten Ehe der Gemahlin des Blaubarts war alles weltlich; in der zweiten ist alles geistlich. In der ersten war es Ergebung an die ausgelassensten Leidenschaften und fleischlichen Lüste; in der zweiten wird sie durch Buße, Zerknirschung und Gnade gereinigt. Dort gab es liederliche Gastmähler, Anreizungen zu unreinen Begierden, nebst allem, was nur den Luxus, die Eitelkeit und Vergessenheit seiner selbst hervorbringen kann; hier gab es nichts als Bußübungen, Kasteiungen, christliche Demuth, und die Nahrung bestand allein in dem Fleisch und Blut des unschuldigen Lammes. Statt vergänglicher Reichthümer, und des schimmernden Prunkes, den sie in dem Pallast des Blaubarts fand, sammelt sie sich hier einen Schatz an guten Werken und frommen Handlungen, wofür ihr die Zinsen im Paradiese reichlich werden bezahlt werden. Statt in den Armen des Teufels zu sein, der sie erwürgen wollte, liegt sie in den Armen des Statthalters; in den Armen dessen, dem sie ihre Seligkeit in dieser und die ewige Freude in jener Welt zu verdanken hat.

Verfertigt im Benediktinerkloster zu Monmore den 17. September im Jahr unsers Heils 1692.

Don Calmet.

23.

Friedrichs letzte Lebenstage.

Friedrich litt in seinen frühern Jahren sehr oft an einer besondern Schwäche und Empfindlichkeit des Magens, und seine unordentliche Eßlust und der Genuß seiner unverdaulichen Lieblingsspeisen erzeugte oft Kolik und Erbrechen *). Er schrieb sie aber den Hämorrhoiden zu, die, so wie die Gicht, ihn nach dem acht und zwanzigsten Lebensjahre oft beschwerten, aber bei einer strengen Lebensordnung weniger zur Zerstörung des Körpers beigetragen haben würden. Seine Natur half sich zwar durch die tägliche starke Ausdünstung, auch oft durch Diarrhöen, die von selbst entstanden, und er kam ihr durch gelind abführende Mittel zu Hülfe: aber die schleimigen und galligen Unreinigkeiten häuften sich immer mehr in seinem Körper, und die Eingeweide des Unterleibes wurden immer stärker verstopft und geschwächt. Dessenungeachtet war die Natur des Königs so wirksam, und sein

*) In diesem Abschnitt folge ich größtentheils der bekannten Schrift des Herrn Geh. R. Selle über diesen Gegenstand.

medizinisches Verhalten so einfach, daß man die Bewegungen der Natur, wodurch sie einer schweren Krankheit unter den ungünstigsten Umständen eine geraume Zeit widerstand, sehr deutlich von denjenigen unterscheiden konnte, die man bei zu häufigem Gebrauch von Arzneimitteln entweder stört, oder fälschlich für eine Wirkung derselben ansieht.

Im Frühlinge des Jahres 1785 bekam der König einen sehr leichten Anfall von Gicht, der die Säfte nicht hinlänglich von der Materie zu befreien schien, die vielleicht einen Theil der Ursache seiner künftigen Krankheit ausmachte. Er trank darauf, wie er immer gewohnt war, im Juni den Egerbrunnen, der ihm aber sehr oft Erbrechen verursachte, und nicht, wie sonst, leicht passiren wollte. Doch rührten diese Beschwerden nur aus blosser Schwäche der Verdauungswerkzeuge her, und die Beobachtung einer guten Diät — war die einzige Vorschrift, die ihm der Herr Geheime Rath Selle gab. Inzwischen waren die Koliken und Durchfälle immer häufiger, so, daß der König zuweilen sich äußerst schwach fühlte. Er schrieb diese Schwäche der wirklichen Abnahme seiner Kräfte zu, und glaubte daher nicht, daß ihm durch die Kunst geholfen werden könne. Doch war es klar,

daß der König mehr an Unterdrückung, als an wirklichem Mangel der Kräfte litt.

Er war gewohnt, alle vier Monate zur Ader zu lassen, und sein Puls, ein blutiger Auswurf und Röthe des Gesichts zeugten vom Überflusse des Blutes und gehinderten Kreislaufe desselben. Ein Drücken in der Herzgrube, ein übler Geschmack im Munde, und eine sehr unreine Zunge, öftere Leibschmerzen und stinkende Durchfälle waren zu deutliche Zeichen einer großen Ansammlung schleimiger und galliger Unreinigkeiten in den ersten Wegen, als daß man die Ursachen der Schwäche und der Kongestionen nach den obern Theilen verkennen konnte. Der König gebrauchte den ihm vorgeschlagenen Aderlaß und die aus dem Safte der Pflanze Sakopenium bereiteten Pillen, und reiste hierauf, ungeachtet seiner Schwäche, nach Schlesien zur Musterung der dasigen Truppen.

Hier war er an einem Revüetage (am 24sten August) viele Stunden lang, ohne alle weitere Bedeckung als seine gewöhnliche einfache Kleidung, einem großen und anhaltenden Regen ausgesetzt, der ihn ganz durchnäßte. Die damit verknüpfte Erkältung brachte bei dem im Körper vorhandenen vielen Stoff die materielle Ursache seiner bald darauf erfolgenden Krankheit hervor. Einige Fieberbewegungen, die sich unmittelbar nach der Erkäl-

tung einstellten, wurden auf der Reise theils unterdrückt, theils seines gewöhnlichen Eifers für die Geschäfte wegen nicht geachtet.

Schon damals fürchtete man, daß bei zunehmender Schwäche des Unterleibes und bei fortdauerndem Antrieb des Blutes nach den obern Theilen in der Folge einst Brustwassersucht entstehen werde. Auch mußte man aus eben der Ursache, und da der König schon einmal in seinem Leben von einer paralytischen Krankheit befallen worden war, mit Grunde einen Schlagfluß befürchten. Plötzlich ward der König den 18ten September, Abends, im Bette von einem Stickfluße befallen, aus dem er nur durch Hülfe eines Brechmittels, das aber itzt mehrentheils nach unten wirkte, gerettet ward; und von diesem Augenblicke an, entstanden nach und nach alle die Beschwerden, die zuletzt seiner ehrenvollen Laufbahn ein Ende machten.

Unmittelbar nach dem Anfalle stellten sich gichtische Schmerzen in den Extremitäten ein, und es war mehr als wahrscheinlich, daß der Stickfluß eine Folge der Bewegungen gewesen sei, welche die Natur machte, um einen Gichtanfall hervorzubringen, wozu es ihr zum Theil an Kräften fehlte, oder, oder wo vielmehr die sonst noch guten Kräfte unter dem Überflusse schädlicher Säfte beinahe

hätten unterliegen müssen. Und in der That schien die wirksame Natur troz der erfolgenden Gicht in den Extremitäten doch nur einen Theil der Materie bezwungen zu haben. Der größere Theil blieb zurück und ward Samen des Todes, der bei dem hohen Alter, und bei der fehlerhaften Beschaffenheit des Unterleibes nur zu bald reifte.

Der König behielt von izt an einen beschwerlichen und nur mit wenigem Auswurf verbundenen Husten, und litt mehr als jemals an Schwäche der Verdauungswerkzeuge und deren Folgen. Schon seit einiger Zeit zeigte sich eine Engbrüstigkeit, die aber bis izt vorübergehend war, und mehr aus verhinderter Zirkulation im Unterleibe, als aus einem Fehler in der Brust zu entstehen schien. Die Nächte wurden izt etwas unruhig, und der von jeher gewohnte häufige Schweiß fing an nachzulassen. Auch ward der Husten heftiger, die Engbrüstigkeit nahm zu und der König beklagte sich über eine besondere Schwere des Zwerchfells. Inzwischen hingen die Brustbeschwerden immer zum Theil von der Beschaffenheit des Unterleibes ab. Indigestionen verschlimmerten den Zustand, und Abführungen linderten ihn augenscheinlich.

Mit Anfange des Februars 1786 nahm die Schwäche zu, und der Schlaf war nicht selten betäubend, so daß man mit Grunde für die Folgen

einer in der Brust unterbrochenen Zirkulation zitterte, besonders da der König itzt bei einer Bewegung von einigen hundert Schritten den Athem verlor. Die Umstände verschlimmerten sich immer mehr. Man bemerkte des Morgens beim Aufstehen ein heftiges Herzklopfen, und der König mußte, aus Mangel des Athems, von seinen Promenaden im Zimmer abbrechen. Eine Bewegung von zwanzig bis dreißig Schritten hintereinander verursachte Schwindel und vermehrte die Engbrüstigkeit so, daß er sich immer wieder ausruhen mußte, um neuen Athem zu sammeln; auch der sonst gute, starke, volle und regelmäßige Puls ward in den Anfällen der Engbrüstigkeit geschwinde, krampfhaft und unordentlich. Der König schlief viel, und mehr bei Tage im Stuhl, als Nachts im Bette, obgleich der Schlaf ruhig war und er itzt immer mit guter Besinnung erwachte.

Der Husten dauerte immer noch fort, aber der gewohnte Schweiß ließ sehr nach, und die Füße fingen an, bei Tage stark anzulaufen. Auch hatte man Mühe, die künstlichen Geschwüre offen zu erhalten. Die Anfälle der Engbrüstigkeit waren mit einem Röcheln auf der Brust und mit kalten Schweißen im Gesicht verbunden.

Zu Anfange des Märzes stellten sich wieder Wallungen und Kongestionen nach dem Kopf ein.

Es ward daher zur Ader gelassen, und als Brustmittel der Spiesglasschwefel vom Herrn Hofmedikus Frese angerathen. Aber die Wallungen verminderten sich nach dem Aderlaß nicht, der Speichel war oft mit Blut vermischt, und der König klagte über ein beschwerliches Ziehen im Nacken, das mehr als jemals einen Schlagfluß fürchten ließ.

Auf einmal stellte sich den 16ten März ein freiwilliger, aber mit so vielen Schmerzen im Unterleibe und im Mastdarm verbundener, Durchfall ein, daß der König eine solche Empfindung je gehabt zu haben, sich nicht erinnern konnte, und dem Hrn. G. R. Selle sogleich Nachricht davon geben ließ. Aber weit entfernt, darüber zu erschrecken, sah der Arzt diesen Zufall vielmehr als einen Weg an, durch welchen die Natur dem drohenden Schlagflusse ausgewichen war. Und da ohne allen Zweifel Hämorrhoidalstockungen im Spiele waren, so wurden Blutegel am Mastdarm gesetzt. Diese und der Durchfall brachten viel Erleichterung zuwege.

Man sahe klar, daß ein Überfluß von scharfer reizender Materie im Körper war, die durch den Mangel des gewohnten Schweißes und durch Diätsfehler vermehrt ward. Nur von einem regelmäßigen Gichtanfalle konnte man Hülfe erwar-

ten, obgleich eben so sehr zu fürchten war, daß die Natur bei der Bemühung, ihn hervorzubringen, leicht unterliegen könne. Es blieb daher immer nichts übrig, als die natürlichen Auswürfe durch die gelindesten und am wenigsten schwächenden Mittel zu erhalten und zu befördern.

Der Husten störte nun den größten Theil der Nachtruhe, und die daher zunehmende Schwäche raubte alle Hofnung, daß ein Gichtanfall zu Stande kommen könnte. Und da der König nicht liegen konnte, sondern fast immer nach vorwärts gebückt saß, so sah man itzt mit Furcht der Brustwassersucht entgegen.

Obgleich übrigens der Puls noch immer seine gewöhnlich gute Beschaffenheit hatte, so ward er doch mehrentheils Nachmittags schwach, und die Lippen blaß, welches indeß doch bloß Folge der schweren Verdauung zu sein schien.

Zu Anfange Aprils war der Husten so anhaltend, und mit so wenig erleichterndem Auswurfe begleitet, die Brust so voll und der Athem so kurz, daß man wiederum einen Stickfluß oder aber die unter diesen Umständen unvermeidliche Folge, Wassersucht, befürchtete; und die immer mehr zunehmende Schwäche raubte alle Hofnung zur Besserung.

Obgleich unter allen diesen Umständen gelinde

Abführungen immer noch augenscheinliche Linderung verschaffen, so konnten sich die Ärzte, der zunehmenden Schwäche wegen, doch nicht enthalten, von dem zu häufigen Gebrauch derselben abzurathen. Aber der König kehrte immer freiwillig zu diesem Lieblingsmittel zurück, und es ist unläugbar, daß es bei seiner Lebensart zu seiner Erhaltung unumgänglich nöthig war.

Gegen die Mitte des Aprils stellten sich die Krämpfe wiederum heftiger ein. Der König empfand oft eine Neigung zum Brechen. Dabei waren starke Kongestionen nach dem Kopfe, und der Auswurf blutig. Da dies die gewöhnlichen Folgen und Zeichen der Hämorrhoidalstockung waren, so wurden Blutegel am Mastdarm und gelindkühlende und krampfstillende Mittel angewendet. Diese und ein freiwilliger Durchfall brachten wiederum Linderung zuwege.

Den 17ten April faßte der König den Entschluß, sein Sommerhaus Sanssouci zu beziehen, und im Hinfahren einen Umweg von einigen Meilen zu machen. Auch schien ihm dies rasche Unternehmen wenig geschadet zu haben.

Um eben diese Zeit versuchte der König einigemal zu reiten, welches ihm aber beschwerlich fiel, und ihn sehr ermüdete. Indeß hatte der Durchfall gut gethan, und der Monarch befand sich,

wie immer nach den Ausleerungen der ersten Wege, einige Tage erleichtert.

Itzt ward der Auswurf eiterartig, und man hatte Ursache, für die Lungen zu fürchten. Aber wahrscheinlich war dies bloß verdorbene Lymphe; denn wenn gleich einige Umstände gegen das Dasein einer wahren Brustwassersucht sprachen, so war doch eine Lungenwassersucht gar nicht zu bezweifeln.

Den 28sten April, Abends, bekam der König plötzlich einen Anfall von Fieber, welches mit einem starken Frost eintrat, und nach einigen Stunden mit Schweiß endigte. Den andern Tag fand er sich außerordentlich erleichtert, aber zu gleicher Zeit war der ganze rechte Fuß bis über's Knie sehr stark angelaufen: ein klarer Beweis, daß die serösen Feuchtigkeiten durch die Revoluzion des Fiebers von den obern Theilen ab-, und nach den untern Extremitäten geleitet worden. Dabei hielt der seit 8 Tagen angefangene Durchfall an, wodurch nicht nur eine Menge galligen Schleims ausgeführt ward, sondern wobei auch die krampfhaften Zufälle der Brust und des Unterleibes so gelindert wurden, daß der König mit seinem Zustande ziemlich zufrieden war.

Man war itzt in der traurigen Alternative, entweder durch Anhalten des erleichternden Durch-

laufs die Kongestion der serösen Feuchtigkeiten wieder nach oben zu treiben, oder durch den fortdauernden Durchfall den erhabenen Kranken zu sehr von Kräften kommen zu lassen. Der Generalchirurgus Theden hatte dem Könige ein Salz, welches eine Art vitriolisirten Weinstein war, angerathen, das er denn auch unter diesen Umständen, als ein gelind auflösendes und nicht eigentlich purgirendes Mittel, fortbrauchte.

Es fand sich guter Schlaf und etwas Schweiß. Auch war der Appetit verhältnißmäßig nur zu gut, obgleich er vorzüglich nur kalte Speisen liebte, und eine Abneigung gegen warmes Essen hatte. — Dieser durch das Fieber und den Durchfall bewirkte gute Zustand hielt beinahe drei Wochen an; aber die Furcht der Ärzte, daß beim Aufhören des Durchfalls und beim Schwinden des Fußes die alten Leiden zurückkehren würden, traf nur zu sehr ein. Der Husten ward wieder belästigender, der Schlaf fing wieder an, häufiger und betäubender zu werden, und die Zunahme der Kräfte stand mit dem vielen Schlaf und dem guten Appetit in dem widersprechendsten Verhältnisse.

Es äußerten sich aufs neue Hämorrhoidalbewegungen, und es wurden daher Blutegel angewendet. Auch bediente sich der König seit dem

Aufhören des Durchfalls wieder seines Pulvers aus Salz und Rhabarber.

Zu Anfange des Juni fingen beide Füße an zu schwellen, aber ohne alle Erleichterung der Brustbeschwerden, die im Gegentheil zunahmen. Der König klagte über ein beschwerliches Drücken in der Gegend des Zwerchfells, konnte fast gar nicht mehr im Bette dauern, sondern brachte den größten Theil der Nächte auf einem Stuhl sitzend, vorwärts und nach der rechten Seite gebückt, zu, hatte häufige Zuckungen im Schlafe, und schreckte, stöhnte und schrie öfters plötzlich auf. Auch war itzt das ganze Gesicht aufgetrieben und glänzend, so daß, alle vorhergegangenen Ursachen und Umstände zusammen gerechnet, fast kein Zweifel übrig bleiben konnte, daß Brustwassersucht vorhanden sei. Der Druck auf dem Zwerchfelle ließ Wasser im Herzbeutel vermuthen; aber bei dem weichen, großen und regelmäßigen Pulse schienen die übrigen Umstände mehr bloß Lungenwassersucht anzudeuten. Anhäufung seröser Feuchtigkeiten im Innern überhaupt fiel in die Augen.

Da die Anwendung neuer Mittel in jeder Rücksicht ihre unüberwindlichen Schwierigkeiten hatte, so fand der G. R. Selle nicht für nöthig, zu dem Gebrauche der gelind eröffnenden und abführenden Mittel etwas hinzuzufügen. Er hielt

die Krankheit für unheilbar, den Tod nahe, und den Gebrauch neuer Mittel entweder für unnütz oder schädlich. Obgleich er dieses sein Urtheil dem erhabenen Leidenden zu verbergen suchte, so sah Friedrichs Scharfsinn doch ins Innere des Arztes, und er beschloß daher, den Hofrath Zimmermann aus Hannover zu sich kommen zu lassen.

Noch vor der Ankunft dieses berühmten Arztes fanden sich aufs neue Fieberbewegungen ein, die mit krampfhaften Beschwerden abwechselten, und auf einmal zeigte sich am 8ten Juni ein Abscess auf dem Rücken, der wieder sehr viel Erleichterung schaffte, so daß er auch zu reiten versuchte, welches jedoch mit vieler Beschwerlichkeit geschah.

Diese Revoluzion schien wieder ein Herabsinken der Feuchtigkeiten bewirkt zu haben, weil die Geschwulst des Gesichts fiel, die innern Beschwerden weniger heftig, und die Füße nun stärker geschwollen waren, so daß sich die Geschwulst die Lenden hinauf erstreckte. Obgleich der König Tag und Nacht auf seinem Stuhle unausgekleidet zubrachte, und man zuweilen ein starkes Röcheln auf der Brust hörte, so konnte er dennoch am 22. Juni wieder einen Spazierritt machen, der aber wahrscheinlich Gelegenheitsursache eines ziemlich starken Blutauswurfs war, welcher sich am 24sten Juni einstellte.

Der Hofrath Zimmermann war den Tag vorher angekommen. Er sah, daß die Grund- und Hauptquelle der Krankheit Verstopfung der Eingeweide des Unterleibes war, und rieth daher dem Könige zum anhaltenden Gebrauch des zur Honigdicke eingekochten Safts vom Löwenzahn, dessen sich der Monarch auch einige Zeit bediente.

Am 4ten Juli ward der König von einem Erbrechen und einer Spannung und Auftreibung des Unterleibes befallen. Die Spannung ließ zwar einige Zeit nachher etwas nach, aber es war klar, daß die erste Auftreibung eine Folge der Kongestion der serösen Feuchtigkeiten war, und daß die Spannung nur mit der Extravasazion der Feuchtigkeiten in die Bauchhöle selbst nachließ. Wahrscheinlich war das auch der Fall mit der Brust gewesen, und daher die anscheinende Linderung und die Ungewißheit über das Dasein der Brustwassersucht.

Der König wollte nun Gewißheit über seinen Zustand haben, und ließ daher den G. R. Selle am 11ten Juli wieder nach Potsdam rufen. Es war unmöglich, ihm die Gefahr der Wassersucht zu verbergen, und es blieb dem Arzte weiter nichts übrig, als dem Monarchen die nahe Gefahr des Todes nur als entfernt zu zeigen.

Am 4ten August zeigte sich plötzlich eine ro-

sen-

senartige Entzündung des linken Schienbeins, welche bald die ganze Wade einnahm, und wobei sich die Oberhaut in Bläschen erhob, die sehr viel Feuchtigkeit von sich gaben. Mit dem Eintritte dieser Entzündung verlor sich die Säure, Appetit und Schlaf wurden sehr gut, und die innern Krämpfe ließen ganz nach.

Der heftigen Entzündung und der zu befürchtenden Fäulniß wegen wurden beständig antiseptische Fomentazionen angewendet. Dessenungeachtet verlor der König auf diesem Wege täglich mehr als ein Quart Feuchtigkeit. Obgleich der Geruch der ausfließenden Feuchtigkeit unerträglich stinkend war, und Friedrich sichtbar an Kräften abnahm, so war er doch mit seinem Zustande zufrieden, und schien einige Hoffnung zur Besserung zu haben, besonders da die Geschwulst zusehends abnahm, und sich keine Gefahr des Brandes zeigte.

Dieser Zustand dauerte vom Eintritte der Entzündung an neun Tage. Der König aß mit außerordentlichem Appetit, und man zitterte für die Folgen davon. In der That bemerkte man schon in der Nacht vom 12ten zum 13ten August fieberhafte Bewegungen und unruhigen Schlaf, und er war den Tag über wenig munter. Nachmittags ließ das Fieber nach; es erhob sich aber wieder gegen die Nacht, und so verstrich auch der folgende

Tag. Den 15ten schlummerte der König, wider seine Gewohnheit, bis 11 Uhr, da er dann wie gewöhnlich, seine Kabinetsgeschäfte, zwar mit schwacher Stimme, aber doch mit ziemlicher Aufmerksamkeit, zum letztenmale besorgte, und außer einer halben Seespinne keine Nahrungsmittel mehr zu sich nahm. Allein seit dieser Zeit war er sich fast gar nicht bewußt, und in einem anhaltenden, betäubenden Schlummer.

Am 16ten August des Nachmittags hatte zwar der in jeder Rücksicht große Kranke ein etwas freieres Bewußtsein, so daß er die Umstehenden kannte, aber doch erinnerte er sich seiner noch nicht expedirten Kabinetsgeschäfte zum erstenmale in dem ganzen Verlaufe seiner Regierung nicht, und dies war mehr als hinlänglicher Beweis von dem hohen Grade seines Übelbefindens; nur sterbend konnte er fähig sein, seine Geschäfte zu vergessen.

Beim Verbande des Fußes zeigte der König alles Bewußtsein und Gefühl, und es war nirgends eine Spur vom Brande zu sehen, obgleich der Geruch der ausfließenden Feuchtigkeit kadaverös war. Sein Ansehen war mehr roth als blaß, und seine Augen hatten noch nicht ganz ihr gewohntes Feuer verloren. Als er das Bedürfniß des Stuhlgangs äußerte, konnte er die we-

nigen Schritte dahin und zurück machen, und gegen 7 Uhr fiel er auf seinem Stuhle, den er nun schon seit einigen Monaten weder Tag noch Nacht verlassen hatte, in einen sanften Schlaf und milden, warmen Schweiß. Plötzlich stellte sich um 9 Uhr ein beständiger kurzer Husten mit starkem Röcheln auf der Brust ein, der nach und nach das Athemholen erschwerte, und Morgens den 17ten August um 2 Uhr und 20 Minuten die Maschine dieses außerordentlichen Geistes zum Stillstande brachte.

Die Krankheit hatte vom Anfalle des ersten Stickflusses an 11 Monate lang, mit weniger Unterbrechung, fortgedauert; ein Zeitraum, den unter den angeführten Umständen nur wenige Kranke dieser Art durchbringen. Das Physische des Königs war eben so außerordentlich, als sein Moralisches. Viermal versuchte die Natur, diese seltene Komposizion von Menschen, von dem man mit Recht sagen konnte, daß die Form, in und durch welche er dargestellt worden, vom Schöpfer zerbrochen sei, zu retten. Aber es war weder ihr noch der Kunst möglich, diese durch Alter, ehrenvolle Thaten, Beschwerden und Krankheit erschöpften Organe vor der Zerstörung zu bewahren.

Der Tod des Königs war wie sein Leben. Furchtlos und gleichmüthig blieb er bis zum letzten Zuge seines Athems. Vor dem Fieber glaubte sich der Monarch in der Besserung, wenigstens hatte er sein Ziel noch einige Zeit hinausgerückt, und im Fieber war ihm der Kopf zu eingenommen, als daß er seine Todesgefahr hätte bemerken können. Auch hatte er zu oft von diesem mit Röcheln verbundenen Husten gelitten, als daß er ihn hätte befremden sollen.

Er verschied also ruhig und sanft, und seine ganz unverstellten Gesichtszüge, sein ruhiger, ernster Blick zeigten noch im Sarge, daß er mit keinem besorgten und quälenden Gedanken aus der Welt gegangen war, obgleich er noch einige Minuten vor dem Tode Bewußtsein hatte.

Der König war von jeher besonders schamhaft gewesen, und hatte öfters eine Abneigung gegen die Öffnung und Balsamirung der Leichname bezeigt. Friedrich Wilhelm der Zweite heiligte seinen Willen. So einfach, als er sein Privatleben geführt hatte, so kunstlos ward er beigesetzt.

24.

Anhang.

Außer den gedruckten Werken des Königs finden sich noch hin und wieder Briefe und andre Aufsätze von diesem großen Menschen, die der Vergessenheit entrißen zu werden verdienen. Als Beiträge dazu werden folgende Stücke gewiß jedem gefühlvollen Leser willkommen sein. Sie sind aus den frühern Jahren des großen Mannes, und zeigen seinen Charakter, als Mensch, durch mannigfaltige kleine Züge in seiner Liebenswürdigkeit.

Das erste ist eine niedliche kleine poetische Epistel, die er als einen Neujahrswunsch und mit einem Neujahrsgeschenk begleitet, seiner Mutter übersandte. Wie man aus der Epistel schliessen muß, schickte er ihr ein Kästchen, wo im Grunde das Geschenk an Gelde lag, darüber Weihrauch oder Räucherpulver sich befand, das Obere oder Äußere desselben aber mit Myrthen ausgeschmückt

war. Die Verwechslung der Myrthen mit Myrrhen, die im Original ist, mußte auch in der Übersetzung bleiben, weil sonst der ganze schöne Gedanke, der sich darauf gründet, verloren gegangen sein würde. — Das andre sind einige teutsch geschriebene Briefe Friedrichs an den Markgrafen Karl, Oheim des leztverstorbenen Markgrafen von Schwedt.

I.

Epitre de Frédéric Second à la Reine Mère.

Le 1. Janvier 1746.

Reine! autrefois trois Rois portèrent
A l'enfant né qu'ils adorèrent,
De l'or, de mirthe et de l'encens,
Daignes de grace condescendre,
Que je m'émancipe à Vous rendre
En même jour même présent.
Le mirthe est cet amour si tendre,
Ces respectueux sentimens,
Que j'eus pour Vous dans tous les tems;
L'encens ce sont les voeux que j'offre
Au ciel pour prolonger Vos jours;
Et le métal au fond du coffre
Est trop heureux, s'il sert a Vos amusemens.

Übersetzung.

Epistel Friedrichs des Zweiten an die Königin Mutter.

Den 1. Januar 1746.

Gold und Myrthen und Weihrauch brachten vormals
Die drei Könige, brachtens mit Verehrung
Zu der Krippe des neugebornen Kindes.
Du auch, Königin! wollst mich nicht verschmähen,
Wenn ich eben ein solch Geschenk Dir bringe,
Und um eben die Zeit. Die holden Myrthen
Sind ein Zeichen der ehrfurchtsvollen Liebe,
Die, von Kind an, in meinem Herzen aufschlug.
Dann der Weihrauch bedeutet alle Wünsche,
Die dem Himmel ich opfre für Dein Leben!
Und das Gold in der Kiste? — Heil dem Golde,
Wenn's die säumende Freude Dir beflügelt!

II.

Einige Briefe Friedrichs des Zweiten an den Markgrafen Karl.

1.

Masin, den 19. Oktober 1731.

Mein lieber Cousin,

Ich habe den Brief, den Sie mir gestern zu schreiben die Güte gehabt, mit vielem Vergnügen empfangen. Ich hoffe, daß der Zustand Ihrer werthen Gesundheit sich immer mehr und mehr bessern wird, und daß wir diesmal so mit dem blossen grausamen Schrecken, den uns Ihre Krankheit verursacht hat, loskommen werden. Gestern bin ich auf der Hirschjagd gewesen, und habe einige mit der Büchse erlegt, wovon ich mir die Freiheit nehme, Ihnen einen zu schicken. Sie werden daraus sehen, mein lieber Prinz, wie fleißig ich an Sie denke; ob es gleich viel öfter geschieht, als ich Ihnen sagen kann. Ich hoffe, daß Barleben mir dies Zeugniß geben wird. Er kann es mit Grund der Wahrheit geben: denn ich seh' ihn nie, ohne mich von meinem lieben Prinzen zu unterhalten; ich liebe ihn, weil er Ihnen angehört, und um der Anhänglichkeit willen, die er an Sie hat. Dies ist der einzige Weg, wie man sich mir em-

pfehlen kann; da ich Niemanden habe, den ich so zärtlich liebe, als den, von dem ich bis ins Grab sein werde,

mein lieber Cousin,

der treuste und vollkommenste Freund,

Vetter und Diener

Friedrich.

2.

Ruppin, den 11. November 1735.

Es ist in Berlin noch ein Bedienter des verstorbenen Markgrafen Ludewig, Namens Jänichen; und da er bisher außer Dienst und ungewiß gewesen ist, wozu er greifen soll, so kann ich nicht umhin, Sie zu bitten, mein lieber Cousin, ihn in Ihre Dienste zu nehmen, bis sich eine günstige Gelegenheit finden wird, ihn gut unterzubringen. Ich bin ganz überzeugt, mein lieber Cousin, daß Sie, als Erbe des verstorbenen Markgrafen, mir dies nicht abschlagen werden; und wenn Sie mich im Stande finden, Ihnen für das, warum ich sie bitte, wieder einige Dienste zu thun, so kommt es nur auf Sie an, mein lieber Cousin, über mich frei zu befehlen, weil ich überall die Freundschaft und Hochachtung zeigen werde, womit ich bin ꝛc.

Friedrich.

3.

Reinsberg, den 15. September 1739.

Mein lieber Cousin,

Ich bin Ihnen sehr für die Mühe verbunden, die Sie sich wegen der Einschreibung meiner beiden Pagen von Möllendorf haben geben wollen. Ich werde ihren Stammbaum malen lassen, so wie Sie es wünschen und es der einmalige Gebrauch fordert. Dürft' ich Sie zu gleicher Zeit bitten, den armen Präsidenten von Münchow in Schutz zu nehmen, von dem ich höre, daß man ihm schon wieder Chikanen machen will. Ich werde Ihnen ganz besondere Verbindlichkeit dafür haben; denn dieser brave Mann ist mein Wohlthäter. Ich bitte Sie übrigens zu glauben, daß ich mit der vollkommensten Hochachtung bin rc.

Friedrich.

4

Karzig, den 17. Oktober 1739.

Mein lieber Cousin,

Ich habe mit vielem Kummer gehört, daß Ihr Fieber noch immer fortwährt. Aber erlauben Sie mir, lieber Prinz, Ihnen zu sagen, Sie sind auch selber ein bischen mit Schuld daran, daß Sie

sich nicht besser befinden. Sie sind zu gleichgültig gegen das, was zu Ihrer Wiederherstellung beitragen kann; und nach der Art, von der Sie mir sagen, daß Ihr Fieber ist, kann man dabei nicht vorsichtig genug sein. Wie? Sie wollten also, daß Ihr schönes Leben abgerissen würde, in einem Alter und zu einer Zeit, die uns so viel für die Zukunft versprechen? Sollen wir die Hofnung verlieren, in Ihnen einen Prinzen zu sehen, der seinem Großvater, ruhmvollen Andenkens, so vollkommen gleich ist, und ihn von vielen Seiten übertrifft? Wollen Sie mich eines Freundes berauben, dessen Freundschaft und Verdienste mir so werth sind? Wollen Sie mir den tödtlichen Kummer machen, daß ich auf immer Ihren Verlust beweinen soll? den Verlust der Person, die ich auf der Welt am höchsten schätze? — Doch ich thu' Ihnen unrecht; ich weiß, mein lieber Prinz, Sie haben zu viel Freundschaft für mich, als daß Sie sich nicht mehr, als bisher, schonen sollten. Sie sind zu sehr Christ und haben zu viel Verstand, als daß Sie die Mittel unbenutzt lassen sollten, die im Fall der Noth zu Ihrer Wiederherstellung erforderlich sind. Und damit auch ich meiner Freundschaft nichts vorzuwerfen habe, erlauben Sie mir, Ihnen zu sagen, daß ich es in der Lage, worin Sie sind, für schlechterdings nothwendig halte, daß Sie einen

Arzt, und den geschicktesten Arzt, nehmen. Ein Wundarzt, so geschickt er ist, kann bei Krankheiten nie so gut helfen, als ein Arzt; und wenn diese Fieber einmal in bösartige Fieber ausarten, so sind dergleichen eingewurzelte Übel sehr schwer und immer sehr gefährlich zu heilen. Ich bin überzeugt, daß Sie mir diesen Rath nicht übel nehmen und Freundschaft genug für mich haben werden, ihn zu befolgen. Ich werde von meiner Seite die eifrigsten Wünsche für Ihre Wiederherstellung thun, die Niemand angelegentlicher wünschen kann, als der, der die Ehre hat sich zu nennen rc.

Friedrich.

5.

Küstrin, den 19. Dezember 1739.

Mein lieber Bruder,

Ich habe mit vielem Vergnügen Ihr Geehrtestes vom 18ten erhalten; aber, es Ihnen frei heraus zu sagen, ich finde ein wenig zu viel Komplimente darin. Sie haben mir versprochen, lieber Bruder, keine Umstände zu machen: und erlauben Sie mir, daß ich Ihnen dessenungeachtet sage, daß Sie gar nicht Wort halten. Ich muß daher fürchten, wenn ich das Vergnügen haben werde, Sie

in Soldin zu sehen, daß wir uns in Komplimenten verzehren werden. Ich bitte Sie, wenn Sie mich lieben, machen Sie keine; es ist so unnatürlich unter Verwandten, und vor allem unausstehlich, wenn man sie so haßt, wie ich. Ich hoffe, daß Sie mir diesen Verdruß ersparen werden; und daß ich in Soldin, statt eines Zeremonienmeisters, einen lieben Bruder finden werde, der vollkommen überzeugt ist, daß ich bis ins Grab sein werde ꝛc.

Friedrich.

6.

Ruppin, den 10. Mai 1740.

Mein lieber Prinz,

Um Sie an Ihr Wort zu erinnern, das Sie mir gegeben haben, eine kleine Reise hierher zu machen, schreib ich Ihnen itzt. Da es in Potsdam noch immer übel steht, glaub' ich nicht, daß Sie das geringste dabei wagen. Ich schmeichle mir also, das Vergnügen zu haben, Sie Donnerstags oder Freitags hier zu sehn; wir gehn dann mit einander nach Reinsberg, und, wenn es Ihnen gefällt, bleiben wir bis Sonntags zusammen. Ich mache mir ein wahres Vergnügen daraus, Sie zu umarmen, und Sie mündlich von der

vollkommensten Hochachtung zu versichern, womit ich stets bin,

Mein lieber Prinz,

Ihr treuer Freund und Vetter

Friedrich.

Wenn Sie einen oder den andern Offizier mitbringen wollen, so werden Sie mir Vergnügen machen.

Register.

A.

v. A..., Prinz. 2, 13. — Regierungspräsident. 2, 108.
Abassi, Joseph, arabischer Prinz. 3, 82.
Abendessen des Königs nach der Schlacht bei Leuthen. 1, 48.
Ackerbau wird von Friedrich geachtet. 2, 36.
Adel, der, ist von dem König den beiden andern Ständen weit vorgezogen worden. 2, 1. — Friedrichs Fürsorge für denselben, das. — Erklärung des Königs, daß er lieber reiche Edelleute, als reiche Stifter haben wolle. 2, 2. — Urtheil des Königs über den gesuchten oder gekauften. 2, 9. — (märkischer) hält um Akzise und Zollfreiheit auf den Arrak und Rum an. 3, 141.
Adelige Witwe, bei welcher Friedrich abgetreten. 2, 337.
Adelsbrief. 2, 7.
Ader pflegte sich der König viermal im Jahre schlagen zu lassen. 1, 279. — läßt sich der König im freien Felde öffnen. 3, 3. f.
Adjutant des Königs. 3, 7.
Adrian ,Oberkastellan. 1, 471.
Äußerung des Königs vor der Schlacht bei Lissa. 1, 36.
Affen. 1, 38.

Alberti, Direktor. 1, 270.
Alemann, von, Oberstlieutenant. 1, 315.
d'Alembert. 1, 43. 3, 79.
Algarotti, Graf. 1, 96.
Alkmene, Hund. 1, 35.
Almosen. 2, 311.
Amsterdam, Friedrichs Aufenthalt daselbst. 2, 190.
Amtmann der dem König noch viel kosten wird. 3, 172. — zu Wusterhausen. 2, 287.
Amtsaktuarius, preußischer. 3, 215.
Anderson, Kämmerer. 3, 163.
Anhalt, von, Oberstlieut. 1, 160. 3, 30.
Anmerkungen, lakonische. 3, 95.
Anstalten zum Empfange des Königs in Berlin nach dem siebenjährigen Kriege. 2, 353.
d'Argens, Marquis. 1, 99 f. 122. 3, 98. 216. 225.
d'Arget, Sekretair des Königs. 1, 98. 3, 125.
Arletius, Rektor zu Breslau. 1, 116.
Armenhaus in Potsdam. 2, 336.
Arnold, Müller. 2, 109 f.
Artillerist wird Lieutenant. 1, 383.
Arve, Soldat. 1, 457.
Aufenthaltsort des Königs als Kronprinz. 1, 201.
Aufpasser wird den König nicht gewahr. 1, 422.
August III. König von Polen. 1, 124.
August Wilhelm, Prinz von Preußen, zweiter Sohn Königs Friedrich Wilhelm I, soll nach des Vaters Wunsch ihm in der Regierung folgen. 1, 186 f. — Der König, sein Bruder, ist im siebenjährigen Kriege unzufrieden mit ihm. 3, 17. — Desselben Familie wird in Wohnung und Unterhalt sehr eingeschränkt. 1, 207.
Auguste, Operntänzerin. 1, 121. 3, 215.
Ausdünstung, außerordentlich starke, des Königs. 1, 3. 7.
Avanturier, sächsischer. 2, 288.

B.

B. expedirender Sekretair bei der Regie. 2, 346.

v. B. Landrath in Westpreußen. 2, 40. — General. 2, 93.
v. Backhof, Oberstlieut. 2, 247.
Bahr, von der Garde. 2, 365.
Bahrdt, Doktor. 3, 88.
Balby, Oberster. 3, 207.
Balke, Feldprediger, wird Feldpropst. 2, 360.
Barbarini, Tänzerin. 1, 259.
Baron, ein gewisser, hält um einen Posten an. 3, 134.
Bastiani, Abt. 1, 113. 3, 162.
Bau des neuen Schlosses bei Potsdam. 1, 465.
Baudesson, Juwelier. 2, 205.
Bauernstand wird von dem König für die Grundfeste des Staats erkannt und also geachtet. 2, 28. — er durfte seine Klagen und Bittschreiben unmittelbar an ihn gehen lassen. 2, 44. — Bauern in der Gegend von Landshut bitten den König um Erlaubniß, alle Katholiken umbringen zu dürfen. 1, 172. — in Born, welche des Sonntags ackern. 2, 43. — wollen den Fischer, der die Elbfischerei gepachtet, durch den Abt vom Kloster Bergen dieselbe nehmen lassen und an sich ziehen. 2, 183. — Ein Bauer schenkt einem Soldaten die gestohlnen Rüben. 2, 34. — will keine Sechspfenniger nehmen. 3, 173. — überreicht dem Könige eine Bittschrift, und wird an die Kammer verwiesen. 3, 156. — pommerscher, lobt den König. 3, 209. — Eine Bauerfrau in Schlesien gibt dem Könige Äpfel. 2, 272. — spricht mit dem König, und will ihren Sohn von den Soldaten los haben. 2, 277.
Baumkuchen erhält ein Offizier vom Könige, ihn unter Musik zu verzehren. 3, 190.
Bauwesen des Königs ward durch sein Wohlgefallen an überhäuften Zierrathen verschlimmert. 1, 136.
Beauvray, General der Artillerie. 3, 118.
Bediente des Königs. 1, 259. — bestiehlt den König. 1, 269. — hat sich in die Lieblingsfarben

des Königs gekleidet. 1, 276. — Einer schüttet einem Gaste des Königs Brühe über das Kleid. 1, 273.
Beek, Unteroffizier. 3, 58.
Begräbniß der königl. Hunde. 1, 34.
Behmsche Gesundbrunnen bei Berlin. 2, 208.
Benda, Konzertmeister. 1, 26.
Benike, Regierungspräsident. 1, 338.
Beredsamkeit wird von dem König geschätzt. 1, 77.
Berlin gefiel dem Könige nicht. 3, 80.
Besatzung von Schweidnitz setzt sich in Freiheit. 1, 473.
Bessel, von, Kammerpräsident. 3, 164.
le Beye, Vorleser des Königs. 3, 189.
Bibliothek des Obersten Quintus Icilius. 1, 112.
Biche, Windspiel des Königs. 1, 34.
Bielefeld, von, Baron. 3, 5.
Bildniß des Königs über einem Gasthofe. 3, 196.
v. Birkholz, Kammerpräsident. 2, 328.
v. Blankensee, Hauptmann. 1, 452.
Blankmeister, Prediger. 3, 186.
Blaubart, eine Erzählung. 3, 236 f.
Bleikugel statt Uhr. 2, 334.
Blick des Königs macht verstummen. 1, 1.
Blutvergießen verabscheut Friedrich. 1, 295.
Bock, von, 3, 96. — Landjäger. 2, 255.
Bolkersdorf, ein böhmisches Dorf. 2, 350.
Bonn, Friedrichs Aufenthalt daselbst. 1, 186.
v. Born, Lieutenant von der Garde. 1, 354.
Bornstädt. 2, 37.
Brasisch, Feldwebel. 1, 461.
Brand, Förster, Gespräch mit dem König. 2, 217.
Brauer, hält um den Kommerzienrathstitel an. 3, 110.
v. Brenkenhof, geh. Finanzrath. 2, 78.
Breslau, in, will jemand eine Rede an den König halten. 3, 198.
Brief des Königs an Gottskowski. 1, 124. — an die verwitwete Herzogin von Braunschweig. 1,

205. — an Jordan. 1, 227. — an die Frau v. Camas. 1, 215 f. — an den Kaiser. 1, 299.
Brücke, unter welcher Friedrich verborgen ist. 1, 34.
Brüderunität. 1, 175 f.
Brüggemann, Konsistorialrath. 1, 78.
Brühl, Reitpferd des Königs. 1, 36.
Buchholz, Kriegsrath. 1, 459.
Bullion, Grenadier von der Garde. 3, 201.
v. Buddenbrock, Feldmarschall. 1, 195. — General. 1, 264.
Bürger, dürfen sich unmittelbar an den König wenden, und werden von ihm geachtet, aber doch in einigen Fällen dem Adel nachgesetzt. 2, 15. — lästert Gott, den König und den Magistrat. 2, 181.
Bürgermeister, mit dem sich der König unterhält. 3, 76. — komplimentirt den König. 3, 102. — der nicht gut hört. 3, 157. — zugleich Fabrikeninspektor. 3, 158. — in Westphalen. 3, 211.
v. Burgsdorf, Major. 1, 347.
v. Busch, Kammerherr. 3, 83.
Büsching, Oberkonsistorialrath. 2, 323.
Buttler, von, General. 1, 322.
Byern, von. 3, 29.

C.

Cäsar, Reitpferd des Königs. 1, 36 f.
Calabria. 3, 157. 214.
v. Camas, Frau. 1, 215 f. 259.
v. Carmer, Großkanzler. 2, 98.
Cassenson. 1, 387.
Cerberus, Reitpferd des Königs. 1, 37.
Charfreitrag. 1, 160.
Charlotte, Prinzessin von Preußen, Herzogin von Braunschweig. 1, 204.
Charlottenburg, die Schloßkapelle. 1, 153. — in, läßt der König Feuerlärm blasen. 2, 281.
v. Chasot. 1, 211 f.
Choiseul, Reitpferd des Königs. 1, 36.

Chokolade. 1, 14. 2, 327.
Chorschüler, ein. 2, 271.
v. Cocceji, Großkanzler. 2, 97. f. 313.
la Combe, Akzisedirektor. 3, 183.
Cornaud, französischer Sprachmeister, wird Forstrath. 1, 70.
Cranz, Kriegsrath. 1, 119.
Cricchi, Intermezzosänger. 1, 134.
Cuno, Feldwebel. 1, 460.

D.

D.., Kaufmann. 2, 167.
Dame, eine adelige, bittet den König, sie gegen ihre Gläubiger zu schützen. 2, 184. — empfiehlt ihren ausschweifenden Sohn der königl. Fürsorge. 2, 185. — im Hemde vor des Königs Bette. 2, 268. — unterredet sich mit dem Könige. 3, 209.
Decker, Feldpropst. 3, 148.
Deesen, Kammerhusar. 1, 262.
Defilee, Marsch des Königs mit der Armee durch dasselbe. 1, 435.
Denis, Opernballetmeisterin. 3, 177.
Denissy schenkt dem König einen Tiger. 1, 39.
Deputatkorn verlangen die Prediger in natura. 3, 141.
v. Derschau, Staatsminister, Schreiben an den v. Brenkenhof, die Unterredung des Königs mit den Ministern im J. 1770 betreffend. 2, 59.
Deybert, Kammerhusar. 1, 5. 318.
Dietrich. 1, 150. 3, 193.
Döpel, Brandstifter. 2, 169.
Dohna, Graf, General. 1, 351.
Donzer, Husarenlieutenant. 1, 342.
Dorschkopf wird dem König mit der Post geschickt. 3, 208.
Dose mit dem Portrait eines Affen. 3, 167.
Dragoner reissen das königl. Quartier ein. 1, 378. läßt eine Standarte fallen. 1, 428. — nimmt einem Bauer sein frisches Brot weg. 1, 455.

v. Driesen, General. 1, 350.
Duldung der Religionsparteien. 1, 162. f.

E.

Edelmann, wird reformirt, um dadurch von der Festung befreit zu werden, 1, 156. — polnischer. 2, 207.
Ehe mit des Vaters Bruders Witwe verboten und erlaubt. 2, 176.
Einzug des Königs in Berlin nach dem dresdner Friedensschluß. 2, 352.
Elisabeth, Gemahlin Friedrichs II. 1, 203. — Prinzessin von Preußen. 3, 134.
Ellenberger. 2, 11.
Engländer, hat ein außerordentliches Gedächtniß. 1, 103. — wünscht den König zu sehen. 2, 265.
Enrollirung und Werbung, wer nach des Königs Verordnung frei davon sein soll. 1, 151.
d'Eon, Ritter. 3, 136.
Erklärung des Königs nach der Schlacht bei Chotusitz. 1, 358.
Ermeland, Bischof, von. 2, 75. 3, 166.

F.

Fabrikeninspektor. 3, 158.
Fahnenjunker, wird Offizier und vom Könige beschenkt. 1, 364.
Feinheit des Geistes Friedrichs. 1, 64 f.
Feldjäger muß drei Tage in Arrest. 2, 265.
Feldprediger soll in Ehren gehalten werden. 1, 93. — reitet auf dem Marsch. 3, 146. — unsers H. Gottes Werber. 3, 180.
Feldproviantbediente. 3, 115.
Feldscherer bindet dem König bei einer Kanonade die aufgesprungene Ader wieder zu. 3, 3.
Feuerwerk bei Charlottenburg. 2, 285.
Fitzgerald, Offizier bei der Garde. 1, 344.
la Fleury, Schauspielerin. 3, 198.

Flötenspiel des Königs. 1, 1. 23 f.
v. Forcade, General. 1, 335.
Formey, Geh. Rath. 1, 109. 2, 293.
Förster, dessen Wohnhaus will die Kammer nicht repariren lassen. 2, 358.
Fouqué, General. 1, 96. 191. 3, 205.
Franke Geh. Sekretair. 2, 344. — führt den König im hallischen Waisenhause herum. 3, 175. — G. A. soll in die Komödie gehen. 1, 89 f. — wird zum K. R. ernannt. 1, 91.
Freigebigkeit des Königs. 2, 306.
Freimüthigkeit des Königs. 3, 74.
Friedrich I. König von Preußen. Gedanken seines Enkels von ihm. 1, 185.
Friedrich, Markgraf von Brandenburg-Baireuth. 1, 157.
Friedrich Wilhelm, Kurfürst, wird von Friedrich II. im Sarge besehen. 1, 184.
Friedrich Wilhelm I. König. 1, 185. 2, 290.
Friedrich Wilhelm II. König. 1, 208.
Friedrich Wilhelm, Markgraf. 3, 177.
Friedrike Sophie Wilhelmine, Prinzessin von Preussen, Markgräfin von Baireuth. 1, 190 f. 204.
Fromm, Oberamtmann, Gespräch mit dem König. 2, 214.
Frommann, Abt zu Kloster Bergen. 1, 91.
Furchtlosigkeit des Königs. 3, 1.
Fürstin, eine, empfiehlt dem Könige zwei Subjekte. 3, 79.

G.

Gänse mit dem leeren Gehirne. 1, 259.
Garde, schämt sich zu sagen, wo er seine Blessur bekommen. 1, 393. — wird wegen seiner guten Antwort Unteroffizier. 1, 396. — kocht Klöße in seinem Zelte. 1, 441. — schilt den König einen faulen Hund. 1, 409. — raucht vor des Königs Zimmer Tabak. 1, 415. — du Korps reitet den König fast um. 1, 418. — auf der Feldwache

will den König nicht vorwärts lassen. 1, 427. — ob sie dem König zu Wasser oder zu Lande geschworen. 3, 185.
Gärtner will Moos abreiben. 1, 41. — fällt dem König in die Rede. 3, 101. — Bursche in Sanssouci. 3, 166. 185.
Gedächtniß des Königs. 1, 65 f. — eines Engländers. 1, 103.
Geduld des Königs. 3, 123.
Gefahr, doppelte, des Königs nach der Schlacht bei Leuthen. 3, 36 f.
Gegenwart des Geistes. 3, 169.
Geheimerath-Titel soll verschwiegen gehalten werden. 3, 111. — bittet den König, das liederliche Haus ihm gegenüber wegschaffen zu lassen. 3, 184.
Geister kann der König zitiren. 3, 193.
Geistlicher, s. Prediger und Theologen.
Gelehrte, welche der König schätzte. 1, 76 f. — ein G. will mit dem König über den siebenjährigen Krieg raisonniren. 1, 118.
Gellert. 1, 81 f.
Gemälde. 1, 123 f.
Gemeiner, dessen Tapferkeit in einem Scharmützel. 1, 432.
Genealogische Kenntniße des Königs. 1, 73.
General, französischer. 1, 243 f. 3, 68. — räth dem König, bei bösem Wetter im Wagen zu fahren. 1, 4. — schimpft auf den Despotismus. 2, 261. — beklagt sich beim König über einen Prinzen. 3, 84. — stirbt an den Folgen seiner Ausschweifungen. 3, 140.
Generalin hat schöne Leute im Dienst. 1, 451.
Genius des Obersten Müller. 3, 159.
Gerechtigkeitsliebe des Königs. 2, 94.
Gersdorf, von, Landrath. 2, 110.
Gesandte, auswärtige, Umgang mit ihnen sieht der König nicht gern. 2, 280.
Gesangbuch, neues preußisches. 1, 181.
Geschmack des Königs. 1, 121.
Geschichte des siebenjährigen Kriegs, welche der König geschrieben, verbrennt. 2, 274.

Gesetzbuch. 2, 99.
Gift trug der König bei sich. 3, 34.
Gigard, Kastellan. 3, 213.
Gilbert versteht den Schlag der Nachtigallen nachzuahmen. 3, 200.
Glaserstochter, in die sich Friedrich verliebt stellt. 3, 129.
Glasow, Kammerdiener des Königs. 1, 265.
Glockenspiel. 3, 147.
Görne, von, Minister. 2, 289.
Götze, von, General. 3, 63.
Golz, von, General. 1, 238. 3, 173. — Regiment. 1, 73. 3, 127. — Kornet. 1, 409.
Gottskowski. 1, 99. 124.
Graf, ein gewisser, spielt vor dem Könige. 1, 29. — bewundert des Königs Gedächtniß. 2, 267. — bittet um Erlaubniß zu einer Reise. 3, 75. — ein schlesischer, schlägt ihm seine Pferde zum Vorspann ab. 3, 84.
Greifenberg, Stadt. 1, 60.
Greis, ein, wird vom Könige auf seine alten Tage gut versorgt. 1, 465. — bittet um ein Almosen. 1, 468. — supplizirt um Abschaffung der Regie. 2, 105.
Griechische Christen zu Breslau. 1, 174.
Gröben, v. d., Premierlieutenant. 3, 129.
Großfürst. s. Paul I.
Grote, v., 3, 150.
Grothausen, von, Kommandeur. 1, 435.
Grün, die Gräfin, hat ein Gelübde gethan, der heiligen Jungfrau bei den Jesuiten ein schönes Kleid zu verehren. 3, 182.
Grüneberg. 3, 191.

H.

Haccius soll Hase heißen. 3, 135.
Hähn, Abt in Klosterbergen. 1, 91.
Han, dü, de Jandun, ehemaliger Hofmeister Friedrichs. 1, 97.

Handwerksbursche. 2, 174. 253.
Harte, Oberamtmann. 2, 44.
Hauptmann von der Schloßwache. 1, 48. — setzt sich durch einen Plan bei Friedrich wieder in Gunst. 1, 323. — treibt Ackerbau und Viehzucht. 1, 361. — östreichischer. 3, 6.
Havenbrock, ein Bauer. 2, 168.
Heilkunde versteht Friedrich. 1, 75.
Heimburger, Feldwebel. 1, 461.
Heinrich, Prinz von Preußen, des Königs Bruder. 1, 208. 2, 285. — des Königs Neffe. 1, 209. — Markgraf von Schwedt. 3, 129. — Unteroffizier. 3, 27.
Heirathen sieht der König nicht gern an Personen, die er schätzt. 1, 111. 232. — auch nicht bei seinen Bedienten. 1, 262. — auch bei Offizieren nicht. 1, 362.
Herrnhuter, s. Brüderunität.
Herzberg, von, Graf und Staatsminister. 1, 115.
Herzog, Grenadier. 1, 408.
Hesse, Geh. Rath. 2, 10.
Heyne, Domorganist. 1, 22.
Hirtenbrief wider die Freigeister. 3, 225.
Hitze des Königs. 3, 121.
Hochkirchen. 3, 50. 155. 173.
Hoditz, von, Graf. 3, 154.
Höflichkeit des Königs. 2, 190. 3, 80.
Hohendorf, das Fräul. v., bittet um eine Stelle im Kloster. 2, 322.
Holländer, ein, wird vom Könige in Sanssouci herumgeführt. 2, 203.
Holstein-Beck, Herzog. 1, 125.
Hony soit qui mal y pense. 3, 146.
Huber, Hofmaler. 1, 136.
Hübner, Landrath zu Stettin. 1, 33.
H····tt, der es weiter sagt. 3, 170.
Hund, von, Major. 1, 380.
Hunde des Königs. 1, 30.
Husaren, vier, heben eine östreichische Feldwache auf. 1, 445. — Husar, gemeiner, wird Offizier.

2, 358. — feindlicher, wird vom Könige angeredet, und dadurch gefangen. 3, 10. — kann vor dem Könige nicht sprechen. 3, 13.
Husarenlieutenant, ein, hält um den Titel als Oberjäger an. 1, 371. — =oberster erhält von Friedrich Geld zur Reparatur seines Hauses. 1, 375.
Hußiten in Schlesien aufgenommen. 1, 175.

J.

Jagd. 1, 41.
Jäger, ein, lauert in einem Graben auf den Feind. 1, 246.
Jariges, v., Justizminister und Großkanzler. 2, 98.
Ingenieuroberste v. D··. 1, 369. — =offizier fällt dem Könige in die Rede. 3, 100. — bei der Belagerung von Schweidniz. 3, 87. — erhenkt sich. 2, 34.
Intermezzosänger Cricchi. 1, 134.
Invalide Soldaten. 1, 148. 310. 459. 470. — Offiziere. 1, 371.
Jordan, Geh. Rath. 1, 227.
Joseph II, Kaiser. 3, 168.
Italiener, ein, will das Opernwesen pachten. 1, 131. — ein Intermezzosänger. 1, 135. — Offizier. 3, 159. — bieten ihre Dienste an. 1, 365.
Jude, ein, wird ein Christ. 3, 196.
Jungfrau, die heilige, wird vom Könige beschenkt. 3, 183.
Jutrzenka, Offizier. 3, 95.

K.

Kabinetsordre an den Propst Reinbeck wegen des Philosophen Wolf. 1, 76. — an den Konsistorialrath Brüggemann zu Stettin. 1, 78. — an den Hofrath Moriz zu Berlin. 1, 79. — an den Prof. Heynaz zu Frankfurt. 1, 80. — wegen des Kriegsraths Cranz. 1, 119. — wegen des Professor de la Veaux. 1, 120. — an den

Staatsminister v. Zedlitz. 1, 139. 140. f. — an den Pater Franz Pitzner. 1, 170. — an die 4 Gemeinen in Berlin wegen d. neuen Gesangb. 1, 182. — an die pommerschen Landstände wegen ders. Sache. 1, 183. — an das Generaldirektorium. 1, 338. u. a. — an die hinterpommerschen Landstände wegen des Kaffee's. 2, 2. — wegen Erhaltung des Adels bei seinen Gütern. 2, 4. f. — an den geheimen Finanzrath Tarrach. 2, 16. — an die berlinische Kaufmannschaft wegen des Kaffe. 2, 21. — wegen des Niederfallens der gemeinen Leute bei Ueberreichung der Bittschriften. 2, 23. — wegen Mißhandlung der Bürger von den Offizieren. 2, 24. — wegen Anbau der Färbekräuter. 2. 41. — an den geheimen Finanzrath von Brenkenhof. 2, 77. — wegen Gewöhnung der Unterthanen zum Fleiß. 2, 83. — wegen einpassirter wilden Thiere. 2, 84. — wegen der englischen Spitz- und Kratzmaschinen. 2, 88. — wegen geschwinder Abmachung der Prozesse. 2, 94. f. — wegen des Brandstifters Döpel. 2, 169. — wegen der Tortur. 2, 170. — daß kein Geistlicher zu einem Delinquenten gelassen werden soll. 2, 172. — an den Staatsminister von Horst. 2, 186. — an die kurmärkische Kammer, da die Feinde Berlin verlassen hatten. 2, 306. — wegen kurzer Vorstellungen und Anfragen. 3, 92.

Kadet. 3, 89.

Kaffe-Verbrauch von dem Könige angeschlagen. 2, 2. 21.

Käse, französischer. 1, 278.

Kaiser, vom Könige in Mähren besucht. 3, 199. — von der Garde, duellirt sich. 3, 200.

Kalabria, von der Garde, erhält einen Orden. 3, 157.

Kalkstein, von, Regiment. 1, 447.

Kalsow, von, Generallieutenant. 1, 375.

Kalzabigi, von. 2, 357.

Kammerdiener will vom Könige die Einwilligung zu seiner Heirath erhalten. 1, 14.

Kammerherren. 1, 294. 3, 114.
Kandidat aus dem Thüringischen. 2, 192. — soll sich den Bart wachsen lassen. 3, 150. — sucht einen Vetter. 3, 191.
Kanzleibedienter wird Hofrath. 1, 38.
Kanzlist gießt das Tintenfaß über das Geschriebene. 2, 204.
Kapellmusikus übt sich des Nachts auf dem Fagott. 2, 286.
Kappel, Jäger. 1, 255.
Karl, Herzog von Wirtemberg. 2, 46.
Karneval. 1, 46. 3, 176.
Karschin, Dichterin. 2, 249.
Kartätschen, neuer Versuch damit bei Potsdam. 1, 298.
Katholiken, ihr Zustand in den preußischen Ländern. 1, 167. f.
Katt, v., Lieutenant bei den Gensd'armes. 1, 188. f.
Kaufmann, ein, hat so viel Ehre als ein Offizier. 2, 263. — holländischer. 2, 203. — Kaufmannstochter. 2, 264.
Kauniz, Reitpferd des Königs. 1, 36.
Kavallerieregiment, das zu Friedrichs I. Zeiten rebellirt hatte. 1, 73.
Keith, von. 1, 190. f. 2, 313. 3, 89.
Kienast, Landjäger, fährt eine Frau um. 2, 279.
Kinderfreund ist Friedrich. 2, 264. 274. 3, 90.
Klausius, Amtsrath. 2, 241.
Kleidung 1, 15.
Klement, Färber aus Küstrin. 2, 308.
Kletschke, Feldpropst zu Potsdam. 1, 92.
Kleve. 1, 171.
Knabe, ein, wird ein guter Soldat werden. 2, 274.
Koch des Markgrafen Karl. 3, 206.
Köper, Kabinetsrath. 2, 348.
Kollin. 3, 59.
Kolonie von einem Lieutenant angelegt. 2, 329.
Kolonist, ein, wird wegen unordentlicher Wirthschaft aus dem Gehöfte gewiesen, und vom Könige wieder eingesetzt. 3, 125. — will außer Landes gehen. 3, 165.

Kommißbrot. 2, 331.
Konföderirte, polnische. 1, 163.
Kontrebandier erhält Befreiung von der Strafe. 2, 107.
Kontroverspredigten. 1, 167.
Konzert des Kapellmeisters Pepusch. 3, 217.
Korporal trägt statt einer Uhr eine Bleikugel. 2, 334.
Kosaken. 3, 136.
Koschenbar, von, General. 3, 147.
Kraul, Musketier, wird Lieutenant. 3, 70.
Krause, Kunstgärtner. 2, 291.
Kretschmar, der, zu Sahra. 3, 41.
Kretschner, Tambour. 1, 431.
Kriegsrath soll im Kriege nicht rathen. 3, 110. — ein gewisser, wird vom Könige dechargirt. 3, 118. — wünscht Friedrich geworden zu sein. 3, 191.
Kroaten schießen aus einem alten Bergschlosse auf die preußischen Husaren. 3, 188.
Kronleuchter ist zerbrochen. 1, 272.
Krusemark, von, Oberstlieutenant. 1, 420.
Küstrin, Arrest und Aufenthalt des Königs daselbst. 1, 190 f. 258.
Kunersdorf. 3, 63.
Kurzhagen, von, Rittmeister. 1, 370.

L.

L.., Schneider. 3, 183.
Lakonische Anmerkungen des Königs. 3, 95.
Landräthe, ihre Bestimmung. 1, 55.
Lappländer. 1, 39.
Lateinische Namen kann Friedrich nicht leiden. 3, 95.
Laudon, Feldmarschall. 1, 248. 3, 71. 142.
v. Launay. 1, 462.
Lehrer am potsdamschen Waisenhause sollen ausgezeichnet gekleidet gehen. 3, 160.
Leibhusar, befördert dem Könige den Schlaf. 1, 9.
Leining, geh. Kämmerer. 3, 86.

Leipzig, des Königs Winterquartier daselbst im J. 1759. 1, 80. — 3, 9. 136.
Leuthen, Schlacht daselbst. 1, 295. 3, 36.
Leutseligkeit Friedrichs. 2, 187.
Lestwiz, von, General. 1, 160. 2, 315.
v. Lichnowskysche Regiment. 1, 335. 3, 15.
Lieske vom ersten Bataillon Garde. 1, 423.
Lieutenant legt eine Kolonie an. 2, 329.
Linke, Verwalter. 2, 341.
Litzmann, Prokonsul zu Neuruppin, leiht dem König als Kronprinzen tausend Thaler. 2, 322 f.
de Lucchesini, Marchese. 1, 115. 2, 336.

M.

M.., von, Kammerdirektor. 1, 372.
Mädgen, bittet den König, er möchte ihr doch helfen, daß sie ihren Geliebten heirathen könne. 2, 363. — als Hofdamen der Opernheldinnen halten um Pension an. 3, 140.
Mäuse im Schlafzimmer des Königs bei einem Pfarrer. 3, 197.
v. Mailly, Graf, französischer Generallieutenant. 1, 243.
v. Manteufel, Landräthin. 1, 258.
Margner, Bauer, rettet den König von einer Gefahr. 2, 335.
v. Marschall, wird katholisch. 1, 157. — Lord. 1, 46. 96. 169. 228. 2, 74.
v. Massow, Präsident. 2, 100.
v. Maupertuis. 1, 72. 98. 107.
Meierotto, Kirchenrath. 3, 81.
Merian, J. B. 1, 89. 115.
de la Mettrie. 1, 98.
Miethsmann, ein, wird von seinem Wirth herausgeworfen. 2, 347.
Minister-Revue. 1, 58.
Mißtrauen des Königs. 3, 115.
v. Mitchel, englischer Gesandter. 3, 169.

Mölder, Kaufmann, hält um eine Zivilbedienung an. 3, 181.
Moldenhawer, Prof. zu Königsberg. 1, 89.
Monate, 13 im Jahr. 2, 35.
Morgenstern, Offizier. 3, 95.
Moriz, Prinz. 3, 39.
Mucker, geistliches Muckerpack, kann der König nicht leiden. 1, 90.
Müller, Feldprediger des Regiments Gensd'armes. 1, 194 f. — Kammerlakai des Königs. 1, 260. 269. 271. 274. — Arnold. 2, 109. — Oberster von der Artillerie. 3, 159.
v. Münchow, Kammerpräsident. 1, 191. 241.
Musik, Liebe des Königs dazu. 1, 22.
Musiklehrer, erster, des Königs s. Heyne.
Musikus, französischer. 1, 29.
Musquetier, ein verwundeter. 1, 406. — will sich erschießen. 1, 419.
Mylius, Inspektor zu Fehrbellin. 2, 322.

N.

Namen, lateinische, kann der König nicht leiden. 3, 95. — auch nicht zusammengesetzte. 2, 12.
Närrin, die größte, geht voran, 3, 109.
v. Nassau-Usingen, Prinz. 1, 47.
Naudé, Prof. 1, 72.
Neumann, Kammerhusar. 1, 284.
Nikolaikirche zu Potsdam. 3, 134.
Nizschwiz, Schloß unweit Torgau. 1, 379.
Nüßler, von, Landrath. 2, 56.

O.

Oberster versteht sich auf die Kochkunst. 3, 116. — hat sich einen Postzug angeschafft. 3, 172. — der sich dem Trunk ergeben hat. 1, 367. — dessen Schulden der König bezahlt. 2, 324.
Obst liebt Friedrich. 1, 14. — erlaubt der König zu nehmen, aber nicht den Zaun. 1, 405.

Öfnung des Körpers ist dem König unangenehm: daher sie auch mit dem seinigen nicht vorgenommen worden. 3, 292.
Ökonomie des Königs. 2, 90.
Ölschläger, Kaufmann, wird in der Oper ohnmächtig. 2, 255.
Östreicher, ein verwundeter, segnet den König. 1, 245. — Großsprecherei vor der Schlacht bei Leuthen. 3, 43. — vor Liegniz. 3, 199. — Offiziere werden vom Könige im Schlosse zu Lissa am Tage der Schlacht bei Leuthen gefangen. 3, 48.
Offenherzigkeit des Königs. 3, 74.
Offizier, trägt einen bürgerlichen Rock. 3, 172. — will den aufgehobenen Orden de la generosité tragen. 1, 365. — wetten für und wider eine Bataille. 1, 297. — erhält den Orden pour le mérite. 1, 321. 386. 3, 147. — hetzen das Wild auf der potsdamer Insel mit Pferden. 1, 334. — meldet dem König, daß an einem gewissen Orte eine russische Kanone läge. 1, 339. — läßt sich mit einer Operntänzerin in Liebeshändel ein. 1, 346. — schlägt einen Stückknecht unmenschlich. 1, 401. — ein sächsischer, bittet um eine Kompagnie und zugleich um Erlaubniß, zu heirathen. 1, 354. — ein invalider, verkauft seine erhaltene Postmeisterstelle. 1, 373. — v. B. nimmt preußische Dienste. 2, 259. — wird vom Könige beschämt. 2, 339. — bittet um Urlaub, nach seinem Vaterlande Pommern zu reisen. 2, 354. — Italiener von Geburt. 3, 159. — wird vom Könige auf der Redoute erkannt. 3, 169. — erhält durch Knittelverse eine Versorgung. 3, 171.
Ohnmacht, eine, befällt den Kaufmann Ölschläger in der Oper. 2, 255.
Opern. 1, 129.
Opernsängerin, spielt krank ihre Rolle. 2, 257.
Operntänzer, müssen nach Potsdam kommen. 3, 204.
v. Oppen, Flügeladjutant. 1, 339. 3, 13.

Orden, welchen der Calabria erhält. 3, 157.
Ordensgeistlicher, ein, beklagt sich über seinen Pfarrer. 1, 170.
Ordnung des Königs. 1, 43 f.

P.

Page, ein, stößt dem Hrn. v. Voltaire an die Frisur. 1, 105 f. — trinkt mit dem König Chokolade. 1, 289. — soll den Sattel mitnehmen. 1, 290. 3, 5. — erhält vom Könige im Schlaf eine Rolle Dukaten. 2, 332. — verkauft dem G. L. v. Ramin das vom Könige ihm geschenkte Pferd. 2, 338.
Panduren. 3, 16. 20.
Paskopall, Paß in Böhmen, wird vom Könige rekognoszirt. 3, 16.
Pasquill über die Kaffeneuerungen. 3, 74.
Paul I. russischer Kaiser. 2, 262.
Pauw, Kanonikus. 1, 112.
Pepusch, Kapellmeister. 3, 217.
Pesne. 1, 128.
Pfaffe, der gewöhnliche Namen, mit welchem der König die Theologen belegte. 1, 88 f.
Pfeifer, ein, der tapferste in der Schlacht. 3, 184.
Pferde, des Königs. 1, 36.
Pferdearzt bittet sich den Hofrathstitel aus. 3, 106.
v. Pfuhl, Generallieutenant. 1, 365.
Pfund, Leibkutscher des Königs. 1, 286.
Philipps, engl. Reitschmid. 3, 187.
v. Pirch, Leibpage. 1, 290. 3, 4.
Pitt, Reitpferd des Königs. 1, 36.
Pockrzwinicky, v. 3, 96.
v. Podewills, Graf, Staatsminister. 1, 235. 240.
Pohle, Kantor bei der berl. Garnisonschule. 1, 135.
v. Pöllnitz, Baron. 3, 80. 219 f.
Polnischer Edelmann. 2, 207.
Porporino, Sänger. 1, 132.
Posadowsky, von, Rittmeister. 2, 281. 3, 27.
Postoffiziant soll Papa und Mama grüßen. 3, 137.
des Prades, Abbé. 1, 107.

Prediger, bittet um ein Stück Land. 1, 93. — bittet um Jagdfreiheit. 1, 93. — hat Kontrebande. 2, 182. — in einem sächsischen Dorfe unterredet sich mit dem Könige. 2, 351. — zu Lobhens tritt den König wegen der versprochenen 1000 Rthlr. an. 2, 357. — in der Neumark. 2, 367. — erhält wegen einer kurzen Taufe eine gute Stelle. 3, 98. — verlangen ihr Deputatkorn in natura. 3, 141. — = und Schulhaus in Potsdam soll nur einen Eingang erhalten. 3, 142. — in Schlesien, bei welchem der König übernachtet. 3, 143. — bei Leipzig hat viele Mäuse im Hause. 3, 197. — predigt über Herodes. 3, 128.
Pretsch, Bedienter des Königs. 1, 269.
v. Prittwitz. 2, 316.
Projekte zur Bedrückung der Unterthanen kann der König nicht leiden. 2, 22. 87.
Proviantkommissarius bittet um einen Titel. 3, 113.
Prozesse, Abkürzung derselben. 2, 94 f.
Prozession in Kleve zu einem Marienbilde. 1, 171.

Q.

Quanz. 1, 23 f. 131. 188.
v. Quast, Landrath. 2, 229.
Quintus Icilius. 1, 81. 109 f. 274. 3, 185.
Qrequi, Opernsänger. 3, 203.

R.

v. R., Oberste. 2, 14. — östreichischer General. 3, 145.
v. Ramin, Generallieut. 1, 294. 2, 338.
v. Rathenow, Hauptmann, Gespräch mit dem Könige. 2, 216.
Rebiak, Grenadier. 3, 32.
Rede des Königs nach dem Überfall bei Hochkirch. 1, 474. 3, 51. — bei der Belagerung von Olmütz. 3, 19. — vor der Schlacht bei Leuthen. 3, 37. — vor der Schlacht bei Roßbach. 3, 49. — will jemand an den König in Breslau halten. 3, 198.

Redoute. 2, 353.
Regentenlehren für den Herzog Karl v. Wirtemberg. 2, 46.
Regierungsart des Königs. 2, 46.
v. Reibniz, Lieutenant. 1, 19.
Reinbeck, J. G. bekommt Aufträge wegen des Philosophen Wolf. 1, 76.
Reinsberg. 1, 201.
Reiter, will zum Teufel reiten. 1, 403. — dessen Fouragebund gerissen. 1, 394.
Religion, Gedanken des Königs darüber. 1, 154. — der königl. Familie. 1, 156. — soll den Bauerkindern vernünftig gelehrt werden. 1, 144 f.
Religionsänderung verachtet Friedrich. 1, 156 f. 173.
Rentmeister müssen nüchtern sein. 3, 147.
Retzow, von, General. 3, 160.
Revuezeit. 1, 50 f.
Rhabarber. 1, 75.
Rheinwein, trinkt der König nicht. 1, 13. — haben die Kriegsräthe in Berlin am besten. 3, 156.
Rittmeister, ein gewisser, bittet den König für seine Mutter wegen andringender Gläubiger. 2, 184.
Robinson, englischer Gesandter. 3, 96.
v. Rohr, Generalmajor. 3, 38.
Romani, Tenorsänger. 2, 269.
Rosenfeld, neuer Messias. 1, 177.
Roßbach, Schlacht daselbst. 3, 49.
v. Rothenburg, Graf, General. 1, 238. — Kammerpräsident. 2, 308.
v. Rudenschöld, Graf. 1, 233.
Rumaneff, Leibkutscher des Großfürsten. 1, 288. 3, 162.

S.

S.., Inspektor zu P. 3, 151. — Präsident. 2, 86. 91.
v. S.., Fräulein. 2, 366.

Sackträger in Berlin. 3, 179.
v. Saldern, General. 1, 292.
Salimbeni, Lieblingssänger des Königs. 1, 133.
Salpius. 3, 129.
v. Schafgotsch, Bischof zu Breslau. 1, 249.
v. Schätzel, Kommandeur der Gardedükorps. 1, 353. 435.
Schauen. 3, 150.
Schawaerwitz. 1, 464.
v. Schenkeudorf, General. 1, 380.
Schildwachen auf der grünen Treppe. 1, 422.
Schimmel, der faule. 1, 37. — molwitzische oder lange. 1, 36. — eine Kanone. 1, 383.
Schlaf des Königs. 1, 5 f.
Schlauch, des Königs Barbier. 1, 281.
Schlößer, seine, nennt Friedrich Häuser. 1, 137.— das berliner hält er in großem Werth. das.
Schmeichelei. 3, 101.
Schmidt, Küster an der Domkirche, schreibt an den König. 3, 137. — ein Bettler. 2, 361.
Schnupftabak des Königs. 1, 15.
Schönemann, ein gewisser, will Bedienter beim König werden. 1, 130.
Schreiben des Königs an den Staatsminister von Dankelmann. 1, 92. — an einen Anführer der polnischen Konföderirten. 1, 163. — an den Fürstbischof v. Schafgotsch zu Breslau. 1, 167. 252.— an Voltaire. 1, 161.—an d'Alembert. 1, 179.— an den General von Zieten. 1, 313. — an die Kaiserin Maria Theresia. 1, 295. — an den König von Polen. 1, 296. 2, 53. — an den Kaiser. 1, 299. — an den Oberstlieut. v. Alemann. 1, 315. f. — an die Frau Generalin v. Forcade. 1, 337. — an den holländischen Gesandten v. Verelst. 2, 82. — an die Bauerschaften der Grafschaft Ravensberg. 2, 35. — an die Großkanzlerin v. Cocceji. 2, 291. — an die Obersten von Troschke. 2, 317. — an den Marquis d'Argens. 3, 22. 33. f. 52. — an den Lord Marschall nach

der Schlacht bei Kollin. 3, 61. — eines Offiziers vor der Schlacht bei Zorndorf. 3, 56. — eines preuß. Offiziers nach der Schlacht bei Kunersdorf. 3, 72. — des Etatsministers v. Derschau an den Geheimen Finanzrath von Brenkenhof. 2, 59.
Schreiber des Kabinetsraths Stelter. 3, 206.
Schubert, Prediger in Potsdam. 1, 178.
Schuflicker. 2, 333.
Schulden werden bezahlt. 2, 182.
Schulen, Gedanken des Königs darüber. 1, 140 f. — was er zur Verbesserung des Gehalts der Lehrer gethan. 1, 146. — invalide Soldaten zu Landschullehrern. 1, 148.
Schulmeister, vormals ein Unteroffizier. 1, 148.
Schwarz, Hofstaatssekretair. 3, 95.
Schwenkfelder nach Schlesien zurückberufen. 1, 175.
v. Schwerin, Generalfeldmarschall. 1, 317. 2, 313. — Landjägermeister. 1, 318. — Oberstallmeister. 3, 132. 167. — Oberst. 3, 178.
v. Seckendorf, Graf. 1, 295.
Seelengröße des Königs. 3, 72.
Seespinne, eine von den letzten Speisen des Königs. 3, 290.
v. Seidlitz, General. 1, 320. 362. 2, 249. 313. 360. 3, 60. 205.
Sekretaire bitten um eine Rangordnung. 3, 109.
Selbstmord, kein Verbrechen. 2, 174.
Selle, Geh. R. 3, 275. f.
Senning, Oberst. 1, 214.
Soldat, unterhält sich mit dem König. 1, 400. 2, 201. — reißt dem König das Stroh weg, auf welchem er ruht. 1, 407. — hat ein Schaf gestohlen. 1, 454. — wird erschossen. 1, 456. — hat Rüben gestohlen. 2, 34. — wird Invalide und dann Bauer. 2, 42. — macht Kontrebande. 2, 181. — alter kaiserlicher. 3, 212.
Soldaten klagen über vieles Hirseessen. 1, 447. — bieten dem König Brot und Branntwein an. 2,

348. — = weib kocht Kartoffeln am Feuer, wo der König steht. 1, 450.
Soor, Schlacht bei. 1, 360.
Spalding, O. K. R. 1, 155.
Spion, wird großmüthig vom Könige behandelt. 2, 290.
Spitznas, von, Baron. 1, 367.
Sprachenkenntniß des Königs. 1, 70.
Sprengel bittet um den Rathstitel. 3, 105.
Stände von Vallengin. 3. 149.
Stargardisches geistliches Ministerium wird an Duldsamkeit erinnert. 1, 180.
Steinmann, Kapitain, bittet um den Adel. 2, 9.
Stickfluß tödtet den König. 3, 291.
Stiefeln, neue, läßt sich der König austreten. 1, 17. — reißt sich Friedrich an einem Rade auf. 2, 355.
Stock, verliert der König. 2, 287.
Studiren, wem es der König erlaubt hat. 1, 151 f.
Stukkaturarbeiter fällt von der Leiter. 2, 256.
Suasius, Hofstaatssekretair. 3, 95.
Sünde wider den heil. Geist. 1, 88.
Suhm, von. 2, 313.
Sulzer. 1, 88.
Suppe, welche 7 Rthlr. kostet. 2, 349.
Swerts, von, Schauspieldirektor. 3, 117.
Syburg, von, General. 3, 26.
Sydow, von, Oberster. 1, 359.

T.

Tabakstrauchen kann ein Soldat nicht lassen. 1, 403. 407. — Fabrikant erhält den Titel als Saucenrath. 3, 110.
Tapferkeit des Königs. 3, 1.
v. Thadden, Regiment. 1, 448.
Thiere, fremde. 1, 38.
Theologen, vom Könige verachtet. 1, 88 f.
Theurung. 2, 310.
Tischler zu Breslau. 3, 216.

Titelsucht. 3, 104.
Tobias, Abt des Klosters Kamenz. 3, 210.
Topf mit Geld, wird bei Aufwerfung einer Schanze gefunden. 2, 339.
Torgau, Schlacht daselbst. 1, 6. 247. 3, 22 f.
Traun, Feldmarschall. 1, 247.
v. Trotta, Lieutenant, 1, 434.

U.

Uchtländer, von, General. 1, 345.
Uhr, Kunststück an einer, von dem König geschwind entdeckt. 1, 64. — =kette mit vielen Berloken. 1, 21.
Ulanen sind Honigkrämer. 3, 12.
Ulrike Eleonore, Königin von Schweden. 1, 39. 132. 204. 312.
Umgang, gesellschaftlicher. 1, 121.
Umständliche, das, war dem König unangenehm. 3, 91.
Unerschrockenheit des Königs. 3, 1.
Uniform wird verbrannt. 3, 127.
Unitarier haben in Ostpreußen öffentlichen Gottesdienst. 1, 175.
Universitäten, zu ihrem Aufnehmen hat der König nichts verwendet. 1, 138.
Unteroffizier wird Lieutenant. 1, 396 f. — wird vom Könige kurirt. 1, 411. — wird vom Könige mit einer Pastete traktirt. 1, 416. — einem, wird von dem König die Tabakspfeife weggenommen. 1, 425. — unter der Gardedükorps bekommt 20 Friedrichsd'or. 1, 445. — von der Garde, dessen Sohn gestorben. 2, 275. — muß sich an des Königs Rockschoß halten. 3, 11. — unter der Gardedükorps verliert in der torgauer Schlacht den Arm. 3, 27.
Unterschrift des Königs. 3, 94.
Unterthanen, der, nimmt sich der König bei ihren Klagen an. 2, 103.

V.

Vallengin. 3, 149.
Vanloo. 3, 103.
Vasen in Sanssouci zerschlagen. 2, 183.
v. Verelst, holländischer Gesandter. 2, 82.
Versicherungsakte für die schlesischen Stifter und Klöster. 1, 173.
Völker, welche den König bekriegt haben. 1, 241 f.
— Kammerlakai. 1, 266.
Vogel, Nadler in Potsdam. 2, 362.
Vogelleim. 3, 119.
Voltaire. 1, 102 f.
Vorspannreglement. 2, 85.

W.

Wackenitz, von, Oberst. 1, 353. — Oberstlieutenant. 1, 341.
Waisenhauslehrer in Potsdam sollen ausgezeichnet gekleidet werden. 3, 160.
Wallrawe, General. 3, 151.
v. Warkotsch, Baron. 1, 254.
Warnery, General. 3, 60.
v. Wedell, Major. 3, 136.
Weihnachten, zu, beschenkt Friedrich seine Leibbedienten. 1, 282.
Wein aus Stettin. 3, 85.
Weitläufige, das, war dem Könige unangenehm. 3, 91.
Werner, Thorschreiber zu Dardesheim. 1, 461.
Westphal aus Kleve. 1, 452.
Wind, Kaufmann. 3, 212.
Winningische, von, Regiment. 1, 360.
v. Winterfeld, Generalfeldmarschall. 2, 313. 3, 69.
Witwe, seines Vaters Bruder, soll ein Sohn nicht heirathen; doch erlaubt es der König in einem Falle. 2, 176.
Wolf, Christ. 1, 76. — Unteroffizier. 1, 460.
Wyhlich, General. 3, 207.

Z.

v. Zaremba, General. 2, 12.
v. Zastrow, General. 1, 366. — Hauptmann. 2, 283.
Zeitungen. 3, 180.
Zensur. 1, 119.
Ziesar. 1, 322.
Zieten, von, General. 1, 313. 429. 2, 228. 273. 3, 8. 69.
v. Zimmermann, hannöverischer Leibarzt. 2, 188 f. 3, 287.
Zorn, Magazinverwalter. 3, 108.
Zorndorf, Schlacht bei. 1, 340. 3, 57.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Stein, Christian Gottfried Daniel,

Charakteristik Friedrichs des Zweiten, Königs von Preußen

Bd.: 3

Berlin (1798)

Biogr. 3216 s-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10069020-1
VD18 90095804